

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

2
.....
2023

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Sonja Windmüller

Staging Economics.

Zur Kulturanalyse des Wirtschaftlichen

Lina Franken

Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung.

Digital Humanities in Anwendung und Reflexion

Christine Hämmerling

Professionelle Authentizität.

NGO-Fundraising in neoliberalen Zeiten

Oliwia Murawska

Empirischer Posthumanismus.

Wir sind schon immer posthuman gewesen

Forum: Grenzverkehr – EKW und Öffentlichkeit



Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



Inhalt

119. Jahrgang

Editorial	153
Sonja Windmüller Staging Economics. Zur Kulturanalyse des Wirtschaftlichen	155
Lina Franken Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung. Digital Humanities in Anwendung und Reflexion	176
Christine Hämmerling Professionelle Authentizität. NGO-Fundraising in neoliberalen Zeiten	201
Oliwia Murawska Empirischer Posthumanismus. Wir sind schon immer posthuman gewesen	223
Forum: Grenzverkehr – EKW und Öffentlichkeit	247
Berichte	265
Buchbesprechungen	273
Anschriften der Autorinnen und Autoren	302

Editorial

In dieser Ausgabe der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft finden sich gleich zwei Antrittsvorlesungen: Sonja Windmüller wurde an die Universität Kiel berufen. Sie skizziert in ihrem Vortrag eine Kulturanalyse der Ökonomik und ihre spezifisch europäisch-ethnologischen Zugänge. Lina Frankens Antrittsvorlesung an der Universität Vechta lotet kulturwissenschaftliche Dimensionen digitaler Forschungsfelder aus und schlägt damit eine Brücke zu den Digital Humanities. Forschungsbeiträge liegen von Christine Hämmerling und Oliwia Murawska vor. Hämmerlings Arbeit setzt sich auf empirischer Basis mit der emotionalen Ökonomisierung in Ehrenamt und NGOs auseinander. Sie nimmt dabei insbesondere das Verhältnis von Authentizität und Vertrauen in einer marktwirtschaftlich geprägten Arbeitswelt in den Blick. Murawska öffnet in ihrer ethnografisch fundierten Arbeit zu See und Sand in der Kaschubei die Empirische Kulturwissenschaft für den philosophischen Posthumanismus. Sie verbindet den feministischen und ökologisch motivierten Posthumanismus mit ihrer eigenen, aus der Anschauung des Feldes heraus gewonnenen Sprache, um Schreibweisen jenseits des Anthropozentrismus zu finden.

Das Forum versammelt unter dem Titel „Grenzverkehr – EKW und Öffentlichkeit“ Stellungnahmen zu seit langem bestehenden ebenso wie neuen Vermittlungsformaten und ihrer Eignung, Forschungsarbeiten der Alltagswissenschaft EKW in unterschiedliche Öffentlichkeiten zu vermitteln.

Die neuen digitalen Möglichkeiten erlauben experimentellen Spielraum für kuratierte Formate – das Herausgeber:innenteam freut sich über Vorschläge und Einreichungen.

RB und AD für die Redaktion
<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.01>

Sonja Windmüller

Staging Economics

Zur Kulturanalyse des Wirtschaftlichen¹

Sonja Windmüller

Staging Economics. On the Cultural Analysis of the Economic

Abstract: The cultural analysis of economics that draws from European Ethnology is still clearly underemphasized. This article highlights its potential and explores possible approaches. It begins with a search for traces of the previous disciplinary preoccupation with economy and economics (economic theorizing). Then, using examples from the author's own research (studies on business cycle research and on the phenomenon of economy museums), ways of approaching and their potential for knowledge production are concretised. Based on this, further-reaching perspectives are presented. Basically, it is not enough to limit the European-ethnological study of economy and academic economic activities to everyday actors and practices. It is also indispensable to look at economic expertise, its efficacy in economic processes and the „fabrication“ of this expertise – in the academic sphere and beyond.

Keywords: economy, economics, economic theorising, business cycles, museum, economy museum

Alljährlich finden am 10. Dezember in Stockholm und Oslo die feierlichen Verleihungen der Nobelpreise statt – laut *World Dictionary of Awards and Prizes* „probably the best-known and certainly the most prestigious prizes in the world“ (o. A. 1979: 179). Mit ihnen sollen entsprechend der testamentarischen Verfügung des Stifters Alfred Nobel Persönlichkeiten bedacht werden, die im Rückblick auf das jeweils vergangene Jahr in der Physik, der Chemie, der Physiologie bzw. Medizin, der Literatur sowie den Bemühungen um Frieden „der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben“².

- 1 Dem Beitrag liegt meine am 18. 12. 2019 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehaltene Antrittsvorlesung zugrunde (daher auch das gewählte Einstiegsbeispiel aus dem Dezember 2019). Mein Dank gilt den Kolleg:innen und Studierenden am Kieler Seminar für Europäische Ethnologie/ Volkskunde, die sich in unterschiedlichen Formen und Formaten auf das Thema eingelassen haben, für den bereichernden Austausch.
- 2 So die gängige Übersetzung der Passage im Testament von Alfred Nobel. Vgl. auch die offizielle Website zum Nobelpreis: The Nobel Prize. <https://www.nobelprize.org/alfred-nobel/alfred-nobels-will/>. Zugriff 22. 06. 2023.

Neben den Preisen in den genannten Kategorien konnte sich eine weitere Auszeichnung durchsetzen: der „Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften“, kurz: „Wirtschaftsnobelpreis“, der beispielsweise im Jahr 2019 für ein „experimentelles Verfahren“ zur „Bekämpfung der globalen Armut“ an drei in den USA (in Harvard und am MIT) forschende Ökonom:innen ging – darunter mit Esther Duflo die erst zweite Frau und zugleich jüngste Person, der dieser Preis jemals zugesprochen wurde, wie die Presseberichte rund um das Ereignis immer wieder herausstellten.³ Schon die etwas umständliche Bezeichnung „Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften“, oder ganz korrekt: „Preis der Schwedischen Reichsbank in Wirtschaftswissenschaft zur Erinnerung an Alfred Nobel“, markiert eine Differenz gegenüber den anderen Nobelpreisen: Tatsächlich handelt es sich um eine Neuschöpfung, die 1968 von dem Geldinstitut anlässlich seines 300-jährigen Bestehens initiiert und im Dezember 1969 zum ersten Mal verliehen wurde.

Obwohl der Wirtschaftsnobelpreis bei den Vergabemodalitäten wie in der Preissumme (die in diesem Fall allerdings nicht aus dem Stiftungsvermögen, sondern von der Reichsbank zur Verfügung gestellt wird) konsequent den Nobelpreisstatuten folgt und seine Träger:innen mittlerweile in der offiziellen Laureat:innen-Liste verzeichnet werden, gerät er immer wieder in die Kritik. Diese richtet sich unter anderem auf die ‚Auswahlpolitik‘, allem voran das hohe Durchschnittsalter und nahezu ausschließlich männliche Geschlecht der bisher Ausgezeichneten sowie die auffällige Konzentration auf Ökonom:innen weniger US-amerikanischer Universitäten (insbesondere Chicago).⁴ Darüber hinaus wird die Legitimität des Preises aber auch grundsätzlich infrage gestellt. So habe Alfred Nobel bewusst „grundlegende“ wissenschaftliche Disziplinen (Naturwissenschaften und Medizin) ehren wollen, und eben nicht die „angewandten“, „weichen“ Wissenschaften, zu denen die Ökonomik gehöre. Mehr noch sei sogar eine „tiefe Abneigung“ des Stifters speziell gegenüber den Wirtschaftswissenschaften überliefert.⁵

3 Vgl. exemplarisch für die deutschsprachige Presse Tanja Banner, Christian Stör: Wirtschaftsnobelpreis für Kampf gegen globale Armut. In *Frankfurter Rundschau*, 14.10.2019. <https://www.fr.de/wissen/nobelpreis-2019-armutsforscher-erhalten-nobelpreis-wirtschaftswissenschaften-11946795.html>, Zugriff 22.06.2023; Tina Groll: Armut verstehen, um sie zu bekämpfen. In *Die Zeit*, 14.10.2019. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2019-10/nobelpreis-wirtschaft-abhit-banerjee-esther-duflo-michael-kremer-armutsforschung/komplettansicht>, Zugriff 22.06.2023.

4 Wenigstens angemerkt sei, dass eine eingeschränkte Perspektive bei der Vergabepaxis immer wieder auch für die anderen Nobelpreise kritisiert wird.

5 Als Beleg dient hier vor allem ein von Wirtschaftsnobelpreis-kritischen Nachfahren veröffentlichter Brief Alfred Nobels an seinen Bruder Ludvig mit der einschlägigen Passage: „Ich habe selbst keine Ausbildung in den Wirtschaftswissenschaften und ich hasse sie auch vom Grunde meines Herzens“ (zit. n. Horn 2012: 20). Eine eher polemische Annäherung an den Wirtschaftsnobelpreis aus europäisch-ethnologischer Perspektive findet sich bei Goldinger (2009: 187–188).

Schon der Blick auf die Etablierungsgeschichte des Wirtschaftsnobelpreises⁶ sowie die anhaltenden Stabilisierungs- und Destabilisierungsbemühungen unterschiedlicher Akteur:innengruppen, die aufscheinenden Motive und Narrative, auch die Tendenz zur Mythenbildung, evoziert eine kulturwissenschaftliche Perspektivierung. In den Fokus rückt damit ganz generell die Rolle von Auszeichnungen in der Wissenschaftskultur, die im Bourdieu'schen Sinne immer mit Akkumulation und Transformation von Kapitalsorten verknüpft ist. Und auch die Verschiebung von Handlungsspielräumen und Einflussphären im Kontext von Machtpolitiken und Aufmerksamkeitsökonomien gehört in diesen Zusammenhang, wie sie etwa der französische Soziologe Frédéric Lebaron in seiner Abhandlung „Nobel' economists as public intellectuals“ akzentuiert hat (Lebaron 2006).

Es ist diese Schnittstelle von Ökonomik, Kultur und Gesellschaft und es sind Fragen von Performativität, Präsenz und Repräsentation ökonomischer Expertise, die – so die grundlegende Überzeugung, für die ich argumentieren möchte – ins analytische Blickfeld einer historisch wie gegenwartsorientiert forschenden Disziplin Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft gerückt werden sollten. Gerade wenn sich das Fach mit „Wirtschaft“ und „Wirtschaften“ beschäftigt, ist eine Erweiterung des Fokus auf wirtschaftswissenschaftliche Wissensbestände, deren Herausbildung und wirtschaftspraktische wie gesellschaftliche Verhandlungen unverzichtbar.

Meine folgenden Ausführungen sind von dem Anliegen getragen, für eine immer noch deutlich unterakzentuierte europäisch-ethnologisch informierte Kulturanalyse der Ökonomik zu sensibilisieren und mögliche Zugänge auszuloten. Dafür werde ich mich zunächst auf eine Spurensuche in der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft zur bisherigen Beschäftigung mit Wirtschaft (Ökonomie) und wirtschaftlicher Theoriebildung (Ökonomik) begeben, darauffolgend einige grundsätzliche Überlegungen vornehmen, um anschließend anhand von Beispielen aus der eigenen – bereits durchgeführten und projektierten – Forschung Wege der Annäherung und deren Erkenntnispotenziale zu konkretisieren, die zugleich als Ausgangspunkte weiterreichender kulturwissenschaftlicher Perspektivierungen vorgestellt werden.

Standortbestimmungen: Wirtschaftsforschung in der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft

„Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven“ lautete das Thema des Ende September 2017 in Marburg abgehaltenen 41. Kongresses der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* (heute: *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft*). Die

6 Über Jan Tinbergen, der zu den ersten Ausgezeichneten gehörte, wird kolportiert, dass er bei der Verleihung abseits der anderen Nobelpreisträger stehen musste (vgl. Offer/Söderberg 2016: 1).

Ökonomie ist damit auch für unser Fach unverkennbar vom Status einer ‚mitlaufenden‘ analytischen Kategorie ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt.⁷ Die für den Kongresstitel gewählte Verbform – „Wirtschaften“ – ist hierbei symptomatisch, zielt sie doch auf die eingeübte wie etablierte Blickrichtung europäisch-ethnologischen/empirisch-kulturwissenschaftlichen Fragens wie Analysierens: Im Mittelpunkt der Forschungszuschnitte stehen für gewöhnlich Akteur:innen und deren alltagsweltliche Praktiken in zunehmend globalen Settings und auf der Basis der an diesen entwickelten lebensweltlichen Expertise – eine Akzentuierung, die auch die Auseinandersetzung mit dem „komplexen Thema“ Ökonomie dominiert. Im Vorwort zum Kongressband heißt es entsprechend:

„In diesen vier Tagen [gemeint sind die Kongresstage; S.W.] wurde danach gefragt, welche Erfahrungen die Individuen in gegebenen gesellschaftlichen Strukturen und wirtschaftlichen Verhältnissen machen, welche Strategien und Praktiken sie dabei entwickeln und welche Formen gemeinschaftlichen Handelns und der Gruppenzusammengehörigkeit sie konstituieren“ (Braun et al. 2019: 11).

Grundsätzlich wird Wirtschaft(en) in dieser Blickrichtung als konstitutiver Bestandteil individueller wie gesellschaftlicher Entwicklung, als zentrale Voraussetzung wie elementarer Faktor der Lebensgestaltung verstanden und untersucht. Damit wird eine Dimensionierung der Beschäftigung mit Wirtschaftlichem weitergeführt, welche die Volkskunde seit den Zeiten ihrer Institutionalisierung im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert prägt. Zunächst standen dabei in vorindustriell-ländlicher Perspektive ‚ganzheitliche‘ Ansätze des Haushaltens (Oikos-Konzept; Mohrmann 2001) im Mittelpunkt des forschenden Interesses. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei – auch in der engen Verbindung von akademischer und musealer Volkskunde – auf bäuerliches und handwerkliches Arbeitsgerät und mit diesem vollzogene Arbeitspraktiken gelegt (Bickel/Kuntz 2001; Siuts 2001).

Mit der Neuausrichtung des Faches hin zu einer gegenwartsorientierten, von den Menschen und ihren konkreten Lebenszusammenhängen ausgehenden Alltagskulturforchung, die nun auch die Städte in den Blick nahm, erweiterte sich das Erkenntnisinteresse in Richtung industrieller Wirtschafts- und Arbeitsformen. Hier

7 Im Unterschied zur Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft hat sich in der Nachbar Disziplin Sozial- und Kulturanthropologie (Ethnologie) ein eigenes Forschungsfeld der Wirtschaftsanthropologie bzw. Wirtschaftsethnologie herausgebildet (u. a. Hann/Hart 2011; Rössler 2005; Seiser 2017). Von europäisch-ethnologischer Seite unternahm seit den 1970er Jahren Günter Wiegelmann mit seinen Überlegungen zur Innovation und dem aus der Kulturfixierungstheorie hervorgegangenen Konzept der „Wirtschaftslagentheorie“ einen grundlegenden Theoretisierungsversuch auf ökonomischer Basis, dem die Annahme der „Parallelität zwischen Wirtschaftslagen und kulturellem Verhalten“ zugrunde liegt (vgl. zu Konzept und Kritik Wiegelmann 1995; Gerndt 1995; Kramer 1995).

prägte insbesondere die Arbeiter(kultur/protest)-Forschung⁸ (Althaus et al. 1982; Assion 2001) den volkskundlichen Blick auf Wirtschaft: Neben der Industrie rückten Unternehmen sowie in den letzten Jahrzehnten, im Zuge von Globalisierung und Digitalisierung, sich wandelnde Berufsprofile und Arbeitsbiografien, Umwertungen von Arbeit sowie ein erweiterter Arbeitsbegriff in den Forschungshorizont (Götz/Lemberger 2009; Götz/Wittel 2000; Herlyn et al. 2009; Seifert et al. 2007).

Daneben richtet sich das europäisch-ethnologische/empirisch-kulturwissenschaftliche Interesse an Wirtschaftlichem auf Handels- und Konsumpraktiken (Merkel 1999; Poehls 2016; Welz 2015) sowie Orte, an denen sich diese verdichten (Fenske 2006; König 2009), auf den Zusammenhang von Warenerwerb und Lebensstil (Vonderau 2010), den Umgang mit Geld, Kredit und Schulden (Lipp 2007; Meyer 2007, 2014; Unterweger 2013) und nicht zuletzt Kultur als ökonomische Ressource (Bendix/Hafstein 2009; Groth et al. 2015). In jüngerer Zeit – und der Marburger Kongressband ist ein eindrücklicher Ausweis dafür – mehrten sich zudem Studien zu alternativen Wirtschaftsformen – zumeist im Kontext moralischer Ökonomie sowie angesichts knapper Ressourcen und (ökologischer) Krisen.⁹

In der Zusammenschau der europäisch-ethnologischen Ansätze scheint sich eine Perspektive durchgesetzt zu haben, die Michi Knecht dezidiert am Beispiel der „reflexiven Bioökonomisierung“ vorführt. Wirtschaft wird – so Knecht im Anschluss an das seit den 1970er/1980er Jahren insbesondere von Mark Granovetter (im Rückbezug auf Karl Polanyi) vorangetriebene Denkmodell der *embeddedness* (Granovetter 1985; vgl. Dejung 2014; Polanyi 1944)¹⁰ – als „spezifische, aber vielfältig in soziale Bezüge und Institutionen eingebettete Rationalitäts- und Praxisform“ verstanden, die sich durch die Heterogenität ihrer Erscheinungsweisen charakterisieren lässt: „Eine solche Perspektive erwartet förmlich, dass ökonomische Praxen zwischen unterschiedlichen Ökonomien ‚schillern‘“ (Knecht 2010: 169; vgl. Seifert 2019).

8 1979 erfolgte die Gründung der dgv-Kommission *Arbeiterkultur*, 1998 deren Umbenennung in *Arbeitskulturen*; vgl. arbeitsKULTUREN. Kommission in der dgv. <http://www.dgv-arbeitskulturen.de/>. Zugriff: 22.06.2023.

9 Vgl. diverse Beiträge in Braun et al. 2019; zudem u. a. Fehr/Johler 2021; Grewe 2017; Gruhn 2022; Kühn 2021; Winterberg 2017; in historischer Betrachtung Kramer 2019.

10 Die gesellschaftliche Verwobenheit der Ökonomie stellte auch Gabriel Tarde ins Zentrum seiner 1902 erschienenen „Psychologie économique“, die das Emotionale, Irrationale und Subjektive als Generator ökonomischer Prozesse beschreibt und aktuell als Beispiel einer „ökonomischen Anthropologie“ wiederentdeckt wird (vgl. Latour/Lépinay 2010).

Ökonomie und Ökonomik – relationale Justierungen

Im Kontext ihrer Forschungen zur Entwicklung von Standards (hier: den „geschützten Herkunftsangaben für regionale Lebensmittelprodukte“) und der „Herstellung des Ökonomischen“ in global(isiert)en Settings verweist auch Gisela Welz nachdrücklich auf die „Kulturalität der wirtschaftlichen Praktiken, Institutionen, Wissensformen und Ideologien“ (Welz 2014: 187). Sie greift dabei eine kulturwissenschaftliche Dimensionierung von Ökonomie auf, die 2001 der Kulturanthropologe Michael Herzfeld unter dem Stichwort „Economies“ (im Plural; Herzfeld 2001: 90–117) anmahnt. Er kritisiert dabei die Diskrepanz zwischen der ethnologischen Beschäftigung mit Wirtschaftssystemen „exotischer Gesellschaften“ und dem westlich-kapitalistischen Wirtschaftssystem. Während für die Auseinandersetzung mit ersteren eine kulturelle Dimension unmittelbar einleuchte, werde diese im Blick auf westliche Ökonomien ignoriert: „[I]n the West“, zitiert er die Ethnologin Ellen Hertz, „economic institutions are merely economic“ (Herzfeld 2001: 97). Es sei eine dringliche Aufgabe der Kulturanthropologie, gerade auch für das kapitalistische Wirtschaftssystem der Frage nachzugehen, wie das „bloß Ökonomische“ kulturell hergestellt wird (Herzfeld 2001: 97).¹¹

Ein wesentlicher Teil der Beantwortung dieser Frage muss – und hier hat sich die Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft trotz einer in den letzten Jahren verstärkten Zuwendung zu den interdisziplinären *Science Studies* bisher zurückgehalten – in der Beschäftigung mit den theoretischen Wissensbeständen der Ökonomie und den Wirtschaftswissenschaften als einem zentralen Ort ihrer Hervorbringung liegen.¹² Dass die akademische Disziplin der Wirtschaftswissenschaften das ökonomische Feld des Wirtschaftens nicht nur analytisch beschreibt, sondern auch rahmt, lenkt und strukturiert, dass also ökonomisches Expert:innenwissen wirtschaftliches Handeln nicht nur erfasst, sondern entscheidend mit konstituiert und mithin das den wirtschaftlichen Alltagspraktiken zugrunde liegende Erfahrungswis-

11 Vgl. analog auch den Hinweis des Wirtschaftshistorikers Werner Plumpe, dass es sich bei der „modernen Wirtschaft“ um einen „koevolutive[n] Komplex aus Semantiken, Institutionen und Praktiken“ handelt, „die erst gemeinsam das ermöglichen, was wir abstrahierend als *Wirtschaft* ansehen“ (Plumpe 2009: 29; Herv. i. Orig.); vgl. Urs Stäheli: „Es gibt das Ökonomische nicht – sondern diese ontologische Gewißheit muß verfertigt werden.“ (Stäheli 2008: 299, Herv. i. Orig.); vgl. Monika Dommann, Daniel Speich Chassé und Mischa Suter in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Bandes zur „Wissensgeschichte ökonomischer Praktiken“: „Wenn ökonomischen Wirkkräften im Kapitalismus eine eigene Stellung zukommt, dann lässt sich nach den Wissensformen fragen, aus denen sich dieser Status des Ökonomischen aufbaute“ (Dommann et al. 2014: 108).

12 Vgl. hier auch – in kritischer Erweiterung des Konzepts der *embeddedness* – den Hinweis von Herbert Kalthoff und Uwe Vormbusch, dass sich „[ö]konomische Praktiken [...] nicht in ihrer sozialen Einbettung [erschöpfen]“ (Kalthoff/Vormbusch 2012: 16). Sie beziehen sich dabei u. a. auf Krippner (2001).

sen in seinen verschiedenen Facetten und Erscheinungsformen ein- und ausrichtet – darauf hat unter anderem Michel Callon (1998: 2) eindrücklich und in zugespitzter Form(el) hingewiesen: „[E]conomy is embedded not in society but in economics“ – Wirtschaft ist nicht in Gesellschaft eingebettet (wie es die Sozial- und Kulturwissenschaften nicht müde werden zu betonen), sondern in die ökonomische Theoriebildung.¹³

Mit dieser Sentenz fordert Callon die notwendige Perspektiverweiterung der sozial-/kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Wirtschaft und damit verbunden die Schärfung des Bewusstseins auch dafür, dass die Grenzziehung zwischen Wissenschaft und Praxis letztlich nicht aufrechterhalten werden kann, dass – mit den Worten der Finanzsoziologen Herbert Kalthoff und Uwe Vormbusch – „die starke Unterscheidung von wissenschaftlichem und Alltagswissen für theoretisch nicht begründbar erachtet“ wird (Kalthoff/Vormbusch 2012: 18).

Damit eröffnet sich ein ebenso herausforderndes wie ertragreiches Forschungsfeld speziell auch für eine europäisch-ethnologische/empirisch-kulturwissenschaftliche Wirtschafts(wissenschafts)forschung. Anders als das Zitat von Callon impliziert, kann es dabei jedoch nicht nur um eine Betrachtungsweise gehen, die eindimensional Effekte der ökonomischen Theoriebildung auf die gesellschaftlichen Praktiken des Wirtschaftens fokussiert, sondern es muss auch umgekehrt in den Blick genommen werden, wie andere gesellschaftliche Bereiche, wie kollektive Erwartungshaltungen, Vorstellungen und Bedürfnisse wiederum auf die ökonomische Theoriebildung einwirken – auf die Erarbeitung wie auf die Vermittlung wirtschaftswissenschaftlicher Wissensbestände.

Wie auf der Basis dieser Vorüberlegungen eine kulturwissenschaftliche Forschungsperspektive und ein entsprechender europäisch-ethnologischer Beitrag aussehen können, möchte ich anhand zweier eigener Annäherungen – meiner Habilitationsstudie¹⁴ sowie eines geplanten, in der Sondierungsphase befindlichen Vorhabens¹⁵ – vorführen.

Zur Kulturanalyse ökonomischer Wissensproduktion: die frühe Konjunkturforschung und die Idee des Rhythmischen

Im Zentrum meiner ersten Konkretisierung steht die Herausbildung ökonomischen Expert:innenwissens im Feld der Konjunkturforschung, die sich als ökonomische

13 Ähnlich auch Bruno Latour und Vincent Lépinay: „Die ökonomische Disziplin, die im 18. Jahrhundert erfunden worden ist, entdeckt keinen Kontinent, sie fabriziert ihn vielmehr von vorne bis hinten, oder vielmehr, sie organisiert, erobert, kolonisiert ihn“ (Latour/Lépinay 2010: 24).

14 Die Habilitationsschrift „Konjunkturen: Zur Idee des Rhythmischen in der Ökonomik“ wurde im September 2017 an der Universität Hamburg eingereicht (Windmüller [im Erscheinen]).

15 Vgl. dazu erste bereits publizierte Vorstudien (Windmüller 2017, 2022).

Subdisziplin im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte (noch einmal konzentriert in den 1920er Jahren) herausbildete und etablierte. Zeitgenössische Ökonom:innen bezeichneten die Konjunkturforschung – positiv konnotiert – als „Modewissenschaft“ (u. a. Löwe 1926; Spahn 2022) und sahen sie als den Bereich ihrer Disziplin, in dem eine auch theoretische Neuausrichtung vorangetrieben wurde. Die frühe Konjunkturforschung stellte so etwas wie ein Querschnittsfeld der Wirtschaftswissenschaften in einer fachhistorischen Umbruchzeit dar, in dem Vertreter:innen unterschiedlicher Schulen, Ansätze und Perspektiven aufeinandertrafen. Zudem ist die Konjunkturforschung der Bereich, in dem sich mit der Ökonometrie die in der heutigen Wirtschaftswissenschaft dominante Orientierung an mathematischen Verfahren und Modellbildung entwickelte.¹⁶

Verstand die ältere Krisentheorie die Wirtschaftsschwankungen noch als Störungen eines eigentlichen ökonomischen Gleichgewichts, wird diese Vorstellung in der Konjunkturforschung durch die ökonomische Grundidee des wiederkehrenden rhythmischen ‚Auf und Ab‘ von Wirtschaftsverläufen ersetzt, die wiederum zur Grundlage der Erkenntnisgenerierung wird: „Unter Konjunktur versteht man alle rhythmischen und zyklischen Schwingungserscheinungen der modernen Volkswirtschaft, die in Veränderungen der Marktdaten und insbesondere der Preise und Umsatzziffern zum Ausdruck kommen. [...] Aufgabe der Konjunkturtheorie ist die Analyse dieser ‚Wellenbewegung des Wirtschaftslebens‘“ (Fricke 1958: 13).

Eine kulturanalytische Perspektive auf die frühe Konjunkturforschung, ihre Wissensarbeit und Wissensbestände weitet den Blick über eine disziplinhistorische Einordnung hinaus darauf, dass die Herausbildung der neuen fachwissenschaftlichen Richtung mit einer zeitgleichen gesellschaftsübergreifend beobachtbaren Faszination am Rhythmus, mit einer „wahren Rhythmuseuphorie“ (Zollna 1994: 19; vgl. Windmüller 2010) in ganz unterschiedlichen Bereichen (von der Rhythmuserziehung und der rhythmischen Gymnastik über die Chronobiologie hin zum *Scientific Management* der industriellen Rationalisierung) zusammenfiel, aus dieser Impulse bezog, profitierte und adaptierte, aber auch selbst in den allgemeinen Diskursraum hineinwirkte. Dabei zeigt die Auseinandersetzung mit den Quellen der sich etablierenden Konjunkturforschung (Fachpublikationen sowie noch erhaltene Archivbestände verschiedener Konjunkturforschungsinstitute), dass der zyklische Wirtschaftsverlauf von den Ökonom:innen nicht nur beobachtet und gedeutet, sondern aktiv hergestellt wurde, indem das empirische Datenmaterial wie auch die theoretischen Modelle entsprechend figuriert wurden. Orientiert am „Idealtypus des Konjunkturverlaufes“ (Löwe 1925: 373; vgl. Meerwarth 1925: 497), am „Normalzyklus“ (Mitchell 1931: 245) als Referenzmodell und heuristischer Schablone, wurde das vorgefun-

16 Für eine detaillierte Darstellung vgl. Windmüller (im Erscheinen).

dene empirische Material „geglättet“, „bereinigt“, „transformiert“ und „ausgeglichen“ sowie störende Faktoren „eliminiert“ (u. a. Frisch 1933: 198, Löwe 1925: 373, Mitchell 1931: 467, Persons 1919: 111). Auch wurden Unregelmäßigkeiten der empirischen Wirtschaftsverlaufskurven durch Überlagerungen einzelner, in sich regelmäßiger rhythmischer Kurven mit unterschiedlichen Amplituden und Zyklus-Längen erklärt¹⁷, denn:

„Die zu beobachtenden Konjunkturschwankungen treten nur selten in ihrer zyklischen Gestalt unmittelbar zutage. Es bedarf einer weitgehenden Differenzierung und Isolierung der einzelnen Bewegungen, ehe die Konjunkturschwankungen der einzelnen Wirtschaftskurven miteinander vergleichbar werden“ (Altschul 1931: III).

In diesen Aus- und Einrichtungen wirtschaftlicher Entwicklungen im Prozess der analytischen Arbeit, der Ausbildung theoretischer Perspektiven wie im Umgang mit empirisch-statistischem Material wird die Idee des Rhythmischen nicht nur technisch, sondern auch semantisch wirkmächtig. Sie erweist sich für die frühe Konjunkturforschung als erstaunlich stabiles, augenscheinlich robustes wie belastbares Konzept, das gleichzeitig über eine beachtliche Flexibilität und Offenheit im Hinblick auf Bedeutungsaufloadungen und Sinnstiftungsbestrebungen verfügt und über vielfältige Rückbindungen an akademisches wie allgemeines Erfahrungswissen gespeist wird. Neben astronomischen, physikalischen und meteorologischen Anleihen – so die bis heute gängige Bezeichnung „Konjunkturbarometer“ für das methodische Instrumentarium (Tanner 2002: 148; Windmüller [im Erscheinen]) – finden sich biologisch-organische, auch medizinische Rückbezüge, wenn etwa über den „Puls der Wirtschaft“ (u. a. Mitchell 1931: 285) reflektiert wird, über die Konjunktur als „organisches Bewegungsspiel“ (Wagemann 1928: 11) oder die „Rhythmen der Konjunkturschwankungen“ (Däbritz 1927) einerseits als Symptom einer kränkelnden Ökonomie ausgedeutet werden und andererseits als „Zeichen der wirtschaftlichen Gesundheit, weil sie die ‚normalen‘ Lebens- und Wachstumsäußerungen der Wirtschaft sind“ (Däbritz 1927).

Rhythmusvorstellungen dienten damit der Absicherung konjunkturanalytischer Überlegungen und Konzepte, der Herstellung von Evidenz für neu geschaffene Wissensbestände – und zwar in durchaus unterschiedlichen, auch konfliktären Stoßrichtungen. Zudem konnte die frühe Konjunkturforschung erst über die Denk- und Praxisfigur Rhythmus eine zentrale gesellschaftliche Erwartung an sie erfüllen:

17 Vielleicht am prominentesten differenziert Joseph Schumpeter in seinem Drei-Wellenschema den zunächst unregelmäßigen Wirtschaftsverlauf in den langwelligen, fünfzig bis sechzig Jahre dauernden „Kondratieffzyklus“, den mittelwelligen, sieben- bis zehnjährigen „Juglarzyklus“ sowie den kurzwelligen, vierzigmonatigen „Kitchinzyklus“, die er in regelmäßigen Sinuskurven denkt und visualisiert (u. a. Schumpeter 1939).

die Aufgabe der Prognostik.¹⁸ Auch trug die Vorstellung von rhythmischer Regelmäßigkeit über ihre ästhetischen Implikationen¹⁹ maßgeblich zur heute noch die *Mainstream Economics* fundierenden Vorstellung von der einfachen und eleganten Formel bei, die es für die Durchdringung komplexer ökonomischer Zusammenhänge zu finden gelte. Mit anderen Worten entwickelte die Idee des Rhythmischen epistemische *agency* in einem zentralen Feld der Ökonomik, mit erkennbarer Strahlkraft in weitere Bereiche der Wirtschaftswissenschaften wie auch darüber hinaus.

Es ist die europäisch-ethnologische/empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektive, die (nicht zuletzt aus ihrer konsequent transdisziplinären Orientierung wie der Multimodalität der Zugänge heraus und ganz konkret im zusammenführenden Blick auf Diskurse *und* Praktiken, Ideen *und* Materialitäten) für eine geweitete Betrachtung ökonomischer Expertise wie auch für ihre Ausdifferenzierung zu sensibilisieren vermag und dabei Zugangsmöglichkeiten wie die vorgestellte eröffnet.

Repräsentationen ökonomischer Expertise: das Format Wirtschaftsmuseum

Mein zweiter Anlauf einer europäisch-ethnologischen Annäherung an die Ökonomik richtet sich dezidiert auf die Repräsentationen wirtschaftswissenschaftlicher Wissensproduktion – und hier speziell auf Repräsentationen von Ökonomie und Ökonomik in musealen Zusammenhängen: Wo und wie werden ökonomische Wissensbestände (und die wirtschaftswissenschaftliche Wissensarbeit) im musealen Rahmen verhandelt und zum Thema musealer Sammlungen und Ausstellungen gemacht? Welche Bilder werden dabei produziert, welche Semantiken aufgerufen und Narrative der Selbst- und Fremdwahrnehmung verbreitet. Und schließlich: Wie gelingt es den Wirtschaftswissenschaften – hier im Modus des Expositorisch-Musealen – als akademische Einrichtung im gesellschaftlichen Diskurs sichtbar und wahrnehmbar zu sein?

Theoretisch verortet ist diese Perspektivierung zum einen in der auch in unserem Fach geführten neueren Museumsdiskussion, die museale Einrichtungen als *Wissensorte* im Kontext global orientierter *Wissensgesellschaften* versteht und diskutiert (u. a. Heesen, te 2005; Heesen, te/Vöhringer 2014). Zum anderen knüpfen meine analytischen Suchbewegungen an die Materialitäten-sensiblen Konzepte der interdisziplinären *Science Studies* an. Entsprechend wird auch hier der Fokus auf das *doing science* gelegt, auf die Akteur:innen und Praktiken der „Wissensarbeit“, auf konkrete Orte und Situationen der Hervorbringung und Verbreitung ökonomischer Expertise sowie auf die Wirkmächtigkeit des Wissens selbst, auf – um den Begriff noch einmal zu nennen – dessen *agency*. Ilkka Arminen etwa spricht in seinen finanzmarktanalytischen Überle-

18 Waren doch die ‚ups and downs‘ im Wirtschaftsverlauf „one of the most important tools in the forecaster’s kit“; Newbury 1952: 176; vgl. Windmüller 2017/18: 367–373.

19 Vgl. etwa die Formulierung vom „schönen zyklischen oder periodischen Ablauf“; Morgenstern 1928: 15.

gungen von der „economic theory as a material force“ (Arminen 2010: 172); ökonomische Theorie wird – mit einem Ausdruck von Bruno Latour und Steve Woolgar (die sich wiederum auf Gaston Bachelard beziehen) – zur „reified theory“ (Latour/Woolgar 1979: 66). Ins Zentrum des forschenden Interesses rücken dabei soziotechnische Arrangements (u. a. Knorr Cetina 2012; Muniesa et al. 2007), die das Wechselverhältnis von Ökonomie und Ökonomik prozessieren, figurieren und mediieren: darunter „tools“ und „devices“ unterschiedlichster Art, „[f]rom analytical techniques to pricing models, from purchase settings to merchandising tools, from trading protocols to aggregate indicators“ – wie Michel Callon, Fabian Muniesa und Yuval Millo in ihrer Einleitung des Sammelbandes „Market Devices“ schreiben (Muniesa et al. 2007: 2). Zudem gerät mit dieser Akzentuierung der materialen Dimension der Ökonomik auch die Frage nach der Repräsentation ins Blickfeld der Analyse. Wirtschaftswissenschaftliche Modelle sind, so etwa der niederländische Ökonom und Wissenschaftshistoriker Harro Maas, „in fact both instruments and representations“ (Maas 2014: 5).

Während Repräsentationen bei Maas wie auch bei anderen Wissenschaftsforscher:innen vor allem bezogen auf epistemische Prozesse Relevanz entfalten, lohnt es aus kulturwissenschaftlicher Perspektive noch eine weitere Ebene zu beachten, die in den *Science Studies* weitgehend aus dem Blick gerutscht ist, im wirtschaftswissenschaftlichen Selbstverständigungsdiskurs aber durchaus verschiedentlich anklingt und insbesondere für die hier verfolgte Frage nach dem Verhältnis von Ökonomik und Museum eine zentrale Rolle spielt: nämlich, dass materiale Repräsentationen akademischer Wissensarbeit immer auch eine Zeugenschaft übernehmen. Sie beglaubigen das Bemühen um Erkenntnis und eröffnen so die Möglichkeit, die eigene Disziplin im Feld der Wissenschaften wie auch in der öffentlichen Wahrnehmung sichtbar zu machen. Sie verfügen also über eine wissensstrategische und wissenspolitische Dimension der „Profilierung und Positionierung“ (Eggmann 2014: 273) – und das gilt auch – und vielleicht gerade – für die sich als grundlegend abstrakt verstehende Disziplin der Ökonomik.

Schien das Museum lange ein für die Vermittlung und Verhandlung ökonomischer Wissensbestände wenig attraktiver Ort zu sein,²⁰ zeigen sich in jüngerer Zeit Indizien für einen Wandel. So haben etwa einzelne Objekte Eingang in museale Sammlungen und Ausstellungen gefunden – als vielleicht populärstes Beispiel die sogenannte *Phillips Machine*, auch: *MONIAC* (für: *Monetary National Income Analogue Computer*). Bei dem Objekt handelt es sich um ein 1949 von dem neuseeländischen, an der *London School of Economics* ausgebildeten Ökonomen Bill Phillips entwickeltes hydraulisches Modell, das in geschätzt vierzehn Exemplaren produziert wurde und die *General Theory* von John Maynard Keynes physisch erfahrbar machen sollte.

20 Dagegen das seit 1925 existierende *Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum* des österreichischen Nationalökonomten Otto Neurath (Windmüller 2022: 83–91).

Außerdem konnten an der Maschine Berechnungen demonstriert werden, die auf Keynes' Wirtschaftsmodell basierten.²¹

Nachdem die Maschine über Jahrzehnte in Vergessenheit geraten war, tauchte sie in jüngerer Zeit wieder auf: nun als intensiv beforschtes Objekt und wirtschaftswissenschaftlicher Beitrag zu den interdisziplinären *Science Studies*, aber auch als museales Objekt. Noch erhaltene und zum Teil aufwendig restaurierte Exemplare befinden sich unter anderem in der Dauerausstellung des Londoner *Science Museums* sowie im *Reserve Bank Museum* im neuseeländischen Wellington,²² in der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Istanbul sowie in der Sammlung *Academisch erfgoed* (dt.: Akademisches Erbgut) der *Erasmus Universiteit Rotterdam* (Windmüller 2017, 2022).

Auch einzelne Ausstellungen nehmen sich speziell der Thematisierung ökonomischen Expert:innenwissens, dessen Rezeption und Repräsentation an – so etwa *Das Kapital*, eine Sonderausstellung, die 2017/18 aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums der Erstveröffentlichung von Band 1 des Klassikers der Kapitalismusanalyse und -kritik im Hamburger *Museum der Arbeit* gezeigt wurde (Müller/Bäumer 2017). Von besonderem Interesse für die skizzierte Fragestellung scheint mir aber vor allem die Beobachtung zu sein, dass gerade in den letzten Jahren Spezialmuseen eröffneten, die sich explizit als Vermittlungs-, seltener auch als Aushandlungsorte wirtschaftswissenschaftlicher Wissensbestände verstehen und zumeist von Finanzinstitutionen betrieben werden. Ein Beispiel ist das 2006 von der mexikanischen Zentralbank (*Banco de México*) initiierte, in Mexiko-Stadt eröffnete *Museo Interactivo de Economía (MIDE)*, laut Eigendarstellung die erste Einrichtung dieser Art weltweit, ein weiteres Beispiel das *Inside the Economy Museum* (neuerdings: *Economy Museum*) der *Federal Reserve Bank of St. Louis* in den USA.

Beide Einrichtungen wollen mit vornehmlich interaktiven Installationen und Hands-on-Objekten, aber auch mit Bild- und Videoelementen die Neugierde der Besucher:innen für ökonomische Themen wecken, über das Schulwissen hinausreichende ökonomische Basiskenntnisse vermitteln und zugleich das Bewusstsein für den Einfluss der Wirtschaft auf die Gesellschaft und das Individuum schärfen.²³ Beide Museen sind mehrfach preisgekrönt, das *MIDE* unter anderem für eine Marktsimulation mit einer Auszeichnung der *American Association of Museums* und noch im

21 Für eine ausführlichere Darstellung Windmüller 2017, aus ökonomischer Perspektive Morgan/Boumans 2004 und Velupilai 2011.

22 Dieses Exemplar wurde 2003 als Teil des neuseeländischen Beitrags zur 50. Biennale für Gegenwartskunst in Venedig gezeigt.

23 Das *MIDE* setzt diesen Anspruch auf vier Stockwerken mit Ausstellungseinheiten zu den Oberthemen „Wohlstand“, „gesellschaftliche Finanzbewegungen“, „ökonomische Grundmodelle“ sowie „nachhaltige Entwicklung: Ökonomie, Gesellschaft und Natur“ um. Hinzu kommen Sonderausstellungen, etwa zum Konsum, zum Unternehmer:in-Sein, aber zum Beispiel auch zu den ökonomischen Aspek-

selben Jahr vom *International Council of Museums (ICOM)* in der Kategorie *Interactive Stations* mit einer „Special Mention for interactive project“.²⁴

In ihren zentralen Ausstellungseinheiten übernehmen die vorgestellten und weitere Wirtschaftsmuseen die Formensprache ökonomischer Wissensproduktion und -vermittlung: Sie präsentieren dort vornehmlich kontextfreie, abstrakte Modelle mit universalem Gültigkeitsanspruch. Auch wenn sie auf historische Objekte und Objektensembles nicht verzichten, nehmen diese doch in der Selbstdarstellung wie auch in der Wahrnehmung der Besucher:innen einen nachrangigen Stellenwert ein. Gleichzeitig scheinen die Einrichtungen, die sich explizit als Museen verstehen und auch von den Museumsverbänden als solche anerkannt werden, musealen Kernaufgaben wie dem Sammeln und Bewahren – wie auch der dazugehörigen sammlungs-kuratorischen und konservatorischen Expertise – eine grundsätzliche Absage zu erteilen. Wirtschaftsmuseen wie die vorgestellten sind, wenn auch nicht vollständig, so doch in weiten Teilen keine Sinnstiftungsagenturen des Vergangenen, sondern konzentrieren sich vielmehr auf Gegenwart und Zukunft. Dabei tragen sie zur Ausprägung einer raumübergreifenden (ökonomischen) Wissensgemeinschaft bei.

In europäisch-ethnologischer/ empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive auf den Konnex von ökonomischer Repräsentation und Museum wären diese ersten Beobachtungen – und damit bewegen sich meine Ausführungen in den Bereich der projektierten Vorhaben – ein Ausgangspunkt für eine tiefergehende Beschäftigung mit wirtschaft(swissenschaft)lichen Wissensbeständen und der Frage, wie diese (nicht nur) expositorisch aufgegriffen, hervorgebracht und verhandelt werden, nach den konzeptuellen Verschiebungen und damit zusammenhängend auch nach Leerstellen in den zugrunde liegenden Narrativen und angebotenen Narrationen, nach der Rolle der Materialitäten und kuratorischen Prozesse und an ihnen beteiligter Akteur:innen, Entscheidungsfindungen (und -verwerfungen) sowie Wechselwirkungen mit anderen Orten ökonomischer Repräsentation. Dabei ginge es ganz im Sinne Michael Herzfelds für eine kulturwissenschaftliche/ europäisch-ethnologische Annäherung auch darum, über das Phänomen *Wirtschaftsmuseum* hinaus kulturhistori-

ten von Olympia 2012 in London. Die Dauerausstellung des *Inside the Economy Museum* startet mit einer Videopräsentation, in der der Landeszentralbankchef in die Geschichte des Bankenviertels einführt. Weitere Ausstellungseinheiten, „How People Make Decisions“ und „How People Interact“, sind finanzökonomischen Überlegungen sowie verschiedenen Marktformen (vom Finanzmarkt über den Agrarmarkt bis hin zum Flohmarkt) gewidmet. Im „Connections Theater“ werden weitere Kurzfilme rund um das Zentralbanksystem und andere ökonomische Themen gezeigt. Und schließlich lässt sich in einer fünften Zone („You and the Economy“) ebenfalls auf der Basis interaktiver Modelle für verschiedene Länder und Zeiten erproben, wie ökonomische Entscheidungen das eigene Leben beeinflussen.

24 ICOM: Winners: 2007. <https://avicom.mini.icom.museum/archives/2007-2/winners-2007/>. Zugriff 22.06.2023.

sche Museen, die Objektensembles wie die kuratorischen Praktiken auf explizite wie implizite wirtschaftswissenschaftliche Wissensbestände und deren Aushandlungen hin zu befragen.²⁵

Europäisch-ethnologische Wirtschaftsforschung – Plädoyer für eine Perspektiverweiterung

Der konzeptionelle Aufriss einer Kulturanalyse der Ökonomik, wie ich sie zu skizzieren und exemplarisch zu konkretisieren versucht habe, zielt darauf ab, sich der Verfertigung und Verbreitung wirtschaft(swissenschaft)licher Expertise als einem Forschungsfeld auch und gerade der Kulturwissenschaft anzunähern und dabei die Stärken der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft nutzbar zu machen: ihre transdisziplinäre Offenheit wie die gut eingeübte Fachtradition der Theorien-, Material- und Methodenkombinatorik, das Gespür für implizite Sinngehalte, das Prozessuale und Dynamische wie auch für Tendenzen der Verstetigung sowie die Arbeit an deren Aufrechterhaltung oder Irritation. Hier nicht weiterverfolgt wurde die Erweiterung um narrationsanalytische Ansätze, die ebenfalls mitzudenken wären (Windmüller [im Erscheinen]) und welche Anschlussmöglichkeiten etwa die Forschungsperspektive des *New Economic Criticism*²⁶ liefern könnte.

Grundsätzlich – und darauf hoben meine Ausführungen ab – reicht es nicht, die europäisch-ethnologische Beschäftigung mit Wirtschaft und Wirtschaften auf alltagsweltliche Akteur:innen zu beschränken. Unabdingbar ist ebenso der Blick auf wirtschaftswissenschaftliches Expert:innenwissen, dessen Wirkmächtigkeit in (nicht nur) ökonomischen Prozessen wie das „Fabriziertsein“ ökonomischer Expertise – und zwar auch jenseits des akademischen Aktionsradius.

Hier komme ich noch einmal auf mein Eingangsbeispiel, den *Wirtschaftsnobelpreis*, zurück. Nicht nur generiert der Preis symbolisches Kapital (um erneut den Bourdieu'schen Terminus zu bemühen) und eröffnet Einflussphären für die Geehrten wie auch für die Disziplin insgesamt. Überdies fungiert er als Treiber für Übersetzungsprozesse spezialisierten Wissens, für dessen Öffnung und zugleich Stabilisierung. Nicht zuletzt wirkt der *Wirtschaftsnobelpreis* auf die akademische Wissensbildung selbst: Er hebt die Wirtschaftswissenschaften auf eine naturwissenschaftlich gerahmte Bühne, indem er im Verbund mit dem *Physik-, Chemie- und Medizin-Nobelpreis* verliehen wird, und befördert damit das (Selbst-)Bild einer „harten“

25 Eine so gelagerte Forschung bietet dialogische Schnittstellen zur Analyse „ökonomischer Medialität“ („economic mediality“, Cuonz et al. 2018: 13–14; als Beispielstudie Gregor 2021) in transdisziplinären Kontexten wie auch in der Ökonomik selbst (Ruccio 2008; zu den Herausforderungen und Potenzialen u. a. Berghoff/Vogel 2004; Dejung et al. 2014; Hahn 2014; Klein/Windmüller 2014).

26 Cuonz 2019; McCloskey 1985; Woodmansee/Osteen 1999; von wirtschaftssoziologischer Seite auch Maeße et al. 2017 sowie Pahl 2013.

Wissenschaft (Blaug 2005: xi), von „fundamental scientific research in its purest sense“ (Lebaron 2006: 88).

„Staging Economics“ – der Titel, unter den ich meine Ausführungen gestellt habe – rekurriert auf die Ambitionen von Ökonom:innen, wirtschaftswissenschaftliche Wissensbestände wie auch die Disziplin als solche sichtbar zu machen (und der *Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften* ist hier nur ein herausragendes Beispiel für den beachtenswerten Erfolg). Nicht minder zielt er auf das in den vorgestellten Überlegungen erst ansatzweise aufgefächerte Bestreben, das Feld der wirtschaftswissenschaftlichen Wissensarbeit und Wissensbestände wie des ökonomischen Expert:innentums ins Scheinwerferlicht kulturwissenschaftlicher Analyse zu rücken und damit zugleich das Plädoyer für eine elaborierte europäisch-ethnologische Beschäftigung mit Wirtschaft und Wirtschaften nachdrücklich zu bekräftigen sowie um eine weitere Facette zu ergänzen.

Literatur

- Althaus, Hans-Joachim, Friedrich Bross, Gertrud Döffinger, Hubert Flaig, Karlheinz Geppert, Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp, Karl-Heinz Rueß, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken. 1982. *Da ist nirgends nichts gewesen außer hier: Das ‚rote Mössingen‘ im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes*. Berlin: Rotbuch.
- Altschul, Eugen, Hrsg. 1931. „Vorwort des Herausgebers.“ In *Der Konjunkturzyklus: Problem und Problemstellung* (nach der vom Verfasser durchgesehenen und ergänzten Originalausgabe herausgegeben von Dr. Eugen Altschul), von Wesley C. Mitchell, III–V. Leipzig: Buske.
- Arminen, Ilkka. 2010. „Who’s Afraid of Financial Markets?“ *International Sociology* 25 (2): 170–183. <https://doi.org/10.1177/0268580909358148>
- Assion, Peter. 2001. „Arbeiterforschung (aktualisiert von Bernd Jürgen Warneken).“ In *Grundriß der Volkskunde: Eine Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Rolf W. Brednich, 255–289. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer.
- Bendix, Regina und Valdimar Tr. Hafstein, Hrsg. 2009. *Culture and Property* (Ethnologia Europaea, 39 [2]). Kopenhagen: Museum Tusculum. <https://doi.org/10.16995/ee.1049>
- Berghoff, Hartmut und Jakob Vogel, Hrsg. 2004. *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte: Dimensionen eines Perspektivenwechsels*. Frankfurt/Main und New York: Campus.
- Bickel, Beate und Andreas Kuntz. 2001. „Handwerksforschung.“ In *Grundriß der Volkskunde: Eine Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Rolf W. Brednich, 171–200. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer.
- Blaug, Mark. 2005. „Foreword.“ In *The Nobel Memorial Laureates in Economics: An Introduction to Their Careers and Main Published Works*, hrsg. von Howard R. Vane und Chris Mulhearn, ix–xi. Cheltenham und Northampton (MA): Elgar. <https://doi.org/10.4337/9781845426897.00005>
- Braun, Karl, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz, Hrsg. 2019. *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg: MakuFEE.

- Braun, Karl, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz. 2019. „Vorwort.“ In *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz, 11–12. Marburg: MakuFEE.
- Callon, Michel. 1998. „Introduction: The Embeddedness of Economic Markets in Economics.“ In *The Law of the Markets*, hrsg. von Michel Callon. Oxford und Malden (MA): Blackwell. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1998.tb03468.x>
- Cuonz, Daniel. 2019. „New Economic Criticism.“ In *Handbuch Literatur & Ökonomie* (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 8), hrsg. von Joseph Vogl und Burkhardt Wolf, 33–47. Berlin et al.: Walter de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110516821-003>
- Cuonz, Daniel, Scott Loren und Jörg Metelmann. 2018. „Lessons from ‚Fearless Girl‘: Issues of Representation in Globalized Financial Capitalism.“ In *Screening Economies: Money Matters and the Ethics of Representation*, hrsg. von Daniel Cuonz, Scott Loren und Jörg Metelmann, 7–18. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839445273-001>
- Däbritz, Walther. 1927. „Gefahren der Konjunkturforschung für die Konjunktur?“ *Deutsche Bergwerks-Zeitung*, 14. September 1927.
- Dejung, Christof. 2014. „Einbettung.“ In *Auf der Suche nach der Ökonomie: Historische Annäherungen*, hrsg. von Christof Dejung, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé, 47–71. Tübingen: Mohr Siebeck. <https://doi.org/10.1628/978-3-16-153380-8>
- Dejung, Christof, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé. 2014. „Einleitung: Vom Suchen und Finden.“ In *Auf der Suche nach der Ökonomie: Historische Annäherungen*, hrsg. von Christof Dejung, Monika Dommann und Daniel Speich Chassé, 1–15. Tübingen: Mohr Siebeck. <https://doi.org/10.1628/978-3-16-153380-8>
- Dommann, Monika, Daniel Speich Chassé und Mischa Suter. 2014. „Einleitung: Wissensgeschichte ökonomischer Praktiken.“ *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 37: 107–111. <https://doi.org/10.1002/bewi.201401683>
- Eggmann, Sabine. 2014. „Forschen mit ‚Kultur‘: Revisionen und Potenziale.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2): 269–289.
- Fehr, Lukas und Reinhard Johler, Hrsg. 2021. *Bioökonomie(n): Ethnografische Forschungszugänge und Felder* (Untersuchungen, 126). Tübingen: tvv.
- Fenske, Michaela. 2006. *Marktkultur in der Frühen Neuzeit: Wirtschaft, Macht und Unterhaltung auf einem städtischen Jahr- und Viehmarkt*. Köln et al.: Böhlau.
- Fricke, Rolf. 1958. *Wirtschaftsordnung und Konjunktur: Eine Grundlegung zur dynamischen Konjunkturtheorie*. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann.
- Frisch, Ragnar. 1933. „Propagation Problems and Impulse Problems in Dynamic Economics.“ *Economic Essays in Honour of Gustav Cassel: October 20th 1933*, 171–205. London: G. Allen & Unwin.
- Gerndt, Helge. 1995. „Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie‘: Nachfragen – Einwände – Thesen.“ In *Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie: Diskussionen um Regeln und Modelle* (Grundlagen der Europäischen Ethnologie, 1), hrsg. von Günter Wiegelmann, 215–227. 2., erw. Aufl. Münster: LIT.

- Götz, Irene und Barbara Lemberger, Hrsg. 2009. *Prekär arbeiten, prekär leben: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen*. Frankfurt/Main et al.: Campus.
- Götz, Irene und Andreas Wittel, Hrsg. 2000. *Arbeitskulturen im Umbruch: Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. 9. Tagung der Kommission Arbeitskulturen (ehem. „Arbeiterkultur“) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 8./9. Mai 1998 in München*. Münster et al.: Waxmann.
- Goldinger, Heiner. 2009. „Zur Ethnologie moderner Finanz- und Wirtschaftswelt: Aufruf zur Etablierung eines neuen Forschungsschwerpunkts.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 105 (2): 171–191.
- Granovetter, Mark. 1985. „Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness.“ *American Journal of Sociology* 91 (3): 481–510. <https://doi.org/10.1086/228311>
- Gregor, Felix T. 2021. *Die Un/Sichtbarkeit des Kapital: Zur modernen Ökonomie und ihrer filmischen Repräsentation*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839454893>
- Grewe, Maria. 2017. *Teilen, Reparieren, Mülltauchen: Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839438589>
- Groth, Stefan, Regina F. Bendix und Achim Spiller, Hrsg. 2015. *Kultur als Eigentum: Instrumente, Querschnitte und Fallstudien* (Göttinger Studien zu Cultural Property, 9). Göttingen: Universitätsverlag Göttingen. <https://doi.org/10.4000/books.gup.528>
- Gruhn, Lara. 2022. *Guter Konsum: Alltägliche Ethiken zwischen Wissen und Handeln* (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 30). Zürich: Chronos. <https://doi.org/10.33057/chronos.1670>
- Hahn, Hans Peter. 2014. „Notizen zur Umwertung der Werte: Perspektiven auf ökonomische Konzepte im interdisziplinären Diskurs.“ In *Kultur der Ökonomie: Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen*, hrsg. von Inga Klein und Sonja Windmüller, 17–36. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839424605.17>
- Hann, Chris und Keith Hart. 2011. *Economic Anthropology: History, Ethnography, Critique*. Cambridge et al.: Polity.
- Heesen, Anke te, Hrsg. 2005. *Dingwelten: Das Museum als Erkenntnisort* (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, 4). Köln et al.: Böhlau.
- Heesen, Anke te und Margarete Vöhringer, Hrsg. 2014. *Wissenschaft im Museum: Ausstellung im Labor*. Berlin: Kadmos.
- Herlyn, Gerrit, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter, Hrsg. 2009. *Arbeit und Nicht-Arbeit: Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. München, Mering: Hampp.
- Herzfeld, Michael. 2001. *Anthropology: Theoretical Practice in Culture and Society*. 5. Aufl. Malden (MA) et al.: Blackwell.
- Horn, Karen Ilse. 2012. *Die Stimme der Ökonomen: Wirtschaftsnobelpreisträger im Gespräch*. München: Hanser. <https://doi.org/10.3139/9783446433052>
- Kalthoff, Herbert und Uwe Vormbusch. 2012. „Einleitung: Perspektiven der Wirtschafts- und Finanzsoziologie.“ In *Soziologie der Finanzmärkte*, hrsg. von Herbert Kalthoff und Uwe Vormbusch, 9–28. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418062.intro>

- Klein, Inga und Sonja Windmüller. 2014. „Kultur(en) der Ökonomie: Einleitendes.“ In *Kultur der Ökonomie: Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen*, hrsg. von Inga Klein und Sonja Windmüller, 7–16. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839424605.7>
- Knecht, Michi. 2010. „Reflexive Bioökonomisierung: Werteproduktion in einer Samenbank.“ In *Samenbanken – Samenspender: Ethnographische und historische Perspektiven auf Männlichkeiten in der Reproduktionsmedizin* (Berliner Blätter, 51), hrsg. von Michi Knecht, Anna Frederike Heinitz, Scout Burghardt und Sebastian Mohr, 163–176. Münster et al.: LIT.
- Knorr Cetina, Karin. 2012. „Von Netzwerken zu skopischen Medien: Die Flussarchitektur von Finanzmärkten.“ In *Soziologie der Finanzmärkte*, hrsg. von Herbert Kalthoff und Uwe Vormbusch, 31–62. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839418062.31>
- König, Gudrun M. 2009. *Konsumkultur: Inszenierte Warenwelt um 1900*. Wien et al.: Böhlau.
- Kramer, Dieter. 1995. „Kultur und Regeln: Bemerkungen zu Günter Wiegelmans theoretischen Konzepten.“ In *Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie: Diskussionen um Regeln und Modelle* (Grundlagen der Europäischen Ethnologie, 1), hrsg. von Günter Wiegelmann, 242–249. 2., erw. Aufl. Münster: LIT.
- Kramer, Dieter. 2019. „Vor dem Sturm: Nachhaltige Landwirtschaft vor der Industrialisierung.“ In *Umweltforschung* (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 52), hrsg. von Siegfried Becker und Sonja Windmüller. Marburg: Jonas.
- Krippner, Greta R. 2001. „The Elusive Market: Embeddedness and the Paradigm of Economic Sociology.“ *Theory and Society* 30 (6): 775–810. <https://doi.org/10.1023/A:1013330324198>
- Kühn, Cornelia. 2021. „Wirtschaftswandel als Kulturwandel? Die Gemeinwohl-Ökonomie als möglicher Wegbereiter für eine Kultur wechselseitiger Verbundenheit.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 117 (2): 163–191. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/02.03>
- Latour, Bruno und Vincent Lépinay. 2010. *Die Ökonomie als Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen: Eine Einführung in die ökonomische Anthropologie Gabriel Tardes*. Berlin: Suhrkamp.
- Latour, Bruno und Steve Woolgar. 1979. *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage.
- Lebaron, Frédéric. 2006. „'Nobel' Economists as Public Intellectuals: The Circulation of Symbolic Capital.“ *Journal of Contemporary Sociology* 43 (1): 88–101.
- Lipp, Carola. 2007. „Aspekte der mikrohistorischen und kulturalanthropologischen Kreditforschung.“ In *Soziale Praxis des Kredits: 16.–20. Jahrhundert*, hrsg. von Jürgen Schlumbohm, 15–36. Hannover: Hahn.
- Löwe, Adolf. 1925. „Der gegenwärtige Stand der Konjunkturforschung in Deutschland.“ In *Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege: Neunundzwanzig Beiträge über den Stand der deutschen und ausländischen sozialökonomischen Forschung nach dem Kriege* (Zweiter Band: Der Stand der Forschung), hrsg. von Moritz Julius Bonn und Melchior Palyi, 329–377. München: Duncker & Humboldt.
- Löwe, Adolf. 1926. „Wie ist Konjunkturtheorie überhaupt möglich?“ *Weltwirtschaftliches Archiv* 24: 165–197.

- Maas, Harro. 2014. *Economic Methodology: A Historical Introduction*. London und New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203797679>
- Maeße, Jens, Hanno Pahl und Jan Sparsam, Hrsg. 2017. *Die Innenwelt der Ökonomie: Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft*. Wiesbaden: Springer.
- McCloskey, Donald [Deirdre] N. 1985. *The Rhetoric of Economics*. Madison: The University of Wisconsin Press. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-10428-3>
- Meerwarth, Rudolf. 1925. *Nationalökonomie und Statistik: Eine Einführung in die empirische Nationalökonomie*. Berlin und Leipzig: de Gruyter.
- Merkel, Ina. 1999. *Utopie und Bedürfnis: Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR*. Köln: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412316297>
- Meyer, Silke. 2007. „Sofortkredit: Zur kulturellen Praktik der Verschuldung.“ *Jahrbuch für Europäische Ethnologie* 2: 105–120. https://doi.org/10.30965/9783657764686_008
- Meyer, Silke, Hrsg. 2014. *Money Matters: Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis (bricolage, 7)*. Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Mitchell, Wesley C. 1931. *Der Konjunkturzyklus: Problem und Problemstellung* (nach der vom Verfasser durchgesehenen und ergänzten Originalausgabe hrsg. von Dr. Eugen Altschul). Leipzig: Buske.
- Mohrmann, Ruth-E. 2001. „Wohnen und Wirtschaften.“ In *Grundriß der Volkskunde: Eine Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Rolf W. Brednich, 133–154. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer.
- Morgan, Mary S. und Marcel Boumans. 2004. „Secrets Hidden by Two-Dimensionality: The Economy as a Hydraulic Machine.“ In *Models: The Third Dimension of Science*, hrsg. von Soraya de Chadarevian und Nick Hopwood, 369–401. Standord (CA): Stanford University Press. <https://doi.org/10.1515/9781503618992-016>
- Morgenstern, Oskar. 1928. *Wirtschaftsprognose: Eine Untersuchung ihrer Voraussetzungen und Möglichkeiten*. Wien: Springer.
- Müller, Rita und Mario Bäumer, Hrsg. 2017. *Das Kapital: Das Magazin zur Ausstellung*. Hamburg: Hamburg History Live.
- Muniesa, Fabian, Yuval Millo und Michel Callon. 2007. „An Introduction to Market Devices.“ In *Market Devices (The Sociological Review, 55 [2])*, hrsg. von Michel Callon, Yuval Millo und Fabian Munesia, 1–12. Malden (MA) et al.: Blackwell. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2007.00727.x>
- Newbury, Frank D. 1952. *Business Forecasting: Principles and Practice*. New York: McGraw-Hill.
- o. A. 1979. *World Dictionary of Awards and Prizes*. 1979. London: Europa Publications Limited.
- Offer, Avner und Gabriel Söderberg. 2016. *The Nobel Factor: The Prize in Economics, Social Democracy and the Market Turn*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvc775rf>
- Pahl, Hanno. 2013. „Zur performativen Dimension konstitutiver Metaphern in der ökonomischen Theoriebildung: Zwischen Disziplinarität und Gesellschaft.“ In *Ökonomie, Diskurs, Regierung: Interdisziplinäre Perspektiven*, hrsg. von Jens Maeße. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-01294-6_12
- Persons, Warren M. 1919. „An Index of General Business Conditions.“ *The Review of Economic Statistics* 1 (2): 111–117. <https://doi.org/10.2307/1928731>

- Plumpe, Werner. 2009. „Ökonomisches Denken und wirtschaftliche Entwicklung: Zum Zusammenhang von Wirtschaftsgeschichte und historischer Semantik der Ökonomie.“ *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 49 (1): 27–52. <https://doi.org/10.1524/jbwg.2009.50.1.27>
- Poehls, Kerstin. 2016. „Material und Moral: Das Handels- und Konsumgut Zucker.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 112 (1): 57–75.
- Polanyi, Karl. 1944. *The Great Transformation*. New York and Toronto: Farrar & Rinehart.
- Rössler, Martin. 2005. *Wirtschaftsethnologie: Eine Einführung*. 2., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer.
- Ruccio, David F., Hrsg. 2008. *Economic Representations: Academic and Everyday* (Frontiers of Political Economy, 103). London und New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203927649>
- Schumpeter, Joseph A. 1939. *Business Cycles: A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process*. 2 Bde. New York: McGraw-Hill.
- Seifert, Manfred. 2019. „Zur Un-Ordnung der Kulturen des Wirtschaftens: Über die Ökonomie als Forschungsfeld.“ In *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dietrich, Johannes Moser und Christian Schönholz, 169–184. Marburg: MakuFEE.
- Seifert, Manfred, Irene Götz und Birgit Huber, Hrsg. 2007. *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*. Frankfurt/Main und New York: Campus.
- Seiser, Gertraud. 2017. *Ökonomische Anthropologie: Einführung und Fallbeispiele*. Wien: Facultas.
- Siuts, Hinrich. 2001. „Gerätekforschung.“ In *Grundriß der Volkskunde: Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Rolf W. Brednich, 155–170. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer.
- Spahn, Peter, Hrsg. 2022. *Entwicklung der Konjunkturforschung im frühen 20. Jahrhundert: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XL* (Schriften des Vereins für Socialpolitik, 115/XL). Berlin: Duncker & Humblot. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-58677-6>
- Stäheli, Urs. 2008. „Ökonomie: Die Grenzen des Ökonomischen.“ In *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, hrsg. von Stephan Moebius und Andreas Reckwitz, 295–311. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Tanner, Jakob. 2002. „Wirtschaftskurven: Zur Visualisierung des anonymen Marktes.“ In *Ganz normale Bilder: Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeiten* (Interferenzen, 2), hrsg. von David Gugerli und Barbara Orland, 129–158. Zürich: Chronos.
- Unterweger, Gisela. 2013. *Der Umgang mit Geld als kultureller Praxis: Eine qualitative Untersuchung in der gesellschaftlichen Mitte* (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 20). Zürich: Chronos.
- Velupilai, K. Vela, Hrsg. 2011. *MONIAC. Phillips Monetary National Income Analogue Computing Machine: Commemorating the 60th Anniversary* (Economia Politica, Sonderheft 2011). Bologna: Società Editrice il Mulino.
- Vonderau, Asta. 2010. *Leben im „neuen Europa“: Konsum, Lebensstile und Körpertechniken im Postsozialismus*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411896>

- Wagemann, Ernst. 1928. *Konjunkturlehre: Eine Grundlegung zur Lehre vom Rhythmus der Wirtschaft*. Berlin: Hobbing.
- Welz, Gisela. 2014. „Standards und die Herstellung des Ökonomischen: Am Beispiel geschützter Herkunftsangaben für regionale Lebensmittelprodukte.“ In *Kultur der Ökonomie: Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen*, hrsg. von Inga Klein und Sonja Windmüller, 175–190. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839424605>. 175
- Welz, Gisela. 2015. *European Products: Making and Unmaking Heritage in Cyprus*. New York et al.: Berghahn Books. <https://doi.org/10.2307/j.ctv6jmwb9>
- Wiegelmann, Günter. 1995. *Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie: Diskussionen um Regeln und Modelle* (Grundlagen der Europäischen Ethnologie, 1). 2., erw. Aufl. Münster: LIT.
- Windmüller, Sonja. 2010. „Faszination Rhythmus: Überlegungen zu einem Forschungsprogramm.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 106: 45–65.
- Windmüller, Sonja. 2017. „‘Economic Plumbing’: Perspektiven auf akademische Modellbildung und die sinnliche Dimensionierung von Wissen(schaft).“ In *Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dietrich, Thomas Hengartner und Bernhard Tschofen, 111–120. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Windmüller, Sonja. 2017/2018. „Verstoffwechselungen des Zukünftigen: Zur Kultur der Prognostik.“ In *Grenzgänger: Festschrift für Prof. Dr. Andreas Hartmann* (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 62/63), hrsg. von Oliwia Murawska, 361–373. Münster: Veröffentlichungen des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte, Landschaftsverband Rheinland und Volkskundliche Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe.
- Windmüller, Sonja. 2022. „Wirtschaftsobjekte – Wirtschaftsmuseen: Zum Verhältnis von Ökonomie und materieller Kultur.“ *Kieler Blätter zur Volkskunde* 54: 73–93.
- Windmüller, Sonja. (im Erscheinen). *Konjunktoren: Zur Idee des Rhythmischen in der Ökonomie*. Zugl. Habil., Universität Hamburg 2017.
- Winterberg, Lars. 2017. *Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Auseinandersetzungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels: Bausteine einer Ethnografie*. Münster und New York: Waxmann.
- Woodmansee, Martha und Mark Osteen, Hrsg. 1999. *The New Economic Criticism: Studies at the Intersection of Literature and Economics*. London und New York: Routledge.
- Zollna, Isabel. 1994. „Der Rhythmus in der geisteswissenschaftlichen Forschung: Ein Überblick.“ *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 96: 12–52.

Lina Franken

Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung

Digital Humanities in Anwendung und Reflexion¹

Lina Franken

Algorithms and Data in Cultural Studies Research. Digital Humanities in Application and Reflection

Abstract: This article outlines a research programme for the specific perspective of empirical cultural studies in the digital humanities. As six areas of digital humanities in application, it elaborates computational methods and algorithms, digital and digitised data, infrastructures, resources, digital handcraft and basic digital skills. These are combined with perspectives of reflection, especially in relation to algorithmic assemblages, practices in the community of practice, infrastructures and resources as power structures, and data in its changeability and incompleteness.

Due to researchers' fear of algorithms and data, these areas have so far only been realised in rudimentary form. However, it is precisely with the expertise of empirical cultural studies that uncertainties and misunderstandings can be used productively to further develop existing approaches, expand them to meet the needs of cultural studies and iteratively connect them with cultural analytical concepts. Possibilities and implications cannot be explored with tools and scripts as a transfer of existing methods into digital procedures. These change approaches to knowledge that can be realised in close human-technology relations combined with computational thinking.

Keywords: Digital Humanities, methodology, algorithms, data, infrastructures

Digital Humanities (DH), das wirkt in der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) weit weg: Big Data auswerten, mit Computercode arbeiten, Datenbanken füllen und nutzen, Daten online publizieren und für die eigene Forschung recherchieren – von den Perspektiven und Methoden der EKW sind diese Zugänge in vielen Dimensionen deutlich verschieden. Und doch wird immer deutlicher, wo Potenziale kulturwissenschaftlicher Digital Humanities liegen können, und auch wo Besonderheiten in den Zielsetzungen und Anforderungen der EKW in diesem interdisziplinären Forschungsfeld bestehen.

1 Der Text basiert auf meiner Antrittsvorlesung an der Universität Vechta, gehalten am 24. Mai 2023.

Was machen Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung? Als Forschungsfeld oder Teil der untersuchten Alltage sind sie kaum noch wegzudenken, und sowohl empirische als auch theoretische Ansätze zu ihrer Analyse etablieren sich zunehmend (vgl. exemplarisch Introna 2016; Kitchin/Lauriault 2018). Die methodologische Seite, die Frage nach Wandel im wissenschaftlichen Arbeiten mit und durch Algorithmen und Daten, wird jedoch weitaus seltener in den Blick genommen, wenngleich bei genauerer Betrachtung ihre Relevanz in den allermeisten Zusammenhängen von Forschung und Lehre bereits in der Gegenwart offensichtlich ist. Eine empirisch-kulturwissenschaftlich perspektivierte Digital Humanities ist noch zu entwickeln, auch wenn erste experimentelle und auslotende methodologische Ansätze bestehen (wie etwa Amelang 2023; Kinder-Kurlanda 2020; Sørensen/Kocksch 2021). Eine Systematisierung und entsprechende Einordnung in die interdisziplinären Zusammenhänge soll im Folgenden versucht werden. Ich schlage Ansätze für diese kulturwissenschaftlichen Digital Humanities in Anwendung und Reflexion vor, nachdem ich zusammengefasst habe, wie Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung untersucht werden und warum Ängste davor bestehen. Als Fazit stehen Forschungsfelder, die sich aus den vorgeschlagenen Ansätzen ergeben und ein Forschungsprogramm in Weiterentwicklung für die kommenden Jahre bilden können.

1. Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung?

In der Disziplin, die heute Empirische Kulturwissenschaft heißt, hat die Auseinandersetzung mit Technik, Medialität und Digitalität eine lange Tradition. Schon Hermann Bausinger (1961) plädierte für die Berücksichtigung technischer Aspekte des menschlichen Alltags. Medien waren für ihn nicht nur technisch, sondern in kulturelle Situationen eingebunden, und erst als komplexe Gebilde in ihrer Nutzung zu verstehen. Sie transportierten nicht nur Inhalt, sondern brachten selbst neue Qualitäten mit sich und veränderten Kultur. Stefan Beck verband Fragen nach dem „Umgang mit Technik“ mit praxistheoretischen Ansätzen der Science and Technology Studies (Beck 1997), die seither wichtiger Teil der Fachperspektive sind. Kulturwissenschaftliche Technikforschung rund um Thomas Hengartner fragte etwa zeitgleich danach, wie der Mensch zur Technik kommt und die Technik zum Menschen, was Mensch und Technik miteinander machen und welchen Sitz Technik im Leben hat (Hengartner 2012: 119; Hengartner/Rolshoven 1998). Auch Klaus Schönberger hat sich mit den neuen Handlungsmustern im Digitalen auseinandergesetzt und untersucht, wie Online- und Offline-Praxen miteinander verschränkt sind (Schönberger 2015). Bereits um die Jahrtausendwende wurde kulturwissenschaftlich-volkskundlich untersucht, was es nicht nur mit der Jagd auf Moorrühner (Bausinger 2001) auf sich hat. Tiefgreifende Studien entstanden früh etwa zur Computernutzung am Arbeitsplatz (Schönberger/Springer 2003), zur Bedeutung des Internet of Things (Kinder et al. 2008), der Bedeutung von Computern im Alltag (Herlyn 2008) oder

zum kulturellen Wandel mit Social Media (etwa Bahl 1997; Frischling 2014; Löber 2011). Aktuelle Forschungsprojekte reichen thematisch vom Computerspiel (Bareither 2016) oder digital gestalteten Arbeitswelten (Heiland 2020) bis zu Mensch-Maschine-Relationen in künstlicher Intelligenz (Thanner/Vepřek 2023). Diese Entwicklungen sind in der EKW verwurzelt, aber eng mit der Technikanthropologie (etwa Bruun et al. 2022; Heßler/Liggieri 2020) und Techniksoziologie (etwa Passoth 2008) verwoben. Es geht um Mensch-Technik-Relationen, die durch Aneignungen gestaltet werden.

In allen kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern ist Digitalität vorhanden – etwa, wenn sich Protest mit sozialen Medien formt und verbreitet oder Mobilitäten durch digitale kulturelle Artefakte strukturiert werden, von Bahn-App über Navigationssystem bis zur Ampelsteuerung. Dabei interessieren uns Alltage als digital durchdrungen (Bausinger 1981, 2005) und konstituiert (Schönberger 2015). Techniken, (politische) Organisationsformen und (soziokulturelle) Praktiken entstehen erst in ihrem Zusammenwirken und sind ohneeinander nicht zu verstehen. Wir können sie nur analysieren, wenn wir digital-analoge Materialitäten in unterschiedlichsten Verbindungen als Assemblages berücksichtigen.

Um das zu beforschen, brauchen wir wissenschaftliche Methoden. Kulturwissenschaften nähern sich ihren Phänomenen mit empirischen, historischen und texterschließenden Methoden. Wir arbeiten mit einem Methodenbündel, aus dem wir für das jeweilige Forschungsinteresse passende Methoden auswählen und bei Bedarf anpassen. Auch kulturwissenschaftliche Quellen – die immer öfter als Daten bezeichnet werden – sind plural: Von einer Beobachtungsdokumentation bis hin zu historischen Objekten kann fast alles relevant werden. Die Traditionslinien der EKW und der qualitativen Forschung insgesamt sind dabei verhältnismäßig selbstreflexiv und haben Methoden immer wieder diskutiert, weiterentwickelt und in ihrer Historizität beforscht. Denn mit den Forschungsfeldern müssen sich auch Methoden und Zugänge transformieren.

Die Entwicklung kultureller Ausdrucksformen und Interaktionen im und mit dem Internet (Hengartner 2007) brachte die Frage mit sich, welche Methoden zielführend sind, um diese Transformation zu beforschen, dafür wurde früh experimentiert (zur Genese vgl. Boellstorff et al. 2012; Hine 2015). Heute ist die digitale Ethnografie Teil unserer Methoden, aber was Teilnahme in virtuellen Welten heißt oder wie Nachvollziehbarkeit von App-Nutzungen möglich ist, wird mit ethischen Implikationen verbunden weiterhin diskutiert (Fleischhack 2019; Horst/Miller 2020; Knox/Nafus 2018).

Mit digital konstituierten Forschungsfeldern stellen sich „klassische“ methodische Fragen neu: Wie können wir Material sammeln und auswerten und die immer größeren Datenmengen berücksichtigen, die Menschen selbst produzieren (Stichwort Big Data, zu Big Data in der Wissenschaft: Aragona 2018; Kinder-Kurlanda

2020; Kitchin 2014)? Inwiefern können wir Daten anders auswerten (Hoffmeister et al. 2018)? Wie können digitale Geräte, Technologien und Infrastrukturen unsere Forschungen sinnvoll verändern, und wo ist das eher hinderlich? Welche neuen Kenntnisse im Umgang etwa mit Datenbanken sind notwendig oder doch hilfreich? Und wie lassen sich Entwicklungen von Forschungsdatenmanagement oder Open Science gut einbinden?

2. Eine neue Angst der Forschenden vor Algorithmen und Daten

Es besteht dabei eine neue Angst der Forschenden: nicht vor dem Feld (wie von Lindner 1981 festgestellt und von Warneken/Wittel 1997 erweitert), sondern vor Algorithmen und Daten. Wie Kulturwissenschaftler:innen in meiner Ethnografie (Franken 2020a; Franken 2024 in review) berichteten, verstehen sie sich oft als reine Anwender:innen und schrecken zurück, wenn sie mehr tun sollen als „den Computer an- und wieder auszuschalten“ (Feldnotiz 16.02.2023), es werden konkrete Anleitungen für Tools gesucht (Feldnotiz 07.10.2019). Gleichzeitig besteht die Angst, dass es nicht ausreicht, „nur noch“ klassische Methoden anzuwenden (Feldnotiz 02.02.2023). Hier sehen wir mit Jasanoff (2015: 5) die Sorge davor, was Innovation mit der eigenen Expertise macht, „shared fears of harms that might be incurred through invention and innovation“: In der Angst vor computationellen Methoden, Daten und Algorithmen zeigen sich offenbar fehlende technische Fertigkeiten, aber auch die Überlegung, dass die eigenen Analyseleistungen durch künstliche „Intelligenz“ und Automatisierung bedroht werden könnten.

Lindner begründet Ängste vor dem Feld u. a. damit, dass der Zugang von Forschungspartner:innen abhängig ist. Die Ängste als „Ausdruck von dem Bild, das sich der Forscher von dem Bild macht, das sich die designierten Forschungsobjekte vom Forscher machen“ (Lindner 1981: 54) sind hier wohl weniger relevant, auch wenn den Algorithmen und Daten durchaus angsterzeugende Handlungsperspektiven zugeschrieben werden können, wenn sie nicht „funktionieren“ oder anwendbar und damit nutzbar sind. Warneken und Wittel haben daran anschließend festgestellt, dass besonders im Research Up Angst vor mangelnder Anerkennung besteht (Warneken/Wittel 1997: 2). Wenn wir das übertragen auf die Angst der Forschenden vor Algorithmen und Daten, sind Überschneidungen offensichtlich: In der Anfangsphase, wenn die meisten Digital-Humanities-Praxen noch unbekannt und durch Gatekeeper begrenzt werden, sind Unsicherheiten um eigene Wissensbestände und deren Gültigkeit besonders groß. Die EKW befindet sich in weiten Teilen noch in dieser frühen Phase. Wir sind in den Digital Humanities, wie auf deren Jahrestagung scherzhaft über andere Forschungszusammenhänge gesagt wurde, „late to the party“ (Feldnotiz vom 15.03.2023). Und natürlich haben die eigenen Ängste, wie in der Ethnografie, Einfluss auf die Untersuchungsergebnisse – beispielsweise in Form von Vermeidungsstrategien (Lindner 1981: 57).

Dabei ist der abstrakte Computer selbst nicht (mehr) das Problem. Wissenschaftler:innen nutzen die Geräte alltäglich. Unsicherheiten um Deutungshoheiten sind allerdings weiterhin vorhanden. Anhand von Personifizierungen „des Computers“ oder von anderen technischen Geräten wird deutlich, dass ihnen Agency zugeschrieben wird, auch weil sich die Menschen ihnen gegenüber unfähig fühlen. Oft wird den Algorithmen dabei mehr Handlungsträgerschaft zugesprochen, als sie haben. ChatGPT ist dafür ein gutes Beispiel, das aktuell stellvertretend für „künstliche Intelligenz“ steht, präziser sollten wir von Machine-Learning-Algorithmen sprechen. Diese würden bald Texte besser schreiben als wir Menschen, so die Ängste nicht nur von Forschenden. Die Ergebnisse bleiben allerdings aktuell auf einem relativ allgemeinen Niveau. Schnell schleichen sich außerdem Fehler ein, denn die Ergebnisse basieren auf Wahrscheinlichkeitsrechnung (Fazi 2020; Goodfellow et al. 2016). Die Fähigkeiten, die Algorithmen in medialen und universitären Diskussionen zugesprochen werden, sind oft größer als das tatsächlich Mögliche. Es wäre viel kulturwissenschaftliche Expertise notwendig, um überzeugende wissenschaftliche Ergebnisse mit ChatGPT zu generieren. Aktuell muss vor allem genau definiert werden, was das eigene Erkenntnisinteresse ist (Stichwort Prompt Engineering), und die letzte Meile der Automatisierung (Grey 2015) wird auch weiterhin nicht erreicht. Machine Learning wird unser wissenschaftliches Arbeiten verändern, aber sicher nicht überflüssig machen.

Niemand will und wird „klassische“ Forschung abschaffen. Empirisch-ethnografische Studien, Archivarbeit, Text- und Bildanalyse und alles, was kulturwissenschaftliche Methoden ausmacht, werden weiterhin notwendig sein – denn sie sind so einzigartig, komplex und von Kontextwissen abhängig, dass keine noch so „intelligente“ Maschine sie übernehmen wird. Es geht vielmehr um konstruktives Ausgestalten der technischen Möglichkeiten in der Anwendung und Berücksichtigung der damit einhergehenden Transformation in der Reflexion.

3. Digital Humanities in Anwendung

Was sind also diese Digital Humanities, und was haben sie mit Forschungspraxen der EKW zu tun? Das interdisziplinäre Forschungsfeld hat sich institutionell etabliert mit Schwerpunkten auf der Erschließung und Analyse digitaler Datensätze mit häufig quantitativen Verfahren und historischen Quellen (vgl. Franken 2022a: Abs. 4). Nach meinem Verständnis einer kulturwissenschaftlichen Auslegung der Digital Humanities sind sechs Bereiche für die Anwendung relevant, auf die ich nun näher eingehe.

3.1 Computationelle Methoden und Algorithmen

Zunächst das Naheliegende: Digital Humanities bedeuten die Anwendung und Weiterentwicklung von digitalen, computationellen Methoden. Es geht um die Nutzung informatischer Verfahren (vgl. im Überblick Manderscheid 2019; Schöch 2017). Im

Mittelpunkt steht hier also eine Auswertung von Quellen (unseren Daten) und Beantwortung kulturwissenschaftlicher Fragestellungen mittels digitaler Algorithmen. Als Findeheuristik (Adelmann et al. 2019) oder Filter (Koch/Franken 2020) sind Algorithmen hilfreich, um große Mengen von Daten zu sichten und potenziell relevante Datensätze für eine Fragestellung zu finden. Dabei unterscheide ich in die Nutzung von bestehenden Methoden als ein Werkzeugkasten und die Weiterentwicklung von neuen Methoden für spezifische Bedürfnisse als Experimentierkasten (Franken 2022a: Abs. 5).

Das ist allerdings nur in Mensch-Technik-Relationen möglich, ähnlich wie bei der Aneignung und Umnutzung von Technik und Medien im Alltag. Denn die intellektuelle Arbeit steckt weniger in einzelnen Verfahren, sondern in deren Bewertung und in der Vor- und Nachbereitung der algorithmischen Berechnungen. Manuelle und automatische, analoge und digitale Arbeitsschritte sind eng miteinander verknüpft.

Der Forschungsprozess wird damit erweitert (Franken 2022a; Franken et al. 2023). Wir können neue Arbeitsschritte definieren, verschiedenste Verfahren nutzen und kreativ neue Problemlösungen identifizieren. Erweiterung bedeutet aber, dass zusätzliche Schritte umgesetzt werden müssen, sodass (in einem Forschungsprojekt mit begrenzter Zeit zur Umsetzung) andere Schritte „schneller“ gehen müssen. Aufwand und Ertrag müssen deshalb genau abgewogen werden.

Forschungsprozesse werden hier als Workflows modelliert, also im Voraus geplant, und operationalisiert, also in (informatisch) handhabbare, eindeutige Schritte zerlegt. Das macht oft binäre Entscheidungen notwendig, wo wir kulturwissenschaftlich keine Eindeutigkeit sehen. Auch kann dies zu Verkürzungen führen, denn der Kontext von Forschungsmaterialien fällt in deren Datafizierung oft weg. Das widerspricht induktiven und abduktiven Ansätzen. Gleichzeitig werden neue Erkenntnisse möglich, im besten Falle verbunden in einer Data Driven Science, wie Kitchin (2014: 10) sie vorschlägt, die weit über Mixed Methods hinausgeht. Es ist deshalb notwendig, genau zu dokumentieren, welche Entscheidungen wie getroffen wurden und was an einen Algorithmus abgetreten wird. Unsere eigene Rolle in diesen Entscheidungen und die Handlungskompetenz, die Algorithmen dabei haben, muss hinterfragt und bewusst gemacht werden (vgl. Egger et al. 2023). Wie veränderte oder erweiterte Forschungsprozesse in der Empirischen Kulturwissenschaft aussehen können, ist bisher eher am Rande erarbeitet worden. Es muss also noch viel experimentiert, Entwicklungs- und Pionierarbeit geleistet werden.

3.2 *Digitale und digitalisierte Daten*

Um computationale Verfahren nutzen zu können, benötigen wir digitale Daten. Weil kulturwissenschaftliche Fragestellungen so weit gefächert sind, kommen Born-Digital-Daten für unsere Forschungen infrage, also digital entstandene Daten vom Social Media Post bis zum Open-Access-Buch. Auch können Quellen für unsere Forschung

retro-digitalisiert werden, also gescannte Texte und Bilder, fotografierte Objekte usw. genutzt werden (zur Unterscheidung Franken 2023: 67–68).

Retro-Digitalisierung findet in den Museen und Archiven längst statt, einiges ist mittlerweile online zugänglich. Viele Sammlungen müssen aber noch digitalisiert und erschlossen werden, gerade für kulturwissenschaftliche Fragestellungen potenziell relevante Bestände sind komplex in ihrer Transformation (aus der EKW Kulbe et al. 2022; Meyer et al. 2014; interdisziplinär zuletzt Andraschke/Wagner 2020). Weil Gegenwart nur aus der Vergangenheit erklärt werden kann, sind historische Quellen relevant, die sich in unserem Zugriff auf sie in ihrer Retro-Digitalisierung wandeln. Dazu kommen Forschungsdaten, die im Rahmen des Forschungsdatenmanagements (mehr oder weniger) zugänglich gemacht werden, in der Regel als Born Digital (Huber/Imeri 2023). Born-Digital-Daten entstehen permanent, für diese heterogene Informationsflut sind systematische Speichermöglichkeiten notwendig, die bisher vor allem für Social-Media-Daten und Webseiten entwickelt werden (vgl. Brügger/Schroeder 2017; Chen et al. 2021). Welche Quellen für welche Fragestellung mit welchen computationalen Methoden erhoben und analysiert werden können, ist eine Frage der Auswahl und Anpassung.

Man kann festhalten: Born Digitals sind einfacher zu verarbeiten, weil wir keine Störquellen in der Retro-Digitalisierung haben, auch wenn sie als unstrukturierte Daten informatisch trotzdem Probleme bringen. Bei Retro-Digitalisierung liegt aktuell der Fokus v. a. auf der Erschließung. Die Nachnutzung ist (zumindest für kulturwissenschaftliche Daten) noch Desiderat.

Prozessproduzierte Daten, also ohne Zutun von uns Forschenden entstandene Daten wie Blogbeiträge, Zeitungsartikel oder YouTube-Videos (vgl. Baur/Graeff 2021; Kinder-Kurlanda 2020), sind oft besonders interessant für algorithmische Zugänge. Denn sie sind nicht von den Forschenden selbst erzeugt worden und damit weniger gut bekannt, sie liegen außerdem oft in großen Mengen vor. Forschungsinduzierte Daten, also Interviewtranskripte oder etwa die Fotodokumentation einer Ethnografie, sind insbesondere interessant für computationale Auswertungen, wenn sie von anderen Forschenden evoziert wurden. Die Kulturwissenschaften befinden sich hier auch an der Schnittmenge zu den Computational Social Sciences, die v. a. mit Born Digital Big Data arbeiten und viel mehr an gesellschaftlichen Strukturen und Simulationen möglicher Entwicklungen interessiert sind, als wir das sind (Franken 2022b).

Wir können an diese Daten neue Fragen stellen, besonders wenn Sammlungen noch wenig bearbeitet sind – und wir stellen vielleicht ganz andere als diejenigen, die diese Bestände als erhaltenswert eingestuft haben. Relevanz und Potenzial von Nachnutzung wird mit computationalen Methoden und digitalen Daten sehr viel größer, als dies bisher der Fall war.

Die Erweiterung kulturwissenschaftlicher Forschungsprozesse gilt also auch in Bezug auf digitale Daten: Neu hinzu kommt die computationale Generierung und

Zusammenstellung des Quellenkorpus, die nun technisch gestaltet ist durch die Aufbereitung – also das Ablegen, Strukturieren und Bearbeiten von Daten als Überführung in eine Form, die von Algorithmen verstanden wird. Das kann eine aufwendige und auch sehr manuelle Arbeit sein.

3.3 Infrastrukturen

Aus der Verfügbarkeit von digitalen Daten ergibt sich die Notwendigkeit technischer Infrastrukturen, um diese Daten strukturiert abzulegen, wiederzufinden, aufzubereiten und zu analysieren. Mit der Nationalen Forschungsdaten-Infrastruktur (NFDI, Hartl et al. 2021) entsteht neben den für museale und archivalische Daten schon bestehenden Plattformen aktuell eine deutsche Infrastruktur, die mit europäischen Entwicklungen verbunden ist; an den Universitäten werden ergänzende lokale Repositorien erarbeitet.

Diese Infrastrukturen beeinflussen unsere Forschungen, sie ermöglichen oder verhindern die Bearbeitung von Fragestellungen. Kulturwissenschaftliche Datensätze werden dabei stark fragmentiert, sodass sie in ihren Bedeutungen erst rekonstruiert werden müssen, was viel Aufwand schon in der Ablage bedeutet – und sind zugleich oft so ethisch und datenschutzrechtlich schutzbedürftig, dass sie nur für Einzelne zugänglich sein können (Huber/Imeri 2023; Imeri/Rizzolli 2022). Außerdem setzen uns Ethik und Recht Grenzen darin, wie wir prozessproduzierte Daten verwenden dürfen.

Infrastrukturen sind nicht nur zur Weitergabe und Speicherung relevant, sondern auch in der forschenden Auseinandersetzung mit Daten. Wir brauchen deshalb fachspezifische Infrastrukturen: Forschungsumgebungen, die Erhebungen und Materialsystematisierungen, Analysen, Denk- und Schreibprozesse ermöglichen und dabei Prozesshaftigkeiten direkt mitdenken. Wie groß der Handlungsbedarf dafür ist, zeigt sich in der weit verbreiteten Nutzung von Tools für qualitative Analyse, die, von privatwirtschaftlichen Firmen entwickelt, allen Gedanken von Open Science widersprechen, aber komfortable Funktionen bieten, wie etwa MaxQDA oder Atlas.TI. Diese Software wird nicht nur in Einführungen selbstverständlich dargestellt (Sattler 2014), sondern auch mit grundlegenden methodischen Ansätzen aus den DH ausgebaut, wie etwa einer Wortfrequenzanalyse (Kuckartz 2010: 157 ff.). Allerdings ist innerhalb der Software nicht transparent, auf welcher Basis die Verfahren verwendet werden. Etwa die Frage, ob Worte im Vorfeld lemmatisiert, also auf ihre Grundform zurückgebildet werden (Andresen/Zinsmeister 2019: 10), ist ein sehr relevanter Schritt, wenn man aus Worthäufigkeiten inhaltliche Aussagen schließen möchte, in der Software allerdings nicht dokumentiert.

Die Platform for Experimental Collaborative Ethnography (PECE) ist aus anthropologischen STS-Kontexten heraus entwickelt ein Beispiel dafür, wie sich Forschende selbst organisieren, um nach den eigenen Bedürfnissen zu infrastrukturieren

ren. In PECE-Instanzen können nicht nur Daten abgelegt, sondern auch gemeinsam analysiert werden, sodass mit der Zeit ein kollaboratives Archiv entsteht (Fortun et al. 2016: 15), das Kaleidoskop-artige Interpretationen sichtbar macht, die in einem eigenen Bereich publiziert werden können. Die hinter der Plattform stehende Gruppe von Forschenden entwickelt neue Funktionen und Bedienungsfreundlichkeit nur langsam, weil sie hohe Sicherheits- und auch Aushandlungsbedürfnisse und nur begrenzte Finanzen hat. Doch das PECE-Design-Team kritisiert vor allem die code-zentrierten Logiken, die im Digitalen Dinge vereinheitlichen und nur eine Deutung zulassen oder präzise Ontologien bilden, nicht aber Kreatives ermöglichen, Spannungen aufbauen und Mehrdeutigkeiten zulassen (Poirier et al. 2020). Sie stellen Open Data als Form der Publikation der Ergebnisse – sozusagen als Front End der Forschung – ein ebenfalls notwendiges System zur Datensammlung und Analyse zur Seite, das sie als Back End bezeichnen. Wir müssen keine Instanzen von PECE an jedem universitären Standort aufbauen, um diese Prozesse aktiv mitzugestalten, denn diese sind besser zentral untergebracht. Aber PECE zeigt exemplarisch, dass digitale Infrastrukturen anders gedacht und gemacht werden können.

3.4 Ressourcen

Eng mit den Infrastrukturen verbunden sind Ressourcen. Digitale Methoden, Daten und Infrastrukturen benötigen strukturierende Ressourcen besonders dringend. Denn für das Ablegen, Auffinden und Nachnutzen sind die Daten über Daten, die Metadaten, relevant. Dafür sind Standards etabliert, die für verschiedene Bereiche Vorgaben machen (etwa LIDO für Objekte, TEI für Text; vgl. Drucker 2021: 61 ff.).

Wir fügen den digitalen Daten Informationen hinzu, und dies ist viel zentraler, als es im faktischen Bereich wäre: Bücher in meinem Bücherregal finde ich (vielleicht mit einigem Suchen) wieder, wenn ich sie nicht katalogisiert habe, weil ihre Metadaten auf dem Buchrücken stehen. Wenn ich PDFs keinen eindeutigen Namen gebe, wird das ungleich schwieriger. Da digitale Daten so kleinteilig und gleichzeitig groß in der Zahl sind, müssen nicht nur Benennungssysteme entwickelt, sondern einheitliche Standards in Infrastrukturen umgesetzt werden.

Für diese Vereinheitlichung bedarf es Ressourcen: In kontrollierten Vokabularen wie dem WortNetzKultur (WNK, Spree et al. 2012) ist enorm viel Fleiß- und Denkarbeit notwendig, um diese Ressourcen zu füllen und konsistent zu halten. Dabei müssen Konzepte vereinheitlicht werden, für die das in nicht-digitalen Forschungen unnötig war (Harping 2010: 133–143).

Als Beispiel kann die oft diskutierte Unterscheidung zwischen Brauch, Ritual und Event dienen, die man zwar eindeutig treffen kann, die in der Operationalisierung dann aber schnell wieder komplex wird. Gunther Hirschfelder (2005, 2014) hat darauf hingewiesen, dass es Übergänge gibt und neue Typen entstehen. Die entsprechenden Nuancen und auch verschiedenen Einschätzungen und Nutzungen der Be-

grifflichkeiten durch unterschiedliche Wissenschaftler:innen kann man in Begriffsdefinitionen pressen, um sie in Vokabularen abbilden zu können. Präzise oder gar banal in der Umsetzung ist dies jedoch nicht. Oft ist das exakte Wort wenig relevant, wenn es um Bedeutungen und Kontexte geht. Dennoch ist eine eindeutige Bezeichnung notwendig, um die zugehörigen Daten wiederzufinden – sie wird also erzwungen, obwohl sie nicht besteht. Deshalb hat sich die WNK-Redaktion dazu entschieden, einfach Ritual und Brauch synonym zu verwenden – pragmatisch, aber wenig genau. In der Gemeinsamen Normdatei (GND) hingegen sind die problematischen Begriffe „Brauchtum“ und „Volksbrauch“ auch 2023 noch als Synonyme zum Brauch mit dem Oberbegriff „Volkskultur“ hinterlegt. Es ist deutlich, dass die Ressourcen fortlaufend und umfassend aktualisiert werden müssen, um aktuellen Forschungsperspektiven zu entsprechen.

Zum Glück können wir in vielen Fällen auf bestehende Ressourcen zurückgreifen, wie das WNK oder die GND. Dennoch sind diese nicht in Ansätzen abgeschlossen und werden uns noch lange beschäftigen. Denn gerade weil bei digitaler Begriffsarbeit neue Eindeutigkeiten notwendig werden, viele kulturwissenschaftliche Konzepte jedoch nicht gut zu definieren sind, ist hier viel intellektuelle Arbeit notwendig, die man auch als digitale Handarbeit bezeichnen kann.

3.5 Digitale Handarbeit

Im erweiterten DH-Forschungsprozess fallen profane, gleichzeitig zeitaufwendige Schritte an, also digitale Handarbeit, die nicht zu trennen sind von Schritten, die mit digitalen Algorithmen erledigt werden. Denn Mensch-Technik-Relationen bedeuten auch, dass manuelle Tätigkeiten am PC notwendig sind (Suchman 2007; Woletz 2016; aus den DH dazu Magis 2018). Ohne das händische Erledigen von monotonen Arbeitsschritten in digitalen Systemen funktionieren weder große Konzepte wie künstliche „Intelligenz“ noch die Aufbereitung von Forschungs- oder Archivdaten.

Es fängt aber bereits bei alltäglichen Praxen an. Das Schreiben mittels Computer ist ein eingängiges Beispiel (Franken 2020a). Selbstverständlich wird solche digitale Handarbeit auch in den Kulturwissenschaften längst umgesetzt. Damit geht eine Umgestaltung der Praxis selbst einher. Dies gilt für das Schreiben ebenso wie für andere Wissenschaftspraxen: Mit einem Video-Interview etwa kann ich räumliche Distanz überwinden, aber die digitale Mittelbarkeit hat Einfluss auf die Interviewsituation, informelle Nachgespräche etwa haben wenig Platz (vgl. Otto/Philipp-Jahnke 2021).

Andere Bereiche sind im Umbruch, so die individuellen Aufschreibepraxen, die zwischen digital und analog eine große Bandbreite haben: Ob Wissenschaftler:innen handschriftlich mitschreiben, gedruckte Texte oder am Bildschirm lesen, wie sie ihre Notizen in Online-Offline-Relationen organisieren und mit welchen Geräten und Software das geschieht, ist durch Enkulturation, Vorlieben und Gewohnheiten geprägt, wie meine ethnografischen Erhebungen zeigen (Franken 2024 in review).

Die Erhebung und Analyse von Quellen, die Produktion von Erkenntnissen und deren Verschriftlichung geschieht in der EKW aktuell größtenteils mittels digitaler Handarbeit (Franken 2020a). In einigen Fällen ist das aber überflüssig, etwa beim Auffinden potenziell interessanter Textstellen oder Gruppieren großer Bildmengen nach Ähnlichkeiten (Koch/Franken 2020). Das muss wiederum für Algorithmen, Daten, Infrastrukturen und Ressourcen berücksichtigt werden.

3.6 Digitale Grundkompetenzen

Die Möglichkeiten, solche digitale Handarbeit informiert an die eigenen Arbeitsweisen anzupassen und auszugestalten, sind eng mit meinem letzten Punkt verbunden: den digitalen Grundkompetenzen, die alle Forschenden – vom Erstsemester bis zur Emeritierung – benötigen und immer wieder aktualisieren müssen, um das wissenschaftliche Arbeiten im Digitalen umzusetzen.

Die Digitalisierung von Lehr-Lern-Prozessen stellt dabei einen eigenen Forschungsschwerpunkt dar (Hochschulforum Digitalisierung 2021). Worum es im Kontext von kulturwissenschaftlicher Forschung geht, sind digitale Grundkompetenzen, etwa zu Fragen von Datenschutz, Privatheit und Ethik. Für Digital Humanities gehören dazu auch Kompetenzen in der Recherche passender Verfahren und zugehöriger Tools und Skripte. Digitale Forschungsansätze sind Flickwerk und werden das absehbar auch bleiben, da sie sich fortlaufend weiterentwickeln (Chen/Yu 2018: 22–23; Franken 2023: 12). Die fundierte Entscheidung, was man wofür nutzt, ist deshalb zentrale Kompetenz. Außerdem ist Übersetzungsarbeit notwendig in Form von Best-Practice-Beispielen, Handreichungen und persönlichem Austausch.

Digitale Literalität ist dabei kein Nachwuchs-Thema. Es geht um ein umfassendes Verständnis von computationellem Denken in algorithmischen Strukturen. Wir müssen nicht programmieren lernen, aber wir müssen Computational Thinking verstehen lernen, um mit Informatiker:innen zu kollaborieren (vgl. Franken 2023: 38–48). Nur dann werden unsere Bedürfnisse in der Entwicklungsarbeit berücksichtigt. Dazu gehört das Hinterfragen von diskursiven Thematisierungen mit Verständnis für die Funktionsweisen, wie aktuell bei ChatGPT. Das ist grundsätzlich nichts Neues: Wir müssen auch die Funktionsweise etwa im Opac für die Literaturrecherche verstehen, um die entsprechenden Treffer bewerten zu können. Denn wenn ich nicht durchschaue, dass im Hintergrund Ressourcen meine Ergebnisse bestimmen, kann ich diese schlechter beurteilen. Kompetenzen im Umgang mit digitalen Datenbanken, also Infrastrukturen, oder Schlagworten in Vokabularen sind unumgänglich. Und damit sind wir wieder bei der Angst der Forschenden vor Algorithmen und Daten, beim Misstrauen in Technik und in die eigenen Kenntnisse. Diesen Ängsten können wir in einer produktiven Auseinandersetzung begegnen, indem wir die eigene Unwissenheit als Chance betrachten und die notwendigen Kompetenzen nicht nur selbst erwerben, sondern auch vermitteln.

Nicht alle Definitionsversuche von Digital Humanities würden die beiden letzten Aspekte einbeziehen im Sinne eines Big Tents, eines Verständnisses der Digital Humanities als weites, umfassendes Zelt, das viele Aspekte aufnimmt (vgl. zu dieser Diskussion Berry/Fagerjord 2017; Sahle 2015; Svensson 2016). Für etliche Kolleg:innen wäre bei den zuerst genannten vier Bereichen Schluss, oder sie würden andere aufführen. Aber um Digital Humanities mit einem kulturwissenschaftlichen Profil zu gestalten, sollten sie inklusiv sein. Es muss nicht jede:r programmieren lernen, um mit computationellen Methoden digitale Daten zu bearbeiten oder um Infrastrukturen und Ressourcen weiterzuentwickeln (vgl. zur Argumentation Franken 2023: 212). Das ist für viele Praxen in Mensch-Maschine-Relationen auch gar nicht notwendig oder zielführend.

Digital Humanities in Anwendung bedeutet die Umsetzung einzelner Schritte im Forschungsprozess mit informatischen Verfahren (Jannidis et al. 2017, Svensson 2016; vgl. auch Franken 2023). Betrachtet man allerdings nur die Forschungsmethoden, greift man zu kurz: Es verändern sich (je spezifisch) auch unsere Daten, Infrastrukturen und Ressourcen sowie unsere manuellen Arbeitspraxen und Kompetenzen, die auch notwendig sind, wenn keine Digital Humanities im engeren Sinne realisiert wird. Wir dürfen aber nicht bei der Anwendung stehen bleiben.

4. Digital Humanities in Reflexion

Wenn wir mit kulturwissenschaftlicher Expertise auf die aufgeführten Bereiche schauen, fragen wir nach Relationen, nach Bedeutungen und Prozessen, nach situierten Praxen des wissenschaftlichen Arbeitens, wie es sich in und mit den Digital Humanities manifestiert. Dass diese Perspektiven für die eigene Positionierung relevant sind, wird auch in den DH erkannt, wenn etwa Patrick Svensson festhält: „the history (and philosophy) of technology has much to contribute to the digital humanities“ (Svensson 2016: 18). Wissenschaft und Gesellschaft sind miteinander verschränkt, als Ergebnis und Bedingung sozialen Handelns und in fortlaufender Aushandlung. Theoretisierende Perspektivsetzungen auf Technizität, Medialität und Digitalität könnten noch weiter ausgeführt werden, denn natürlich bestimmt unsere theoretische Perspektive auf Welt das Verständnis dieser Zusammenhänge. Mit den Science and Technology Studies (Beck et al. 2012; Felt et al. 2016; Vertesi/Ribes 2019) ist Wissenschaft als Teil von Kultur zu verstehen, die in Relationen auch mit Algorithmen und Daten eingebunden ist. Vier zentrale Reflexionsperspektiven aus diesem Kontext möchte ich aufzeigen.

4.1 Algorithmische Assemblages

Agency (als capacity to act) verteilt sich in den Digital Humanities zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren. Auch wenn es unterschiedliche Ausformungen des Agency-Konzeptes gibt, etwa in der Akteur-Netzwerk-Theorie (einführend

Belliger/Krieger 2006) oder dem New Materialism (einführend Hoppe/Lemke 2021), so ist die Grundannahme doch unbestritten, dass nicht allein Menschen eine Handlungsträgerschaft zugeschrieben werden kann, sondern dass diese auf verschiedene Entitäten verteilt ist. Die Unterscheidung von Subjekt und Objekt wird aufgehoben.

Nicht-menschliche Akteure sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Skripte und Tools, Daten und Ressourcen, Devices und Infrastrukturen – sie haben Einfluss darauf, was in einem DH-Forschungsprojekt geschieht. Assemblages aus diesen Entitäten sind unabgeschlossene „ensembles of heterogeneous elements“ (Collier/Ong 2005: 4–5) und im fortlaufenden Wandel. Sie setzen sich immer wieder neu zusammen, sind radikal offen, multipel und als emergente Systeme verteilt und fragmentiert. Handeln – ob von Menschen oder Nicht-Menschen wie Algorithmen – findet darin als situierte Praxen (Haraway 1988) statt, die lokal, begrenzt und gleichzeitig kontextualisiert sind (Legg 2011: 129).

Es bestehen mit Introna „algorithmic assemblages“ (Introna 2016) aus Hard- und Software, unterschiedlichen Algorithmen sowie Infrastrukturen etwa aus Stromnetz oder Datenbank, in die wir Forschende und unser Feld verwoben sind, also „Assemblages aus menschlichen und nicht-menschlichen Elementen“ (Beck 2015: 10). Gerade für Algorithmen und darauf aufbauende Systeme gilt, dass stets mehrere Verfestigungen und Auflösungen parallel ablaufen, also instabile Assemblages entstehen und vergehen. Die digital geprägten Materialitäten sind dabei eigensinnig und entziehen sich teils der menschlichen Handlungsmacht: „Der Computer“ ist also ein „thing [that] has power by virtue of its operating in conjunction with other things“ (Bennett 2004: 354) und macht eben nicht, was ich ihm sage – oder zumindest nicht nur.

Wer in DH-Forschung genau was tut und welchen Einfluss verteilte Agency auf unsere Ergebnisse hat, müssen wir uns ganz genau anschauen, um die Transformationen nachvollziehen zu können. Oft sind dafür wiederum empirisch-kulturwissenschaftliche Methoden besonders zielführend, die als reflexive Schritte in erweiterte Forschungsprozesse eingebunden werden. Dabei ist es notwendig, die eigenen Handlungen genau zu dokumentieren, um sie im Zusammenspiel zu untersuchen. Nur so kann (in Ansätzen) transparent werden, welche Entitäten wann welchen Einfluss in der jeweiligen Forschungs-Assemblage haben.

4.2 *Praxen in der Community of Practice der Digital Humanities*

Wissenschaftliches Wissen wie das um Methoden, Daten, Infrastrukturen und Ressourcen ist in Praktiken und Normen eingebunden. Mit den Digital Humanities sind längst eigene Communities of Practice (Lave/Wenger 1991) entstanden, die Kommunikationsformen sowie Wissensbestände und Positionierungen innerhalb der Community etabliert haben. Sie können mit Peter Galison (2000) auch als Trading Zone verstanden werden, wie bereits für die digitale Geschichtswissenschaft (Keman 2021) und auch die Digital STS (Jensen 2020) vorgeschlagen wurde. Mit dem

Konzept der Community of Practice stehen allerdings die menschlichen und nicht-menschlichen Praktiken stärker im Mittelpunkt des Interesses. Durch lernende Teilnahme an der Community wird Wissen immer wieder neu konstruiert und in Praxis übersetzt. Communities of Practices wie die Digital Humanities verfestigen sich, der oft regulierte Zugang ermöglicht erst das Lernen und Teilhabe an der Gruppe. Dabei entstehen Konflikte (Frictions, Lowenhaupt Tsing 2005), und scheinbare Sicherheiten werden infrage gestellt – wie ich etwa bei Workshops der deutschsprachigen DH-Konferenz immer wieder ethnografisch beobachtet habe (Feldnotizen 14.03.2023, 07.03.2022, 24.03.2021, 04.03.2020, 26.03.2019), bei denen Teilnehmende verunsichert waren, weil durch das Handeln der dortigen Gruppen Selbstverständlichkeiten aufgebrochen wurden.

Besondere Bedeutung wird Elementen des Spielens, Ausprobierens oder Tinkering (Knorr-Cetina 2023) zugeschrieben. In den Digital Humanities wird gebastelt und ausprobiert, bis Algorithmen lauffähig sind, Infrastrukturen funktionieren und Datensätze so vorverarbeitet sind, dass sie für das jeweilige Verfahren handhabbar sind. Wissenschaft wird hier eher als Handwerk im konkreten Tun und über implizites Wissen verstanden. Natürlich spielt dabei wiederum die gesamte, flüchtige Assemblage eine Rolle: Es sind nicht die Menschen allein, die spielend ausprobieren und weiterentwickeln.

Damit einher geht ein kritisches Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten. Erst wenn wir nicht einfach ausprobieren, sondern dies als spezifische Praxis reflektieren und damit auch Überlegungen zur Transformation unserer Epistemologien anstellen, kann die entsprechende Community Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben – und eben nicht zur unreflektierten technischen Unterstützung von Geistes- und Kulturwissenschaften verkümmern (vgl. aus den DH dazu Magis 2018). Es ist deshalb in den Digital Humanities besonders zentral, sich für das Infrage-Stellen bei allen Projektzwängen Zeit zu nehmen. Schließlich ist es das, was die Kulturwissenschaften besonders gut können: die in scheinbar Selbstverständlichem wirksamen Bedeutungen aufzeigen.

4.3 Infrastrukturen und Ressourcen als Machtstrukturen

Bei allem offenen Ausprobieren und Basteln sind allerdings Machtstrukturen wirkmächtig. Insbesondere auf Ebene der Infrastrukturen und Ressourcen wird das deutlich. Hier entsteht eine Grundlage sozialer Ordnung, die diszipliniert und als Ko-Konstruktion von Gesellschaft zu verstehen ist (Bowker/Star 2000). Gerade das, was zwischen den Kategorien ist, hybrid, heterogen, nicht passend und nicht eindeutig, kann in der Aufdeckung dieser Konstruktionen zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht werden.

In den Digital Humanities werden Infrastrukturen geschaffen und genutzt, die wiederum auf die Community of Practice verweisen, mit der sie in Wechselwirkung

stehen, denn „Infrastructure both shapes and is shaped by the conventions of a community of practice“ (Star 1999: 381). Aber es reicht nicht aus, die technischen Infrastrukturen zu entwickeln – sie müssen in die alltäglichen Praktiken eingebunden werden (Bowker et al. 2010: 110). Praxen und Routinen ermöglichen und begrenzen diese wiederum. Es geht also um das Infrastrukturieren als Praxisform, die in spezifischen Communities of Practices erlernt wird (Beck 2012: 314).

All diese Elemente gestalten, etwa in Form von Repositorien, mit Kitchin und Lauriault „what questions can be asked, how they are asked, how they are answered, how the answers are deployed, and who can ask them“ (Kitchin/Lauriault 2018: 24). Mit der wachsenden Bedeutung von Datenbanken, Listen, Protokollen und Standards wird das Denken anders strukturiert und fragmentiert (vgl. Marino 2020; Passoth/Wehner 2018; Prietl/Houben 2018: 12).

Für postkoloniale Perspektiven und Provenienzforschung ist die Brisanz der Vereinheitlichung von Daten offensichtlich, aber auch in auf den ersten Blick weniger machtvollen Zusammenhängen können etwa Fragen nach Geschlechterrollen virulent werden, wenn auf veraltete oder generische Ressourcen Bezug genommen wird – denn ich möchte in der digitalen Erschließung von Kochbüchern und Rezeptheften nicht das Stereotyp reproduzieren, dass Frauen für den Haushalt zuständig sind, auch wenn das vielleicht in den Quellen so dargestellt wird. In-Wert-Setzungen und machtvolle Entscheidungen werden fortlaufend getroffen, etwa in den Auswahlprozessen von Schlagwörtern. Wir sind aktiv beteiligt und formen unser Feld wiederum mit.

Somit sind hier Macht/Wissen-Komplexe wirkmächtig, wie Foucault sie gefasst hat, die sich in konkreten Regierungstechnologien zeigen (Foucault 2005): Welche Datenbank genutzt wird, welcher Standard verwendet wird, Infrastrukturen in ihren Relationen sind wirkmächtig für Gegenwart und Zukünfte, für Imaginationen (Jasanoff/Kim 2015) davon, wie wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen gestaltet sein soll. PECE ist ein Beispiel der „collectively held and performed visions of desirable futures“ (Jasanoff 2015: 19). Bestehende Ängste werden hier konstruktiv in eine Zukunft gewandelt, die den eigenen Bedürfnissen entsprechen soll, dadurch aber nicht immer so geschmeidig läuft, wie wir das aus dem Plattformkapitalismus gewohnt sind.

Es ist auch wissenschaftspolitisch wichtig, diese Perspektive mit der Anwendung der aufgeschlüsselten Bereiche der Digital Humanities in Anwendung zu verbinden, um nicht voraussetzungslos Strukturen zu schaffen, in denen sich Wissen, Macht und Diskurse ganz spezifisch materialisieren. Forschende Erschließung und erschließendes Forschen können etwa durch Kollaboration von DH-Forschung und Kulturerbe-Einrichtungen ineinandergreifen und Bestände potenziell weitergehender analysieren (Franken 2020b).

4.4 Daten in ihrer Wandelbarkeit und Unabgeschlossenheit

Doch nicht nur Infrastrukturen sind Teil von Macht/Wissens-Komplexen. Auch Daten, die in und mit diesen Infrastrukturen anhand von computationellen Methoden in algorithmischen Assemblages analysiert werden, müssen wir mit entsprechend kulturwissenschaftlichen Lesarten hinterfragen.

Daten sind nie so sauber und eindeutig, wie sie in Explikationen etwa als publizierter Datensatz wirken. Die oft sehr langwierigen Arbeitsschritte des sogenannten Data Cleaning als Vorverarbeitung der Daten sind nicht einfach und eindeutig. Data Cleaning bezeichnet dabei bereits sprachlich ein Konzept so, dass Machtstrukturen erkennbar werden, denn wer reinigt hier eigentlich was? Daten sind Teil der algorithmischen Assemblage, sie sind unabgeschlossen und als Entitäten nicht nur miteinander, sondern auch mit den Algorithmen und Menschen, die sie erzeugen und verändern, in Relationen verbunden.

Daten sind unvollständig, nicht aneinander anschließbar (broken) und in ihren Strukturen nicht immer zueinander passend (messy) (Pink et al. 2018). Dem Narrativ der Bändigung der Daten sollten wir widersprechen, wir können sie nicht einfangen und gerade digitale Daten sind flüchtig. Schon 30 Jahre alte Disketten können mit heutigen Geräten nicht mehr eingelesen werden. Inwiefern digitale Langzeitarchivierung Datenreichtum und -verluste mit sich bringt, ob wir also eine quellenarme Zeit für künftige Historiker:innen werden, liegt im Umgang mit der Fixierung so flüchtiger digitaler Quellen. Dabei ist auch die Rolle von Forschungsdaten als (künftige) Archivmaterialien interessant. Denn digitale Langzeitarchivierung macht es nicht nur notwendig, die Dateien nachhaltig auf Hardware abzulegen, auch die Dateiformate müssen beständig aktualisiert werden und jedes neue Speichern produziert (wenn auch minimalen) Datenverlust – anders, als dies etwa bei der Lagerung von Papier der Fall ist.

Damit einher gehen ganz neue ethische Überlegungen. Natürlich ist Open Access ein wichtiges politisches Ziel (Imeri 2019). Aber dies bedeutet auch, dass wir uns über den Charakter unserer wissenschaftlichen Arbeitsprozesse angesichts einer unbegrenzten Abrufbarkeit von Forschungsergebnissen neue Gedanken machen müssen. Als Kulturwissenschaftler:innen arbeiten wir fast immer mit besonders sensiblen personenbezogenen Daten, die nicht frei verfügbar sein sollten. Die Angst der Forschenden vor der zu großen Verfügbarkeit ihrer Daten – und in Teilen sogar vor der Einschränkung ihrer Forschungsmöglichkeiten durch diese Bedingungen – ist, wie meine Erhebungen deutlich zeigen, wiederum groß (vgl. etwa Feldnotiz 15. 10. 2021). Aus ethischen Überlegungen in Bezug auf Offenheit und Geschlossenheit von Daten müssen entsprechende Infrastrukturen entwickelt und genutzt werden und die PECE-Plattform ist wiederum ein Beispiel dafür, wie diese – angepasst an europäische Kontexte – aussehen könnte. Die Unübersichtlichkeiten im Digitalen werden hier spezifisch relevant.

5. Forschungsfelder kulturwissenschaftlicher Digital Humanities in Anwendung und Reflexion

Was bleibt als kulturwissenschaftliche Perspektive auf und in den Digital Humanities? In den sechs genannten Anwendungsbereichen können wir kulturwissenschaftliche Forschung vorantreiben. Dies müssen wir mit reflexiven Perspektiven iterativ verbinden, die kulturanalytische Konzepte nutzen und weiterdenken.

Man könnte die Digital Humanities selbst als Assemblage fassen, ebenso wie das, was unter digitalen Methoden verstanden wird: als Relationen von verschiedenen Entitäten, mit offenen Rändern und unklaren Zuschreibungen, im Entstehen begriffen und im ständigen Wandel. In dieser Assemblage fehlen aktuell oft die Perspektiven auf plurale Bedeutungen und Mehrdeutigkeiten, auf empirische und qualitative Forschung und die damit einhergehenden Besonderheiten und Bedürfnisse.

Die Angst der Kulturwissenschaftler:innen vor Algorithmen und Daten sollten wir deshalb überwinden. Lindner schlägt vor, Störungen als Teil der Erkenntnis aufzufassen (Lindner 1981: 62) und die Reflexion von Nähe und Distanz im Forschungsprozess ernst zu nehmen (Lindner 1981: 64). Das lässt sich gut auf die Digital Humanities beziehen. Im Anschluss an die Debatten um Researching Up, Down und Sideways (Nader 1972) können auch Unwissen, Unsicherheiten und Zweifel erkenntnisreich sein (Warneken/Wittel 1997: 8). Missverständnisse und das Nicht-Funktionieren sind Teil des Erkenntnisprozesses, unsere eigene Nähe und Distanz zu den Zugängen können wir produktiv machen.

Aufwand und Ertrag oder Sinn und Unsinn von computationellen Methoden, digitalen Daten, Infrastrukturen und Ressourcen müssen immer wieder abgewogen werden. Daraus wächst – iterativ und fragmentarisch – ein konkretes Verständnis für Möglichkeiten, Implikationen und Bedürfnisse. Tools und Skripte übertragen die bisherigen Methoden nicht in digitale Verfahren, sondern verändern Wissenszugänge. Dies sollten wir in engen Mensch-Technik-Relationen, verbunden mit computationellem Denken, realisieren.

Ein Spezifikum kulturwissenschaftlicher Digital Humanities ist, dass wir keine eindeutigen Antworten suchen – interessant wird es bei Mehrdeutigkeiten und Transformationen. Gerade die Interpretation von Bedeutungen wird computationell schnell komplex und genaue Kenntnisse der hinter den Verfahren steckenden Datenverarbeitung sind notwendig: Nur einen Button drücken, reicht bei Weitem nicht. Zentrale Herausforderung ist es, mit der Operationalisierung nicht in eine Eindimensionalität zu verfallen.

Mittelfristig sind acht Forschungsfelder relevant, die aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive in und mit den Digital Humanities vorangetrieben werden sollten. Zunächst ist (1.) die Weiterentwicklung computationeller Methoden für spezifisch kulturwissenschaftliche und qualitative Daten notwendig. Parallel müssen (2.) empirisch-kulturwissenschaftliche Museums- und Archivbestände digitalisiert

und erschlossen werden. Forschung mit retro-digitalisiert vorliegenden Daten und Born Digital Forschungsdaten kann (3.) zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen insbesondere in Form von Sekundäranalysen mit computationellen Methoden stattfinden. Wir benötigen (4.) den Aufbau von Infrastrukturen und Forschungsumgebungen für kulturwissenschaftliche Digital Humanities und für die Empirische Kulturwissenschaft insgesamt. Einher geht damit (5.) die Entwicklung von Dokumentationsmethoden in den Digital Humanities für eine reflektierte Anwendung. Weiterhin wichtig sind (6.) (diskurs-)ethnografische Untersuchungen der Veränderungen des wissenschaftlichen Arbeitens im Digitalen. Auch benötigen wir (7.) die Weiterentwicklung kulturwissenschaftlicher Methoden für die Analyse algorithmischer Alltage. Wissenschaftspolitisch sind (8.) insbesondere die Entwicklungen rund um Forschungsdatenmanagement und Forschungsinfrastrukturen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zu begleiten. Für diese Forschungsfelder sind nicht nur Gespräche relevant, in denen mit Helge Gerndt (2013) Wissenschaft entsteht. Vielmehr sind Kollaborationen (im Sinne von Bieler et al. 2021 oder Kelty et al. 2009) notwendig, um die Aufgaben und Möglichkeiten kulturwissenschaftlicher Digital Humanities gemeinsam zu bearbeiten und weiter auszuarbeiten.

Literatur

- Adelmann, Benedikt, Lina Franken, Evelyn Gius, Katharina Krüger und Michael Vauth. 2019. „Die Generierung von Wortfeldern und ihre Nutzung als Findeheuristik: Ein Erfahrungsbericht zum Wortfeld ‚medizinisches Personal‘.“ In *DHd 2019: Digital Humanities: multimedial & multimodal. Konferenzabstracts*, hrsg. von Patrick Sahle, 114–116. Frankfurt a. M. <https://zenodo.org/record/4622122>.
- Amelang, Katrin. 2023. „Wie Apps erforschen? Zum Zusammentreffen neuer Forschungsgegenstände und alter Methoden.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 16. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/2073>.
- Andraschke, Udo und Sarah Wagner, Hrsg. 2020. *Objekte im Netz: Wissenschaftliche Sammlungen im digitalen Wandel* (Digitale Gesellschaft, 33). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839455715>
- Andresen, Melanie und Heike Zinsmeister. 2019. *Korpuslinguistik*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Aragona, Biagio. 2018. „Beyond Data Driven Social Sciences: Researching Big Data Assemblages.“ In *Computational Social Science in the Age of Big Data: Concepts, Methodologies, Tools, and Applications* (Neue Schriften zur Online-Forschung, 15), hrsg. von Cathleen Stützer, Martin Welker und Marc Egger, 63–76. Köln: Herbert von Halem.
- Bahl, Anke. 1997. *Zwischen On- und Offline: Identität und Selbstdarstellung im Internet*. München: KoPäd Verlag.
- Bareither, Christoph. 2016. *Gewalt im Computerspiel: Facetten eines Vergnügens*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839435595>
- Baur, Nina und Peter Graeff. 2021. „Datenqualität und Selektivitäten digitaler Daten: Alte

- und neue digitale und analoge Datensorten im Vergleich.“ In *Gesellschaft unter Spannung: Verhandlungen des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2020*, hrsg. von Birgit Blättel-Mink. https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2020/article/view/1362.
- Bausinger, Hermann. 1981. „Technik im Alltag: Etappen der Aneignung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (2): 227–242.
- Bausinger, Hermann. 2001. „Vom Jagdrecht auf Moorhühner: Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichen Medienforschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 97 (1): 1–14.
- Bausinger, Hermann. 2005 [1961]. *Volkskultur in der technischen Welt*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik: Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.
- Beck, Stefan. 2012. „Transnationale Infrastrukturen des Humanen: Technologien als Mittel gesellschaftlicher Autopoiesis.“ In *Science and Technology Studies: Eine sozialanthropologische Einführung* (Verkörperungen, 17), hrsg. von Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen, 299–325. Bielefeld: transcript.
- Beck, Stefan. 2019 [2015]. „Von Praxistheorie 1.0 zu 3.0: Oder: wie analoge und digitale Praxen relationiert werden sollten.“ *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* (81): 9–27.
- Beck, Stefan, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen, Hrsg. 2012. *Science and Technology Studies: Eine sozialanthropologische Einführung* (Verkörperungen, 17). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839421062>
- Belliger, Andréa und David J. Krieger, Hrsg. 2006. *ANThology: Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie* (ScienceStudies). Bielefeld: transcript.
- Bennett, Jane. 2004. „The Force of Things: Steps towards an Ecology of Matter.“ *Political Theory* 32 (3): 347–372. <https://doi.org/10.1177/0090591703260853>
- Berry, David M. und Anders Fagerjord. 2017. *Digital Humanities: Knowledge and Critique in a Digital Age*. Oxford: Polity Press.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister und Christine Schmid. 2021. „Formate des Ko-laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis.“ *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 83: 87–105. <https://www2.hu-berlin.de/ifeeoj/index.php/blaetter/article/view/1094>.
- Boellstorff, Tom, Bonnie Nardi, Celia Pearce, T. L. L. Taylor, T. L. Taylor und George E. Marcus, Hrsg. 2012. *Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.cttq9s20>
- Bowker, Geoffrey C. und Susan Leigh Star. 2000. *Sorting Things Out: Classification and Its Consequences*. Cambridge, Massachusetts und London, England: The MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/6352.001.0001>
- Bowker, Geoffrey C., Karen Baker, Florence Miller und David Ribes. 2010. „Toward Information Infrastructure Studies: Ways of Knowing in a Networked Environment.“ In *International Handbook of Internet Research*, hrsg. von Jeremy Hunsinger, Lisbeth Klastrop und Matthew Allen, 97–117. Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-1-4020-9789-8_5

- Brügger, Niels und Ralph Schroeder, Hrsg. 2017. *The Web as History: Using Web Archives to Understand the Past and the Present*. London: UCL Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1mtz55k>
- Bruun, Maja Hojer, Ayo Wahlberg, Rachel Douglas-Jones, Cathrine Hasse, Klaus Hoeyer, Dorthe Brogård Kristensen und Brit Ross Winthereik, Hrsg. 2022. *The Palgrave Handbook of the Anthropology of Technology*. Singapore: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-981-16-7084-8>
- Chen, Shu-Heng und Tina Yu. 2018. „Big Data in Computational Social Sciences and the Humanities: An Introduction.“ In *Big Data in Computational Social Science and Humanities*, hrsg. von Shu-Heng Chen, 1–25. Cham: Springer International Publishing.
- Chen, Yan, Kate Sherren, Michael Smit und Kyung Y. Lee. 2021. „Using Social Media Images as Data in Social Science Research.“ *new media & society* August. <https://doi.org/10.1177/14614448211038761>.
- Collier, Stephen J. und Aihwa Ong. 2005. „Global Assemblages, Anthropological Problems.“ In *Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems*, hrsg. von Aihwa Ong und Stephen J. Collier, 3–21. Malden/Oxford/Victoria. <https://doi.org/10.1002/9780470696569.ch1>
- Drucker, Johanna. 2021. *The Digital Humanities Coursebook: An Introduction to Digital Methods for Research and Scholarship*. Abingdon, Oxon, New York, NY: Routledge.
- Egger, Nils, Lina Franken, Dennis Möbus und Florian Schmid. 2023. „Oral History auf dem Weg zu Big Data: Menschliche und maschinelle Annotation lebensgeschichtlicher Interviews im Vergleich.“ In *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHD) 2023: Book of Abstracts*, hrsg. von Christoph Schöch. Trier. <https://zenodo.org/record/7715317>.
- Fazi, M. Beatrice. 2020. „Beyond Human: Deep Learning, Explainability and Representation.“ *Theory, Culture & Society*. <https://doi.org/10.1177/0263276420966386>.
- Felt, Ulrike, Rayvon Fouché, Clark A. Miller und Laurel Smith-Doerr, Hrsg. 2016. *The Handbook of Science and Technology Studies*. 4. Aufl. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Fleischhack, Julia. 2019. „Ethnografisch (um)denken: Zu den Besonderheiten und Herausforderungen von Digitaler und Virtueller Ethnografie.“ In *Forschungsdesign 4.0: Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. von Jens Klingner und Merve Lühr, 94–106. ISGV digital 1. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.
- Fortun, Mike, Kim Fortun und George E. Marcus. 2016. „Computers in/and Anthropology: The Poetics and Politics of Digitization.“ In *the Routledge Companion to Digital Ethnography*, hrsg. von Larissa Hjorth, Heather Horst, Anne Galloway und Genevieve Bell, 11–20. Routledge Companions. Florence: Taylor and Francis.
- Foucault, Michel. 2005 [Original 1978]. „Die Gouvernementalität.“ In *Michel Foucault: Analytik der Macht: Auswahl und Nachwort von Thomas Lemke*, hrsg. von Daniel Defert und Francois Ewald, 148–74. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Franken, Lina. 2020a. „Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten: Qualitative Forschung als ‚digitale Handarbeit?‘.“ *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 82: 107–18. <https://www2.hu-berlin.de/ifeojs/index.php/blaetter/article/view/1069/16>.

- Franken, Lina. 2020b. „Anwendungen von DH-Methoden in der Erschließung und Digitalisierung von Kulturerbe: Ein Vorschlag zur Systematisierung.“ In *DHd 2020: Spielräume. Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation. Konferenzabstracts*, hrsg. von Christoph Schöch, 74–77. Paderborn.
- Franken, Lina. 2022a. „Erweiterungen der Digital Humanities durch kulturwissenschaftliche Perspektiven.“ In *DHd2022: Kulturen des digitalen Gedächtnisses. Konferenzabstracts*, hrsg. von Michaela Geierhos, 101–4: Zenodo. <https://zenodo.org/record/6327985>.
- Franken, Lina. 2022b. „Digitale Daten und Methoden als Erweiterung qualitativer Forschungsprozesse: Herausforderungen und Potenziale aus den Digital Humanities und Computational Social Sciences.“ *Forum Qualitative Social Research* 23 (2). <https://doi.org/10.17169/fqs-22.2.3818>.
- Franken, Lina. 2023. *Digitale Methoden für qualitative Forschung: Computationelle Daten und Verfahren* (UTB, 5947). Münster, New York: UTB; Waxmann.
- Franken, Lina. 2024 (in review). „Handarbeit und digitale Infrastrukturen: Aufschreibeprozesse zwischen Analog und Digital.“ In *Analogue Humanities? Das Handwerk der Geisteswissenschaften im Digitalzeitalter*, hrsg. von Daniel Ehrmann. Bielefeld: transcript.
- Franken, Lina, Nils Egger, Luis Fischer, Katharina Lillich und Florian Schmid. 2023. „Nachnutzung von Forschungsdaten für qualitative Forschungen: Text Mining als Ansatz zur Exploration transkribierter Interviews.“ *Kulturanthropologie Notizen* 84: 186–219
- Frischling, Barbara. 2014. *Alltag im digitalen Panopticon: Facebook-Praktiken zwischen Gestaltung und Kontrolle*. Marburg.
- Galison, Peter Louis. 2000. *Image and Logic: A Material Culture of Microphysics*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Gerndt, Helge. 2013. *Wissenschaft entsteht im Gespräch: Dreizehn volkskundliche Porträts*. Münster u. a.: Waxmann.
- Goodfellow, Ian, Aaron Courville und Yoshua Bengio. 2016. *Deep Learning: Adaptive Computation and Machine Learning*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press.
- Gray, Mary L. 2015. „The Paradox of Automation’s ‚Last Mile‘.“ *Social Media Collective*. <https://socialmediacollective.org/2015/11/12/the-paradox-of-automations-last-mile/>.
- Haraway, Donna. 1988. „Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective.“ *Feminist Studies* 14 (3): 575. <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- Harpring, Patricia. 2010. *Introduction to Controlled Vocabularies: Terminology for Art, Architecture, and Other Cultural Works*. Los Angeles, Calif. Getty Publ. Getty Research Institute.
- Hartl, Nathalie, Elena Wössner und York Sure-Vetter. 2021. „Nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI).“ *Informatik Spektrum* 44 (5): 370–373. <https://doi.org/10.1007/s00287-021-01392-6>.
- Heiland, Heiner. 2020. „Die Praxis der Plattformarbeit: Von der Relevanz ethnografischer Analysen digitaler Arbeitskulturen.“ *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 82: 17–28. <https://www2.hu-berlin.de/ifeeoj/index.php/blaeetter/article/view/1070>.

- Hengartner, Thomas. 2007. „Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet.“ In *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Silke Götttsch und Albrecht Lehmann. 2. überarb. und erweit. Aufl., 189–218. Berlin: Reimer.
- Hengartner, Thomas. 2012. „Technik – Kultur – Alltag: Technikforschung als Alltagskultur-forschung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106: 117–139.
- Hengartner, Thomas und Johanna Rolshoven, Hrsg. 1998. *Technik – Kultur: Formen der Ver-alltäglichen von Technik – Technisches als Alltag*. Zürich: Chronos.
- Herlyn, Gerrit. 2008. *Computer im Alltag – Computer als Alltag: Erzählstrategien und biographische Deutungen im Veralltäglichungsprozess von Technik*. Hamburg. Dissertation Hamburg 2008. <https://d-nb.info/1001779487/34>.
- Heßler, Martina und Kevin Liggieri, Hrsg. 2020. *Technikanthropologie: Handbuch für Wissenschaft und Studium*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845287959>
- Hine, Christine. 2015. *Ethnography for the Internet: Embedded, Embodied and Everyday*. London et al.: Bloomsbury Academic.
- Hirschfelder, Gunther. 2005. „Mittsommer, Sonnenwende und Johannisfeuer im Rheinland zwischen Tradition und Inszenierung.“ *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 50 (1): 101–141.
- Hirschfelder, Gunther. 2014. „Kultur im Spannungsfeld zwischen Tradition, Ökonomie und Globalisierung: Die Metamorphosen der Weihnachtsmärkte.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (1): 1–32.
- Hochschulforum Digitalisierung. 2021. *Digitalisierung in Studium und Lehre gemeinsam gestalten: Innovative Formate, Strategien und Netzwerke*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hoffmeister, Anouk, Séverine Marguin und Cornelia Schendzielorz. 2018. „Feldnotizen 2.0: Über Digitalität in der ethnografischen Beobachtungspraxis.“ *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften* (Sonderband, 3). https://doi.org/10.17175/SB003_007.
- Hoppe, Katharina und Thomas Lemke. 2021. *Neue Materialismen zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Horst, Heather A. und Daniel Miller, Hrsg. 2020. *Digital Anthropology*. 2. Neuaufl. London: Routledge.
- Huber, Elisabeth und Sabine Imeri. 2023. „Strukturieren, Dokumentieren, (Ab)Sichern: Effekte von Forschungsdatenmanagement in der ethnografischen Forschung.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 16: 85–104. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/2077>.
- Imeri, Sabine. 2019. „‘Open Data’ in den ethnologischen Fächern.“ In *Forschungsdesign 4.0: Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. von Jens Klingner und Merve Lühr, 45–59. ISGV digital 1. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.
- Imeri, Sabine und Michaela Rizzolli. 2022. „CARE Principles for Indigenous Data Governance: Eine Leitlinie für ethische Fragen im Umgang mit Forschungsdaten?“. *o-bib. Das offene Bibliotheksjournal* 9. <https://doi.org/10.5282/0-BIB/5815>.

- Introna, Lucas D. 2016. „Algorithms, Governance, and Governmentality.“ *Science, Technology, & Human Values* 41 (1): 17–49. <https://doi.org/10.1177/0162243915587360>.
- Jannidis, Fotis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein, Hrsg. 2017. *Digital Humanities: Eine Einführung*. Stuttgart: J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05446-3>
- Jasanoff, Sheila. 2015. „Future Imperfect: Science, Technology, and the Imaginations of Modernity.“ In *Dreamscapes of Modernity: Sociotechnical Imaginaries and the Fabrication of Power*, hrsg. von Sheila Jasanoff und Sang-Hyun Kim, 1–33. Chicago und London: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226276663.003.0001>
- Jasanoff, Sheila und Sang-Hyun Kim, Hrsg. 2015. *Dreamscapes of Modernity: Sociotechnical Imaginaries and the Fabrication of Power*. Chicago und London: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226276663.001.0001>
- Jensen, Torben Elgaard. 2020. „Exploring the Trading Zones of Digital STS.“ *STS Encounters – DASTS working paper series* 11: 89–116. https://www.dasts.dk/wp-content/uploads/4_Trading_FV_1.pdf. <https://doi.org/10.7146/stse.v11i1.135276>
- Kelty, Christopher. 2009. „Collaboration, Coordination and Composition: Fieldwork After the Internet.“ In *Fieldwork Is Not What It Used to Be: Learning Anthropology’s Method in a Time of Transition*, hrsg. von James D. Faubion und George E. Marcus, 184–206. Ithaca: Cornell Univ. Press. <https://doi.org/10.7591/9780801463594-011>
- Kemman, Max. 2021. *Trading Zones of Digital History*. Berlin und Boston: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110682106>
- Kinder, Katharina E., Linden J. Ball und Jerry S. Busby. 2008. „Ubiquitous Technologies, Cultural Logics and Paternalism in Industrial Workplaces.“ *Poiesis Prax* 5 (3–4): 265–290. <https://doi.org/10.1007/s10202-007-0041-z>.
- Kinder-Kurlanda, Katharina E. 2020. „Big Social Media Data als epistemologische Herausforderung für die Soziologie.“ In *Soziologie des Digitalen – Digitale Soziologie?* hrsg. von Sabine Maasen und Jan-Hendrik Passoth, 109–133. Soziale Welt. Sonderband. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845295008-109>
- Kitchin, Rob. 2014. „Big Data, New Epistemologies and Paradigm Shifts.“ *Big Data & Society* 1 (1): 1–12. <https://doi.org/10.1177/2053951714528481>.
- Kitchin, Rob und Tracey P. Lauriault. 2018. „Toward Critical Data Studies: Charting and Unpacking Data Assemblages and Their Work.“ In *Thinking Big Data in Geography: New Regimes, New Research*, hrsg. von Jim Thatcher, Andrew Shears und Josef Eckert, 3–20. Lincoln und London: University of Nebraska Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt21h4z6.m.6>
- Knorr-Cetina, Karin 2023 [Original 1981]. *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Wissenschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Knox, Hannah und Dawn Nafus, Hrsg. 2018. *Ethnography for a Data-Saturated World: Materialising the Digital*. Manchester: Manchester University Press. <https://doi.org/10.7765/9781526127600>
- Koch, Gertraud und Lina Franken. 2020. „Filtern als digitales Verfahren in der wissenschaftlichen Diskursanalyse: Potentiale und Herausforderungen der Automatisierung im Kontext der Grounded Theory.“ In *Soziale Medien: Interdisziplinäre Zugänge zur Onlinekommunikation*, hrsg. von Peter Klimczak, Christer Petersen und Samuel Breidenbach, 121–138. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-30702-8_6

- Kuckartz, Udo. 2010. *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. 3., aktual. Aufl. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92126-6>
- Kulbe, Nadine, Theresa Jacobs, Ines Keller, Nathalie Knöhr, Marsina Noll und Ira Spieker, Hrsg. 2022. *Bildarchive: Wissensordnungen – Arbeitspraktiken – Nutzungspotenzial* (ISGV digital, 4). Dresden. <https://doi.org/10.25366/2022.44>
- Lave, Jean und Etienne Wenger. 1991. *Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation. Learning in Doing*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511815355>
- Legg, Stephen. 2011. „Assemblage/apparatus: Using Deleuze and Foucault.“ *Area* 43 (2): 128–133. DOI: 10.1111/j.1475-4762.2011.01010.x.
- Lindner, Rolf. 1981. „Die Angst des Forschers vor dem Feld: Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1): 51–66.
- Löber, Nils. 2011. *In den Unterwelten des Web 2.0: Ethnographie eines Imageboards* (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 41). Tübingen: TVV-Verlag.
- Lowenhaupt Tsing, Anna. 2005. *Friction: An Ethnography of Global Connection*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400830596>
- Magis, Christophe. 2018. „Manual Labour, Intellectual Labour and Digital (Academic) Labour: The Practice/Theory Debate in the Digital Humanities.“ *tripleC* 16 (1): 159–175. <https://doi.org/10.31269/triplec.v16i1.847>.
- Manderscheid, Katharina. 2019. „Text Mining.“ In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, hrsg. von Nina Baur und Jörg Blasius, 1103–1116. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_79
- Marino, Mark C. 2020. *Critical Code Studies*. Cambridge, Massachusetts: The MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/12122.001.0001>
- Meyer, Holger, Christoph Schmitt, Stefanie Janssen und Alf-Christian Schering, Hrsg. 2014. *Corpora Ethnographica Online: Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 5). Münster et al.: Waxmann. <https://doi.org/10.1515/fabula-2013-0011>
- Nader, Laura. 1972. „Up the Anthropologist: Perspectives Gained from Studying Up.“ In *Reinventing Anthropology*, hrsg. von Dell Hymes, 284–311. New York: Vintage Books.
- Otto, Laura K. und Nicole Philipp-Jahnke. 2021. „Wenn eine Pandemie interveniert.“ *Kultur-ethnologie Notizen* 83: 58–72. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.83.7>
- Passoth, Jan-Hendrik. 2008. *Technik und Gesellschaft: Sozialwissenschaftliche Techniktheorien und die Transformationen der Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Passoth, Jan-Hendrik und Josef Wehner. 2018. „Listen, Daten, Algorithmen: Ordnungsformen des Digitalen.“ In *Bedeutende Daten: Modelle, Verfahren und Praxis der Vermessung und Verdattung im Netz*, hrsg. von Thorben Mämecke, Jan-Hendrik Passoth und Josef Wehner, 51–68. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11781-8_4
- Pink, Sarah, Minna Ruckenstein, Robert Willim und Melisa Duque. 2018. „Broken Data: Conceptualising Data in an Emerging World.“ *Big Data & Society* 5 (1): 205395171775322. <https://doi.org/10.1177/2053951717753228>.

- Poirier, Lindsay, Kim Fortun, Brandon Costelloe-Kuehn und Mike Fortun. 2020. „Metadata, Digital Infrastructure, and the Data Ideologies of Cultural Anthropology.“ In *Anthropological Data in the Digital Age*, hrsg. von Jerome W. Crowder, Mike Fortun, Rachel Besara und Lindsay Poirier, 209–237. Cham: Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-24925-0_10
- Priehl, Bianca und Daniel Houben. 2018. „Soziologische Perspektiven auf die Datafizierung der Gesellschaft: Einführung in den Sammelband.“ In *Datengesellschaft: Einsichten in die Datafizierung des Sozialen* (Digitale Gesellschaft, 17), hrsg. von Daniel Houben und Bianca Priehl, 7–32. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839439579-001>
- Sahle, Patrick. 2015. „Digital Humanities? Gibt’s doch gar nicht!“. *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*. https://doi.org/10.17175/SB001_004.
- Sattler, Simone. 2014. „Computergestützte qualitative Datenbearbeitung.“ In *Methoden der Kulturanthropologie*, hrsg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber, 476–487. Bern: UTB.
- Schöch, Christoph. 2017. „Quantitative Analyse.“ In *Digital Humanities: Eine Einführung*, hrsg. von Fotis Jannidis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein, 279–298. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Schönberger, Klaus. 2015. „Persistenz und Rekombination: Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2): 201–13.
- Schönberger, Klaus und Stefanie Springer, Hrsg. 2003. *Subjektivierte Arbeit: Mensch – Technik – Organisation in einer entgrenzten Arbeitswelt*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sørensen, Estrid und Laura Kocksch. 2021. „Data Durabilities: Towards Conceptualizations of Scientific Long-Term Data Storage.“ *Engaging STS* 7 (1): 12–21. <https://doi.org/10.17351/ests2021.777>.
- Spree, Ulrike, Jutta Lindenthal und Andje Knaack. 2012. „Wortnetz Kultur. Ein Thesaurusprojekt zur kollaborativen Erschließung von Fachinformationen des kulturellen Erbes“. *Information. Wissenschaft & Praxis* 63 (1): 23–36. <https://doi.org/10.1515/iwp-2012-0007>
- Star, Susan Leigh. 1999. „The Ethnography of Infrastructure.“ *American Behavioral Scientist* 43: 377–391. <https://doi.org/10.1177/00027649921955326>
- Suchman, Lucy. 2007. *Human-Machine Reconfigurations: Plans and Situated Actions*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CB09780511808418>
- Svensson, Patrik. 2016. *Big Digital Humanities*. Michigan: University of Michigan Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv65sx0t>
- Thanner, Sarah und Libuše Hannah Vepřek. 2023. „Imaginieren – Intraagieren – Rekonfigurieren: Mensch-Technologie-Relationen im Werden.“ In *Zeit: Zur Temporalität von Kultur*, hrsg. von Daniel Drascek, Manuel Trummer und Gunther Hirschfelder. Münster: Waxmann.
- Vertesi, Janet und David Ribes, Hrsg. 2019. *DigitalSTS: A Field Guide for Science & Technology Studies*. New Jersey: Princeton University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvc77mp9>
- Warneken, Bernd-Jürgen und Andreas Wittel. 1997. „Die neue Angst vor dem Feld: Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1): 1–16.
- Woletz, Julie. 2016. *Human-Computer Interaction: Kulturanthropologische Perspektiven auf Interfaces*. Darmstadt: BÜCHNER.

Christine Hämmerling

Professionelle Authentizität

NGO-Fundraising in neoliberalen Zeiten

Christine Hämmerling

Professional Authenticity. NGO Fundraising in Neoliberal Times

Abstract: The idea of an authentic self is at the heart of building trust in NGO fundraising. This paper asks how personal fundraising by paid workers („dialogers“) relates to expectations of authenticity. Building on a review of the online self-representations of NGO fundraising agencies' and on an ethnographic study of fundraisers' work, it traces where the concept of the authentic self becomes relevant in fundraising and how it relates to notions of neoliberal labour. A conceptual history of personal authenticity, attempts at interpretation from cultural studies and media studies, as well as reflections on authenticity in fundraising marketing serve as approaches to the research field and lead to an account of the dialogers' narrative selves. This enables a reflection on how authenticity as a powerful discourse relates to NGOs and to neoliberal worlds of work in general. The paper aims to condense the broad theory on personal authenticity and relate it to salaried work in the context of voluntary engagement. Furthermore, the examination of this special case of professional trust work helps to review assumptions that all too quickly arise from the interpretive pattern of ‚neoliberalism‘.

Keywords: authenticity, neoliberalism, volunteering, fundraising, emotional practices

NGO-Fundraising als ökonomisiertes Ehrenamt

Fundraising für Non-profit-NGOs wie *Amnesty International* wird heutzutage häufig ausgelagert, und zwar an externe Firmen. Diese kümmern sich darum, dass junge Erwachsene zu sogenannten Dialoger/innen ausgebildet werden, die auf den Straßen von größeren Städten stehen, Passant/innen ansprechen und um Geldspenden bitten. Seit bekannt wurde, dass die jungen Leute mit den *Amnesty*-T-Shirts nicht zwangsläufig selbst aktive ehrenamtliche Mitglieder der NGO sind, sondern für ihr Tun bezahlt werden, war immer wieder die Rede von einem Etikettenschwindel. Man fühlte sich betrogen, schließlich waren die Spendensammelnden offenbar nicht mit ihrem ‚authentischen Selbst‘ aufgetreten. Statt aus intrinsischer Motivation zu handeln, so der Verdacht, verrichteten sie lediglich einen Job, der mit ihnen selbst wenig zu tun habe. Diese Variante der Professionalisierung des Fundraisings von Non-Gouvernemental- und Non-Profit-Organisationen (NGOs und NPOs) passte nicht recht

zum allgemeinen Verständnis von Ehrenamt und rechtmäßiger Spende, und so gerieten NPOs im deutschsprachigen Raum in die Kritik (Herrmann 2020; Schärer 2011).

Die NPOs reagierten auf unterschiedliche Art: Manche taten gar nichts, andere legitimierten die Einbindung der ‚Professionellen‘ mit der Veröffentlichung von Zahlen, um darzustellen, dass sich die Zusammenarbeit mit Agenturen finanziell lohne. Es wurden Gütesiegel geschaffen, die sicherstellen sollen, dass nur ein festgelegter Anteil der Spendengelder für Drittanbieter ausgegeben wird, und wieder andere, so etwa *Amnesty International Deutschland*, reagierten auf die Kritik mit der Umstrukturierung ihrer Fundraising-Arbeit: Sie bauten eine Spenden-Agentur unter eigenem Dach auf. In dieser Agentur werden zwar weiterhin junge Leute für ihr Tun bezahlt, sie sind aber enger an die NGO gebunden. Trotzdem musste das professionelle Wissen aus den Privatunternehmen in die eigene Agentur überführt werden. So kommt es, dass sich der Stil der Ansprache mit der Umstellung nur geringfügig geändert hat. Das Problem des Etikettenschwindels wird man damit nicht los. Die Frage nämlich, ob diejenigen, die einen um Geld bitten, nicht selbst im moralischen Graubereich agieren, bleibt bestehen. Sie ist immer wieder mit der persönlichen Haltung der Individuen gegenüber der Organisation, die sie vertreten, und somit mit Fragen nach ihrem authentischen Tun verknüpft.

Diese Verbindung nahm ich zum Anlass für eine weitere Analyse. Denn dass es überhaupt dazu kommt, dass von Spendensammelnden gefordert wird, dass sie auch persönlich das Produkt unterstützen, das sie anwerben, ist, so argumentiere ich in diesem Beitrag, nicht allein als Folge angestellter Arbeit zu verstehen, sondern vielmehr im Kontext ehrenamtlichen Engagements. Denn ehrenamtliches Engagement basiert auf der Idee der Freiwilligkeit (Ammann et al. 2008) und somit auf anderen Vorstellungen des Austauschs: Von Personen, die als Ehrenamtliche auftreten, wird erwartet, dass sie die NGO auch selbst unterstützen und nicht umgekehrt von ihr unterstützt werden. Schließlich bitten sie doch um eine freiwillige Geldspende. Und Spenden sind nach Prinzipien des Gabentauschs organisiert. Bei der Geldspende muss die Möglichkeit bestehen bleiben, den Vorgang nicht als Handelsbeziehung erscheinen zu lassen. Erst wenn Spendensammelnde zeigen können, dass sie auch ohne Bezahlung der NGO helfen würden, bleibt das Beziehungsgefüge, wie es das Ehrenamt von Spendensammelnden verlangt, intakt. Dieser moralische Konjunktiv, das Agieren auf Basis der Überlegung „Welche Werte würde mein Gegenüber vertreten, wenn es nicht bezahlt würde?“, stellt sich als Grund dafür heraus, dass in meinem Forschungsfeld Fragen der Authentizität aufkamen. Dass das Spendensammeln ins Ehrenamt eingebunden ist, ist der Grund dafür, dass verschiedene Hinweise über die moralische Integrität der Spendensammelnden vorgestellt und vom Spendenden auch gesucht werden.

Ich will also zeigen, warum ‚Authentizität‘ im NGO-Fundraising inszeniert und wo sie relevant wird. Das ‚Authentische‘ ist dabei als Feldbegriff zu lesen, mit dem

es sich auch analytisch zu arbeiten lohnt. Es begegnet mir in der Forschung als Vokabel und Denkmuster, als Aushandlung von Selbst- und Fremdperspektive: entweder als (skeptische) Erwartungshaltung einem Kommunikationsangebot gegenüber, in Interaktionen, bei denen es an Vertrauen mangelt, oder als subjektiver Abgleich zwischen einem erzwungenen, beruflich geforderten Ich und einem als ehrlich, frei und ungekünstelt erlebten oder erhofften Selbstaussdruck. Begleitet wird es von Varianten der subjektivierten Arbeit. Die Ausführungen zur theoretischen Fassung des Authentischen dienen zum einen der Information über die das Feld prägenden Denkgelände und zum anderen als Deutungshilfen, um zu erfassen, warum ein Auftritt mal als authentisch, mal als unauthentisch gelesen wird.

Der vorliegende Aufsatz ist Teil einer breiteren Forschung zur Ökonomisierung von NGOs einerseits und zum Verhältnis von Vertrauen und Authentizität in Professionalisierungsprozessen andererseits, der ich seit 2015 nachgehe. Es handelt sich dabei um ein Post-Doc-Projekt, das ich entlang von vier Feldern verfolge: dem NGO-Fundraising (Hämmerling 2019, 2023a, 2023b), dem Gebrauch von Videos bei Demonstrationen, unter sich professionalisierenden YouTuberinnen sowie bei Professionalisierungsversuchen wohnungsloser Personen. Dieser Beitrag fußt methodisch auf der Sichtung und Analyse von Selbstdarstellungen der untersuchten Fundraising-Agenturen und NGOs inklusive einer Video-Analyse sowie auf Interviews und informellen Gesprächen mit Akteur/innen aus dem Feld. Dazu wurden im Zeitraum von 2016 bis 2022 18 leitfadengestützte qualitative Interviews mit Personen geführt, die am Fundraising für die NGO *Amnesty International* (AI) beteiligt sind, also sowohl mit den Spendenwerber/innen auf der Straße als auch mit denen, die das Fundraising organisieren, mit dem Beirat, mit dem Finanzvorstand von *AI-Deutschland*, mit Bezirksgruppenmitgliedern und NGO-Fundraising-Spezialist/innen.

Fokussiert wird im Folgenden die Idee eines authentischen Selbst, das im Kontext neoliberaler Arbeit auf spezifische Art und Weise ausgeformt wird. Es wird nachgezeichnet, wo dieses Konzept relevant wird und wie es mit der Denkfigur des Neoliberalismus in Verbindung steht. Ziel ist es, die breite Theorie zur personalen Authentizität damit zu verdichten und mit der Untersuchung des Fundraisings von NGOs auf ein Forschungsfeld anzuwenden, das einen (weit verbreiteten) Spezialfall professioneller Arbeit, nämlich das angestellte Arbeiten im Kontext ehrenamtlichen Engagements, in den Blick nimmt. Dass auch eine NGO wie *Amnesty International Deutschland*, die mehrheitlich von Ehrenamtlichen organisiert wird, ihr Fundraising professionalisiert und teils bis heute an Privatunternehmen ausgelagert hat, kann einerseits als Notwendigkeit unter Bedingungen wachsender Konkurrenz um Spendengelder gedeutet werden (Wallraff 2011: 48f.), andererseits ist diese Professionalisierung auch Ausdruck der Ökonomisierung des Privaten (Hochschild 2006; Huber 2012: 62–64) und als Wandel des Arbeitsverständnisses (Boltanski/Chiapello 2006: 155) zu verstehen: Die Semantik des Marktes scheint sich gegenüber konkurrierenden Semantiken ge-

sellschaftsweit immer weiter durchzusetzen (Bergmann 2011: 31). Mit der Ökonomisierung auch der intimsten Lebensbereiche wird also nicht nur das Ehrenamt zu Erwerbsarbeit, sondern zugleich wird individuelles Engagement zur öffentlichen Sache, moralische Entscheide werden mit der Integration in das Feld der Erwerbsarbeit öffentlich und unterliegen anderen Legitimationszwängen. Dennoch zeigt sich im NGO-Fundraising, dass die Logiken des Marktes zwar in Sektoren des Ehrenamtes eingedrungen sind, das Ehrenamt aber zugleich noch diktiert, wie der Spendenmarkt funktioniert.

Der Umstand, dass in diesem ökonomisierten Feld der Begriff des Neoliberalismus eine wichtige Stellung erhält, mag nun naheliegend erscheinen. Denn die Forschung zu Arbeitskulturen der letzten 30 Jahre scheint geradezu vorzugeben, wie unter professionellen Spendensammelnden gearbeitet wird und wie sie sich dabei fühlen. Dies gilt allen voran für Ulrich Bröcklings Idee eines „unternehmerischen Selbst“ (2007), für Subjektanforderungen in der Arbeitswelt (Opitz 2004), für Forschungen zur „entgrenzten Arbeit“ (Schönberger/Springer 2003) und zum „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz/Voß 2003), also zu einem Ansatz, der das Verhältnis von Arbeit und Nichtarbeit meist kritisch reflektiert und – ein Verdienst unseres Faches – es mit Kategorien wie Klasse und Geschlecht in Verbindung bringt (Götz 2019; Herlyn et al. 2009) sowie im Alltag verortet (Katschnig-Fasch 2003).

Die kulturwissenschaftliche Forschung zu Arbeitskulturen beschäftigt sich schon lange mit der „Subjektivierung der Arbeitswelt“ (Schönberger/Springer 2003), insbesondere mit dem Phänomen der Entgrenzung bzw. pluralen Grenzziehungen (Herlyn et al. 2009) und mit einer Verantwortungsdiffusion zulasten der Beschäftigten (Koch/Warneken 2012). Denn all diese Phänomene deuten darauf hin, dass einzelne Beschäftigte Arbeit für das Unternehmen als Arbeit am Selbst auffassen und ihre Positionierung entsprechend ausrichten, ohne weiter zwischen einzelnen Rollen zu unterscheiden. Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung ist dennoch der Umfang, in dem Arbeit heute Distanz, Kritik und Widerstand ermöglicht. Die nachfolgenden Ausführungen nehmen diese Überlegungen mit auf, konzentrieren sich aber auf Widersprüche innerhalb der Erwartungen, die der Markt an die Angestellten richtet. Beleuchtet werden die Selbsteinschätzungen der Arbeitnehmenden, und es wird zur Diskussion gestellt, ob auch in weitgehend entgrenzten Arbeitsfeldern Grenzen gezogen werden können, selbst dann, wenn die beteiligten Subjekte sich narrativ wie emotional immer wieder in unternehmerische Selbstverständnisse einzuschreiben versuchen.

Somit soll die Rahmung mit dem Schlagwort Neoliberalismus im Kontext der Spendeneinwerbung für NGOs einer Prüfung unterzogen werden, denn es zeigt sich, dass die angestellten Spendensammelnden oftmals einen pragmatischen Umgang mit den Anforderungen an ihr Selbst finden: Sie verhalten sich bisweilen solidarisch zueinander, obwohl das der Marktlogik widerspricht, sie ziehen Grenzen zwischen

bezahltem Engagement und Freizeit und setzen sich nach getaner Arbeit zwar mit-
unter weiter für NGOs ein, kümmern sich dann aber nicht weiter mehr um Belange
des Fundraisings.

So flexibel, wie Dialoger/innen zwangsläufig mit den neoliberalen Anforderun-
gen umgehen, so flexibel muss auch ihr Verständnis dessen sein, was sie unter ein-
em authentischen Verhalten verstehen, denn die Idee der personalen Authentizität
knüpft eng an die Vorstellung des Selbst an. Beide Begriffe bauen bei aller nötigen
Flexibilität dennoch auf Konstanz und konzeptionelle Einheitlichkeit.

Subjekte versammeln: „Bewirb dich jetzt!“

Für das Spendensammeln bewerben sich gewöhnlich junge Leute, wenn sie beispie-
lweise in den Semesterferien einen Verdienst suchen. Sie haben ein paar Wochen
Zeit, wollen „den Sommer noch nutzen“¹ und rasch Geld verdienen. Sie haben nicht
zwangsläufig vor, länger in dem Job zu bleiben, aber „ein bisschen interessant“²
sollte er schon sein und auch „irgendwie Spaß“³ machen. Und die Vorstellung, da-
bei noch etwas Gutes zu tun, schwingt häufig mit. Die Job-Suchenden finden online
zahlreiche Ausschreibungen.

Ein zweieinhalbminütiger Clip der Agentur Face2Face⁴ führt in die Tätigkeit ein:
Der Header „Auf die Reise mit Face2Face – Auf ins Fundraising-Abenteuer!“ verweist
auf das werbende Unternehmen und auf die Grundlinie des Clips: die Wahrnehmung
des Dialoger/innen-Jobs als Abenteuer eines Teams. In Statements von den Spen-
densammelnden heißt es dort, man lerne sehr viel fürs Leben dazu, man merke,
was man geleistet habe, man entwickle sich weiter, werde selbstbewusster und gehe
fortan ganz locker auf Menschen zu. Hier geht es folglich nicht ums Helfen, nicht
um die Arbeit von NGOs, auch nicht um eine gewöhnliche Erwerbsarbeit. Sondern
die Sprechweise verweist auf den Kontext des lebenslangen Lernens. Beworben wird
eine Art Jugendreise, eine Erfahrung, die bereichert und Gutes bewirkt (siehe auch
Abb. 1). Um die richtigen Subjekte für diesen Job zu finden, wird er so beworben,
dass „Herzblut“⁵, Engagement und weitere Persönlichkeitsmerkmale ins Zentrum ge-
stellt werden.

- 1 Interview mit Jana Beuster, 03.06.2022, Hannover. Personen, die im Rahmen meiner Forschung nicht als leitende Personen öffentlichen Lebens auftraten, wurden anonymisiert.
- 2 Interview mit Tim Weniger, 05.09.2021, Hamburg.
- 3 Ebd.
- 4 Face-to-Face-Clip: „#Ferienjob #Face2Face #Fundraising. Auf die Reise mit Face2Face – Auf ins Fundraising Abenteuer!“, 02:02 Minuten, 20.560 Aufrufe, gepostet am 20.12.2013, https://www.youtube.com/watch?v=2_k4YTxVoUg.
- 5 „Wir machen unsere Arbeit mit Herzblut.“ Selbstdarstellung der Agentur, <http://www.corris.ch/ueber-corris/>.



Abb. 1: Little Talks GmbH. „Der Job“. Screenshot aufgenommen am 3. Juli 2023. <https://littletalks-jobs.de/>.

Geboten wird neben einem Job die Teilhabe an einer „sinnvollen“ Tätigkeit, bei der die Teilnehmenden einen „wichtigen Beitrag“ zu Themen leisten, die „uns alle etwas an[gehen]“. Es handle sich um „viel mehr als nur ein[en] Job“.⁶

Wer sich davon angesprochen fühlt, sollte nicht nur eine Arbeit und Spaß suchen, sondern das Unterstützen von NGO-Themen grundsätzlich als sinnvoll betrachten. So liegt es nahe, dass Teams von Fundraising-Agenturen sich auf der Facebook-Seite des Unternehmens auch selbst als politisch aktiv, etwa beim Klimastreik, zeigen (Abb. 2). Die Dargestellten haben also bestimmte Haltungen bereits verinnerlicht: Sie wollen den Job und sind von der Idee getragen, dass es sinnvoll ist, Gutes zu tun. Gutes kann man tun, indem man Geld für eine NGO einwirbt.⁷

Authentizität im Bewerbungsverfahren: Etwas „wirklich wollen“

Das Erfordernis, authentisch aufzutreten, wird im Bewerbungsverfahren zum Dialoger/innen-Job unternehmerisch gedeutet. Dies verdeutlichte meine Interviewpartnerin, die ehemalige Dialogerin Julia Lachter⁸, am „Trainings-slash-Auswahlwochenende“

6 <https://littletalks-jobs.de/>. Auch diese Agentur bewirbt den Dialoger/innen-Job als Abenteuer, bei dem Freund/innen „gemeinsam für eine bessere Welt eintreten“ in der Bildsprache eines Road-movies: Die Anstellung wird als freizeithliche Reise in die Freiheit (Trampeln Richtung „Adventure“) vermarktet. Nichts deutet hier auf Arbeit hin.

7 Ziel von Julia Lachter war es bei der Jobsuche beispielsweise, „für einen guten Zweck auf der Straße zu stehen“, vgl. das Interview mit Julia Lachter, 03.09.2016, via Skype. Aufgrund der aufwendigen Schulung werden Fundraiser/innen nicht für nur eine NGO auf die Straße geschickt, sondern die NGOs wechseln.

8 Interview mit Julia Lachter, 03.09.2016, via Skype. Auch die folgenden Zitate stammen von ihr.



Abb. 2.: Facebook. „Wortstark.“ Gepostet am 30. September 2019. Screenshot aufgenommen am 3. Juli 2023. <https://www.facebook.com/wort.stark.fundraising/posts/2557808967610269>.

für Fundraiser/innen. Der Zugriff der Unternehmen auf die Arbeitskräfte wirkt in der Wissensökonomie, zu der das hier beschriebene Verhältnis gehört, wesentlich intensiver als im tayloristischen Paradigma und erfasst die gesamte Person des Beschäftigten (Schönberger /Springer 2003: 11). Dass das eigene Fühlen und Wollen zugleich Bedingung für das Erhalten und Behalten des Jobs sind, führt den Bewerber/innen vor Augen, dass es sich um eine „Arbeit am Selbst“ (Schreiner 2015) handelt. Es gilt nicht nur, bestimmte Normen und Werte zu empfinden und für diese privat einzustehen, sondern vielmehr, diese nach außen zu tragen und zu ‚performen‘. Wenn noch eine Kluft zwischen Rolle und Empfinden besteht, liegt es im Aufgabenbereich der (künftigen) Spendensammelnden, diese zu überwinden. So reflektierte Julia, man solle sich im Bewerbungsprozess die Werte der jeweils vertretenen NGO aneignen und stets zeigen, dass man den Job machen wolle. „Willst du das wirklich? Und dann musst du immer dastehen und sagen: Ja, ich will das wirklich! Von ganzem Herzen will ich das! Das ist

... unglaublich. [...] Man möchte wirklich den Job. Man möchte auf die Straße. Ich *will* auf die Straße! [...] Ich *möchte* auf die Straße, ich möchte da schreiben dürfen. Ich möchte hier diesen Job.“ Julia nimmt hier mehrfach die Rolle ihres Gegenübers ein, spricht für die Agentur und tritt mit dieser in einen Dialog. Sie schließt mit der völligen Übereinstimmung von Doktrin und Selbstsicht: „Ich möchte hier diesen Job.“ In diesem nachgestellten Dialog zeigt Julia, dass sie gelernt habe, an ihre neue Rolle zu glauben, erst so sei sie zur erfolgreichen Promoterin geworden.

In informellen Gesprächen und Interviews, aber auch in den die Fundraising-Arbeit bewerbenden Clips und Anzeigen wurden ebenfalls derlei Anforderungen an das Selbst deutlich. Neben dem nach außen kenntlich zu machenden Bedürfnis, zu arbeiten, und dem Verlangen danach, sich stetig zu verbessern (Pongratz/Voß 2003), wird eine entgrenzte „Gefühlsarbeit“ (Poppitz/Brückner 2005) eingefordert und ein ausgeprägter Teamgeist erwartet. Dabei wird ein ‚wahrer Kern‘ der Persönlichkeit vorausgesetzt, der dem der Arbeitgeber und der zu repräsentierenden Organisation entsprechen soll.

Subjektauthentizität: Selbstoffenbarung als Anspruch und Versprechen

Was also bedeutet hier Authentizität? Ich will mich hier allein auf die Subjektauthentizität (Sautermeister 2014) beschränken, die sich mit dem Eindruck eines authentischen Ausdrucks im Sinne einer Aufführung des Selbst (Fischer-Lichte 2007), einer gelungenen, weil erlebten Performanz (Schwidlinski 2020) beschäftigt. Der Aufstieg des Authentizitätsbegriffs hängt dem Historiker Achim Saupe (2015) zufolge eng mit Geschichte, Konzeption und Ethik des modernen Subjekts bei Rousseau zusammen. Für Rousseau ist die Entfaltung des moralischen Bewusstseins nur dadurch möglich, „dass Personen sich in einem authentischen Selbstverhältnis befinden, das metaphorisch als Treue zur eigenen inneren Natur bezeichnet werden kann“ (Saupe 2015). Saupe argumentiert daher, dass Rousseau einen Umgestaltungsprozesses in Gang gesetzt habe, der die neuzeitliche Kultur zu Vorstellungen tieferer Innerlichkeit und radikaler Autonomie hinführte, an den auch zahlreiche weitere Denker anschlossen.

Für den Zeithistoriker Sven Reichardt ist zwar nicht der Begriff der Authentizität, „aber doch das Ausbilden von Authentifizierungstechniken“ (Reichardt 2014: 60) eng mit der Idee der Selbstverwirklichung in einem linksalternativen Milieu der 1960er Jahre verbunden (Reichardt 2014: 57, 62; Taylor 1992). Kritik daran übten schon die Zeitgenossen: Der Literaturkritiker Lionel Trilling trat 1972 mit seiner Studie „Sincerity and Authenticity“ (dt. 1980) für eine Kultur der Distanz und der zeremoniellen Höflichkeit ein. Und auch der Soziologe Richard Sennett kritisierte in „Die Tyrannei der Intimität“ (2013), erstmals erschienen 1974, den Selbstoffenbarungszwang.

Michel Foucault deutet Authentizität hingegen als eine Subjektivierungsform der Moderne, die sich also nicht als Reaktion aus dem Leben im neoliberalen Zeitalter er-

gibt, sondern selbst Teil davon ist. Laut Foucault handelt es sich um „Technologien des Selbst“, wenn von Praktiken die Rede ist, „mit denen Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren [...] suchen“ (Foucault 1989: 18). Diese Perspektive aufgreifend argumentiert auch die kulturwissenschaftliche Arbeitsethnografie mit dem Begriff der Subjektivierung. Wie also lassen sich professionelle Authentizität und Subjektbegriffe trennen? Wichtig ist, dass zwischen diesen Perspektiven immer mindestens zwei Differenzen bestehen bleiben: Erstens ist Authentizität als Feldbegriff immer ein Sehnsuchtsort (Assmann 2012), etwas Emotionales und Gemachtes, das wir analysieren können. Zweitens wird Authentizität erst dann im Feld relevant, wenn Subjektivität diskursiv zum Problem geworden ist, wenn ein/e Akteur/in sich ihre/seine Rolle selbst nicht glaubt, ein Gegenüber die Performanz anzweifelt, also kein Authentizitätsvertrag entsteht oder dieser zu zerbrechen droht. Fragen nach Selbsttreue und Echtheit einer Person verweisen demnach stets auf eine Störung in der Vertrauensbildung (Hämmerling 2019).

Tatsächlich beschrieben mir erst Personen, die nicht mehr im Fundraising angestellt waren, die Unmöglichkeit, im Job durchgängig authentisch zu sein.⁹ Auch Widersprüche in der Jobanforderung bezüglich Nähe und Distanz wurden meinen Interviewpartner/innen oft erst im Interview bewusst. So werden die Spendeneinwerbenden einerseits dazu veranlasst, jede/n Passanten/in an den Infostand zu bringen, andererseits gilt es, höflich Distanz zu wahren: Passant/innen dürfen nicht angefasst werden und Dialoger/innen dürfen sich ihnen nicht in den Weg stellen.¹⁰ Ob ein Verhalten nun aus der Anforderung, authentisch, höflich oder finanziell effektiv zu sein, resultiert, wird erst im Nachhinein festgelegt. Die Erzählsituation entscheidet, ob sich Authentizität auf das Selbst als gute/r Spendensammler/in bezieht oder auf ein von der Erwerbsarbeit distanzierendes Selbst. Erst hier wird geklärt, ob die Authentizität sich als „Anspruch und Versprechen“ an ein Bild von sich selbst oder an ein Bild von sich selbst im Auge des Arbeitgebers oder auch der vertretenen NGO richtet (Hofer/Rößner 2019). Somit wird das situative Verbinden des Selbst mit Arbeit oder Nicht-Arbeit zur Scheide, und es wird offenbar, dass das authentische Selbst von seiner Deutung abhängt, also ein rezipierendes Gegenüber braucht.

Die Idee des Authentischen: Inszenierung, Vertrag und Rollenspiel

Die „Idee des Authentischen“ (Lindner 1998) stellt einen Basisdiskurs unserer Disziplin dar (Bendix 1997). Grundsätzlich zeichnet sich im wissenschaftlichen Diskurs über Authentizität eine Bewegung von einem Suchen nach Authentizität hin zu ei-

9 Interview mit Julia Lachter, 03.09.2016, via Skype; informelles Gespräch mit Nataly Jameson, 08.12.2019, Rom.

10 Interview mit dem Leitungsgremium der Service-Gesellschaft DDiE von *Amnesty International Deutschland*, 17.11.2016, Düsseldorf.

ner Position ab, die davon ausgeht, dass kulturelle Echtheitserfahrungen nur durch dramaturgische Aufbereitungen des Handelns zu erzielen sind (Welz 1998). Authentizität wurde als Echtheitseffekt beschrieben mit dem Argument, es gehe lediglich um eine „authentische Inszenierung“ (Jacke 2013: 71–96). So liegt es nahe, dass auch kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Authentizität Fragen nach Kommunikationsmodellen und Medialität nachgehen. Denn das Authentische ist „immer an (mediale) Repräsentationen und (Selbst-)Darstellung gebunden. Authentizität wird jemandem oder etwas zugeschrieben, oder aber sie wird bei Personen mit bestimmten Äußerungen des Selbst assoziiert“ (Saupe 2015).

Spezifisch kulturanthropologische Zugänge dazu sind anschaulich vom Kulturwissenschaftler Torsten Näser (2008) nachgezeichnet worden. Näser erläutert entlang des Hattendorf'schen Vertragsmodells (Hattendorf 1994) am Dokumentarfilm, dass das Authentische mit seiner Rezeption und den Erwartungshaltungen der Rezipierenden in Zusammenhang steht: Was in einem Kontext als wahr gilt, kann in einem anderen als unglaubwürdig erscheinen. Nötig werden eine ordnende Instanz, die ein Kommunikat anpreist, und Rezipierende, die mit ihrem Wissen um den medialen Diskurs und einer Erwartungshaltung an die ordnende Instanz vor ihrem Erfahrungshorizont urteilen. Abhängig von Authentifizierungsstrategien wird das ‚Wahre‘ zwischen Kommunikat und Rezipient ausgehandelt. Analog argumentiert Johannes Fabian (1993: 339), dass das Authentische in einem Raum zwischen Sendenden und Empfangenden als „Mediated Authenticity“ gebildet werde (Gunn 2015: 16–18). So mag es auch sein, dass es Sinn macht, dem Rollenspiel einer /s Dialogers/ in Glauben zu schenken, auch wenn die Konstruiertheit bekannt ist. Ohnehin kann nicht klar entschieden werden, ob das Fühlen einer /s Dialogers/ in nun spontan oder eingeübt und der Situation angepasst ist. Und ob ein Authentizitätsvertrag zustande kommt oder nicht, hängt nicht zuletzt von der Rezeptionssituation ab: Erwartet der / die um eine Spende gebetene Passant / in, dass Personen, die ihn / sie um Geld bitten, selbst ebenfalls etwas für die NGO hergeben, so muss diese Haltung der Fundraiser / innen authentisch performt und vom Gegenüber geglaubt werden. Nicht zufällig erwähnen Spendensammelnde gerne ihre eigene Spendenfreudigkeit, karitativen Einsätze und ihren eigenen Glauben an die Bedeutung der repräsentierten NGO.¹¹ Wird aber eine karitative Performanz der Geldeinwerbenden als Lüge gedeutet, ist auch der Authentizitätsvertrag gebrochen.

Lawrence Grossberg prägte den Begriff der authentic inauthenticity: „The only authenticity is to know and even admit that you are not being authentic, to fake it without faking the fact that you are faking it“ (1993: 206). Diese radikale Perspektive sieht die Möglichkeit zur Authentizität allein im offenen Rollenspiel. Das Subjekt ist demnach durch sein Tun definiert, es wirkt in der Welt durch seine Praktiken. Erst

11 Zahlreiche informelle Gespräche mit Dialoger / innen konnten dies verdeutlichen.

der bewusste Umgang ermöglicht es ihm, verschiedene Rollen zu spielen, um sich selbst zu verwirklichen. Diese Perspektive geht auf Goffman (2003: 65–71) und Sartre (1995) zurück, die bereits früh argumentierten, dass „wahre Freiheit“ erst darin liegen könne, sich das Rollenspiel bewusst zu machen (Rollendistanz bei Sartre) bzw. (bei Goffman) sich selbst seine Rolle zu glauben. Rahel Jaeggi geht noch etwas weiter: „Die Differenz zwischen dem Ich und seinen Rollen, von der viele Rollenkritiker ausgehen, kann [...] nicht mehr aufgefasst werden als die Differenz zwischen zwei Entitäten (Maske und wahres Ich), sondern nur als Differenz zwischen zwei Tätigkeitsformen: gelingender und nicht gelingender Aneignung“ (2016: 140).

Diese Sichtweise – wenngleich wenig reflektiert – entspricht auch der vieler Fundraiser/innen, wenn sie darüber aufklären, dass sie dazu ausgebildet seien, mit bestimmten Gesprächsführungstechniken Spenden zu sammeln und sich dafür in unterschiedliche NGOs einlesen und einfühlen müssen. Personen, die lange als Dialoger/innen arbeiten, empfinden ihre eigene Inszenierung oft als authentisch, sie können an ihre eigene Performanz glauben (Goffman 2003: 19). Sie sind zu einer Übereinstimmung von Person und Aufgabe gekommen (Goffman 2003: 44), obwohl die Aufgaben mit den zu repräsentierenden NGOs ständig wechseln. Der Wunsch, authentisch zu wirken, darf dennoch nicht thematisiert werden (Hans 2017: 119–246).

Fundraising-Marketing: „Du bist kein Schrieb, du bist ein Mensch!“

Dass überhaupt gefordert wird, Dialoger/innen müssten von Herzen vertreten, wofür sie bezahlt werden, ist nicht selbstverständlich. Das hängt einerseits mit der neoliberalen Arbeitsweise im Ehrenamt zusammen, die Selbstverantwortung fordert und bei der sich aufopfernde Arbeit und Freizeit verbinden (Corsten et al. 2008: 141–161), andererseits mit Marketing (Burmam/Schallehn 2008).

Authentizität basiert hier auf der Aufwertung unmittelbarer personaler Interaktion durch sozialräumliche Nähe und nichtmediatisiertes Erleben sowie durch eine Informalisierung und Emotionalisierung der Verhaltensweisen. Das Face-to-face-Fundraising setzt auf das Gefühl vieler Menschen, „sie müssten einander als Personen kennenlernen, um miteinander handeln zu können“ (Sennett 2013: 36). Fokussiert und narrativ anerkannt wird demnach die Eigenheit beziehungsweise Singularität (Reckwitz 2018 [2017]: 10) der potenziell Spendenden. Es wird nicht etwa davon ausgegangen, dass das Einwerben einer Spende von Informationen und professionellem Auftreten abhängig ist, sondern vielmehr vom genuin authentischen Agieren und Fühlen der Dialoger/innen in der Situation mit dem Menschen, der/die als Spender/in gewonnen werden soll. So argumentierte der Dialoger Chris im Interview, man dürfe sein Gegenüber nicht mit Informationen „zubomben“, man sei schließlich auf

„so einer persönlichen Ebene mit den Menschen. [...] Und wichtig dabei ist auch, dass man auch authentisch ist, weil... Mein Sinn des Lebens, oder mein Lebensmotto, ist auch: Ein Mensch, den ich kennenlernen, mit dem will ich eine gute Zeit haben. Und

so, denke ich, bin ich halt auch bei der Arbeit: Ich mache wirklich nur ein Kompliment, wenn ich auch *wirklich* finde, dass dieses Kompliment, dass dieses Kompliment *richtig* und *echt* und *authentisch* ist. Ich hätte ein Problem damit, jetzt jemandem zu sagen: Du hast geile Schuhe! Aber ich find die voll hässlich, ja? Und es ist auch wichtig, dass man genauso am Ende des Gesprächs dem Menschen ein gutes Gefühl gibt, ob er mitmacht [die Spendeneinwilligung unterschreibt; CH] oder nicht, dass man trotzdem sagt: Hey! Du bist jetzt kein *Schrieb*, sondern du bist ein *Mensch*, mit dem ich mich gerade gut unterhalten habe. Deswegen spreche ich auch am meisten die Leute an, wo ich denke: Hey, die Person sieht nett aus. Mit der würde ich jetzt auch ein Bier trinken gehen. Das ist für die Arbeit auch einfach am besten, weil du so gesehen *wirklich authentische* Sympathien für den Menschen hegst und pflegst.“¹²

In dieser Interviewsequenz wird zunächst erklärt, dass Informationen über die NGO beim Spendeneinwerben zwar relevant seien, aber die Art der Vermittlung hänge von einer „persönlichen Ebene“ ab, auf die man sich mit dem Gegenüber begeben müsse. Der Dialoger kommt dabei spontan auf das Einflechten von Komplimenten zu sprechen, das bei der Ansprache fremder Personen helfen könne. Dieses Lob müsse allerdings „*richtig* und *echt* und *authentisch*“ sein. Zwar wird dies an einem oberflächlich anmutenden Beispiel verdeutlicht („geile Schuhe“), aber dennoch auf der Skala ‚Wahrheit‘ gesagt – gelogen‘ eingeordnet. Das Empfinden müsse mit der Aussage übereinstimmen, erst dann könne auch das Gespräch erfolgreich sein. Schließlich gehöre es zum gut geführten Gespräch eines Dialogers – dies nennt mein Gesprächspartner zugleich sein „Lebensmotto“ –, „dem Menschen ein gutes Gefühl zu geben“, sodass er wisse, man betrachte ihn nicht als „Schrieb“, sondern als „Mensch[en]“. Das Aufbauen dieses guten Gefühls kann also Höflichkeiten erforderlich machen, die aber so gewählt sein müssen, dass der Komplimentierende nicht meint, lügen zu müssen. Dies kann die Auswahl der Gesprächspartner/innen dahingehend einschränken, dass vornehmlich Personen angesprochen werden, die „nett“ aussehen. Dass jedoch das Raster derer, die als sympathisch empfunden werden, nicht allzu eng gesteckt sein darf, versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, dass mindestens fünf Unterschriften täglich gesammelt werden müssen. In der professionellen Ausbildung grenzt man sich daher vom sogenannten „Friend-Raising“ (Schiemenz 2015: 23) ab.

Authentizität stellt sich häufig als Norm heraus, und das besonders im Sektor der Organisationskommunikation (Huck-Sandhu 2012; Szyszka 2012). Dialoger/innen müssen sich in ihrem Auftreten von der Annahme abgrenzen, dass sie selbst nur Geld machen wollten, sich aber privat ansonsten nicht für die Anliegen der Organisation interessieren. Sie dürfen nicht zu professionell wirken und sollen als Idealist/innen gesehen werden, die selbst leben, was die NGO verkörpert, sich auf

12 Interview mit den *Amnesty International Service-Agentur*-Dialogern Chris und Jan, 10.10.2016, Ulm.

eine zwischenmenschliche Ebene einlassen und ihre Emotionen managen (Hämmerling 2019). Die Erinnerung an vorherige positive Treffen mit Repräsentant/innen der NGO darf nicht erschüttert werden, sonst ist die Authentizität der Organisation als Marke gefährdet.

Mit der zur Schau gestellten Authentizität wird die Loyalität zur NGO zum Ausdruck gebracht, wie es in Fundraising-Anleitungen heißt (Ehlers 2016: 861). Durch diese Loyalität zeigen die bezahlten Spendensammelnden, dass sie sich auch privat für die Anliegen der Organisation interessieren. Darüber hinaus ist damit gemeint, dass sie gegenüber den Fremden auf der Straße erst dann als glaubwürdig erscheinen, wenn sie auch Wissen über die NGO vermitteln können.

Narrative Authentizität: Story Telling und Story Making

Wie das Wissen über die NGO vermittelt wird, ist ebenfalls relevant. Dabei geht es nämlich um die narrative Identität der Dialoger/innen und die in ihrer Geschichte vermittelte Identität der dargestellten NGO als einer „sozialen Tauschbeziehung“ (Meyer 2014: 247). „Narrative Darstellungen sind eingebettet in kontinuierliche Austauschprozesse“, schreibt der Psychologe Wolfgang Kraus (2000: 180). „Sie dienen zur Vereinigung von Vergangenheit und Gegenwart und zur Bezeichnung zukünftiger Verläufe“ (Kraus 2000: 180). Das Gegenüber übernimmt die Funktion, die gelungene Geschichte als wahr oder glaubwürdig zu ratifizieren und sich in Konsequenz zur Geldspende zu verpflichten. Denn narrative Konstruktionen benötigen handlungsstützende Rollenbesetzungen, so Kraus (2000: 180). Eine schlüssige Geschichte, gemäß den narrativen Konventionen vorgetragen, erweckt den Eindruck von personaler wie professioneller Echtheit und Authentizität (Kraus 2000: 171). Entscheidend ist die Erzählung, die als Fremd- und Selbstnarration zugleich fungiert, als Auftritt, der den Körper mit einbindet, Gestik, Mimik, Wechselspiel mit dem Gegenüber, Dynamik der Anrede und der Themensetzung, die performative Positionierung im Erzählakt entlang kulturell etablierter Erzählmuster und Vorlagen (Meyer 2014: 249). Mit Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann (2004) argumentiert ist Authentizität auch an Storytelling gebunden.

Der Literaturwissenschaftler Erik Schilling definiert Authentizität gekoppelt an die Bedingung, dass es einen Beobachter gibt: „Authentisch‘ nennt ein Beobachter die Übereinstimmung einer Beobachtung (z. B. seiner Eigenschaft, Aussage oder Handlung) mit seiner Erwartung (bezüglich einer Person oder eines Objekts)“ (Schilling 2020: 41). Identität und Authentizität werden im Alltagsleben ähnlich gefasst. Denn auch die Identität von Individuen und Kollektiven wird an ihrer Kohärenz in der Performanz als Selbst-Ausdruck geprüft. Ein wesentliches Organisationsschema dieses Selbstaudrucks besteht in der Selbst-Narration, also der „narrativen Identität“ (Ricoeur 1991). Kohärenz ist das entscheidende Prüfkriterium, obgleich es auch andere Varianten der Selbst-Narration gibt, die anerkannt werden und zur Authen-

tifizierung einer Person oder Gruppe beitragen. So etwa die Erzählung davon, an verschiedenen Lebensprüfungen gewachsen zu sein (progressive Selbst-Narration, Kraus 2000: 174), sich also verändert zu haben, ohne dabei ein anderer geworden zu sein. Ein solches Storytelling über die eigene Person ist im Gespräch mit Spendensammler/innen auf der Straße auf Mikro-Erzählungen verkürzt. Das Gegenüber erhält lediglich Hinweise dazu, wie das Leben der Spendensammlerin verlaufen ist. Aber Dialoger/innen erzählen Geschichten, und sie involvieren ihre Gegenüber in eine gemeinsame Geschichte, die mit dem Unterzeichnen der Spendenerklärung ihr gutes Ende finden kann.

Wolfgang Kraus bestimmt fünf Merkmale einer gelungenen Narration (Kraus 2000: 172), die ich nun auf das Gespräch mit den Dialoger/innen anwenden will: Eine wohlgeformte Narration ist erstens angewiesen auf einen narrativen Endpunkt, ein Ziel, bei dem ein guter/schlechter Charakter zu einem glücklichen/unglücklichen Ende kommt. Im Gespräch mit den Fundraiser/innen gibt es meist einen Widersacher: eine aktuell bestehende Ungleichheit oder Ungerechtigkeit, um die sich die NGO sorgt, die in Zusammenarbeit der NGO mit den Spendensammelnden und der angesprochenen Person auf der Straße bezwungen werden muss. Zweitens findet bei einer gelungenen Narration eine Eingrenzung auf relevante Ereignisse statt: Die Dialoger/innen setzen die Themen und artikulieren die Entscheidung zum Unterschreiben als Wendepunkt, bei dem das Gegenüber frei im Handeln sei und die Geschichte zum Guten wenden könne, sowohl für die Spendensammelnden als auch für die Sache der NGO. Das Gegenüber kann so die Rolle des Helden bzw. der Heldin übernehmen. Drittens erfolgt eine narrative Ordnung von Ereignissen (auf Basis einer zeitlichen Linearität): Der/die Dialoger/in berichtet über eigene Lernerfahrungen bezogen auf die Relevanz der NGO, wenn er/sie etwa berichtet, dass er/sie selbst erst vor ein paar Jahren von der NGO erfahren habe, inzwischen aber um ihre gesellschaftliche Bedeutung wisse. Er/sie veranlasst das Gegenüber also, diesen Lernweg ebenfalls einzuschlagen und dies durch die Unterschrift zu signalisieren. Viertens werden multiple Kausalverbindungen hergestellt, und das auch zwischen unerwarteten Aspekten; so fragen Spendensammelnde beispielsweise: „Wollen Sie sich diesen Kaffee kaufen oder zum gleichen Preis monatlich spenden? Wenn Sie spenden, hat der politische Gefangene, für den die NGO sich einsetzt, eine Chance, entlassen zu werden.“¹³ Fünftens werden „Grenzzeichen“ (Kraus 2000: 172–173) gesetzt, die den Beginn und das Ende der Geschichte markieren. Diese werden im Gespräch mit den Spendensammelnden gebunden an die Erzähleinleitung, wenn ein/e Passant/in stehenbleibt und gewillt ist, sich das Anliegen anzuhören, und sie werden abgeschlossen, wenn die

13 Vgl. das Interview mit Julia Lachter, 03.09.2016, via Skype, sowie das Interview mit Vorstandsmitglied für Finanzen und Geschäftsführer der Service-GmbH bei *Amnesty International* Roland Vogel, 19.11.2016, per Telefon.

Transaktion vollzogen wurde. Markant an der Narration der Dialoger/innen ist die doppelte Adressierung: Das Gegenüber ist dazu angehalten, das authentische Selbst des Spendensammelnden zu bestätigen und ihm als Mensch Vertrauen zu schenken. Zugleich geht diese Vertrauensbildung mit einer sozialen Verpflichtung einher, auch der NGO, für die die Dialoger/innen stehen, nun zu vertrauen, da die Dialoger/innen selbst es tun. Parallel dazu wird das Gegenüber in das Ausbilden einer neuen Story eingebunden: Wenn er/sie jetzt sofort unterschreibt, kann die von den Spendensammelnden begonnene Geschichte zu einem guten Ende geführt werden.

Ein gelungener Abschluss der gemeinsamen Geschichte ist im NGO-Fundraising an die Erwartung gebunden, dass Spendensammelnde umfangreiches Wissen über die Organisation mitbringen. Erst wenn Dialoger/innen gut zu vermitteln wissen, was Inhalte der NGOs sind, werden sie und wird ihre Geschichte als glaubwürdig eingestuft. Das Vermitteln von Wissen ist aber nicht allein in eine Story eingewoben, sondern diese Story muss zwischen den Interagierenden verhandelt werden, um die Basis für einen Authentizitätsvertrag im Hattendorf'schen Sinne legen zu können. Als ich im Interview mit den Dialogern Chris und Jan nach der Bedeutung von Wissen fragte, kamen sie erneut auf das Authentische zu sprechen:

Chris: „Wenn du die Fragen nicht fundiert beantworten kannst, dann ähm, dann ist es, dann wirkt es natürlich nicht authentisch, ja? auf die Leute und so gesehen. . .“

Jan: „Du hast es wirklich mit dem *authentisch*, ja?“

Chris: „Das ist der letzte Schliff, der Funke, der überspringt, ist, dass du dich letztlich auskennst, dahinter stehst und das cool findest. Ja.“¹⁴

Es ist daher wenig überraschend, dass die Fundraiser/innen hier das Vermitteln von Wissen über NGOs (Fragen „fundiert“ beantworten) mit einer Beziehungsterminologie verbanden („der Funke, der überspringt“). Die Voraussetzung zu einem gelungenen Abschluss deutete Chris als einen Dreischritt aus, erstens, sich auskennen, also Wissen über die NGO vermitteln können, zweitens, dahinterstehen, sich mit seinem narrativen Selbst voll mit der Sache zu identifizieren, und, drittens, die NGO „cool“ finden, sie also emotional vollumfänglich mittragen.

Emotionen als Teil der Spendeneinwerbung

Die „Psychologie und Spenderbindung“ (Böhle 2016: 446) weiß, Emotionen „dürfen in keiner Spenderansprache fehlen“ (Böhle 2016: 447–448). Schon dieser Hinweis verdeutlicht, dass man in der Spendeneinwerbung davon ausgeht, was auch kulturwissenschaftlich gestützt wird: Gefühle sind nicht etwas, das wir haben, sondern etwas, das wir tun, eine Praxis (Scheer 2012). Es bedeutet Arbeit, seine Emotionen gleichermaßen ‚professionell‘ und ‚authentisch‘ zu performen, ohne selbst den Ein-

14 Interview mit den *Amnesty International* Service-Agentur-Dialogern Chris und Jan, 10.10.2016, Ulm.

druck zu bekommen, sich selbst nicht mehr ‚treu‘ (Budde 2013: 199) zu bleiben. Das hat bereits Arlie Russell Hochschild nachvollzogen, ohne jedoch dabei die Voraussetzung eines eigentlichen Fühlens zu reflektieren (2003: insb. 56–75). In ihrer Studie wird ein ‚eigentliches Fühlen‘ vorausgesetzt. Die Akteur/innen können sich lediglich zwischen einem zynischen „surface acting“ oder einem in Selbstnegation mündenden „deep acting“ bewegen (Hochschild 2003: 186–188). Sharon Bolton und Carol Boyd gehen in ihrer Folgestudie zu Stewardessen und ihrem emotionalen Management über diese zwei Varianten hinaus und stellen weitere Positionen vor, die nicht allein vom Management, sondern auch von den Arbeitnehmenden determiniert werden können (2003: 290–291). Doch auch sie beschäftigt nicht die Frage, ob es ein authentisches Fühlen denn überhaupt geben kann, sie setzen es voraus.

Dialoger/innen arbeiten also selbstverständlich an sich selbst – aber ob das persönlich oder professionell geschieht, lässt sich nicht klar unterscheiden. Denn in diesem Job findet eine Subjektwerdung statt, bei der die Akteur/innen nicht voneinander trennen können, was sie für die Agentur fühlen und was sie ‚eigentlich‘ fühlen. Sie arbeiten an ihrer Identifikation mit NGO-Prinzipien, mit Personen auf der Straße, mit Ideen und Notwendigkeiten des bezahlten direkten Dialogs einer Agentur. Sie müssen in sich unterschiedliche ‚Figuren‘ mobilisieren können, zwischen ihnen beweglich hin und her springen, dabei aber zumindest den Eindruck erwecken, all diese Figuren auch im Alltag in sich zu tragen. Das Selbst, an dem sie arbeiten, ist also ein multiples, ein höchst reflexives, ein notwendigerweise flexibles und an verschiedene NGOs gebundenes Selbst, das situativ in gelungenen Narrativen auftritt und performt, gegenüber den Kolleg/innen im Team eine gewisse Stimmigkeit behalten sollte und zugleich einer komplexen Figuration gerecht werden muss, die sich aus der aktuellen Struktur des Fundraisings ergibt. Es ist somit ein Selbst, das Prinzipien der „Authentizität im Konsumkapitalismus“, wie Eva Illouz (2018) diese Rahmung benennt, verinnerlicht hat, womit die Grenze zwischen privat und beruflich verschwimmt.

Neoliberal?

Authentizität und neoliberales Arbeiten als NGO-Fundraiser/in hängen also eng miteinander zusammen. Und es gibt in meiner Feldforschung Aspekte, die dazu verleiten, die Frage zu stellen, was am Job des Fundraisers typisch ist für ein neoliberales Verständnis der eigenen bezahlten Tätigkeit. Denn mit einer innigen Verknüpfung eigener Lebensnarrative, mit Flexibilisierung, mit dem Verkaufen von Emotionen und Einstellungen, mit dem Erfordernis, sich als ganzer Mensch in die bezahlte Tätigkeit einzubringen, mit einem intensivierten Selbstmanagement bei wachsender Übernahme von Regierungstechniken durch die Akteure/innen selbst, mit all dem habe ich es in meiner Forschung sehr wohl zu tun. All diese Faktoren hängen – das grenzt meine Arbeit von vielen anderen Studien ab – mit dem Ehrenamt zusammen, das heißt, mit einem Spezialfall des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007).

Doch es hat sich gezeigt, dass sich der Dialoger/innen-Job nur dann erfolgreich durchführen lässt, wenn pragmatisch mit den Anforderungen umgegangen wird: Die Spendensammelnden arbeiten also angestellt und in einem Team, zu dem sie sich solidarisch verhalten, auch wenn die Ziele der NGOs dabei zweitrangig behandelt werden. So schenken sich Dialoger/innen untereinander, wenn es Kolleg/innen mal nicht geglückt ist, genug Unterschriften zu sammeln, eigene ‚Scriebe‘ oder mobilisieren Freund/innen, die kurzfristig angeben, spenden zu wollen, diese Angabe dann aber wieder zurückziehen.¹⁵ Auch die Biografie der Dialoger/innen ist nicht allzu eng an die NGO gebunden. Es ist ein kurzzeitiges Arbeitsverhältnis im Stil einer traditionellen Anstellung, ein Ferienjob. Das ist somit ein anderer Druck als der, den Gerald Winter in „Betteln, um zu helfen“ (2003) seitens solcher Personen beschreibt, die als Ehrenamtliche um Spenden für ihre Projekte bitten.

Das heißt wiederum nicht, dass das Tun der Dialoger/innen reines Kalkül wäre. Die Trennung zwischen bezahlter, also kalkulierender und damit ‚schmutziger‘ Tätigkeit im Geldgeschäft einerseits und einer selbstlosen, unbezahlten Tätigkeit andererseits lässt sich hier nicht finden. Vielmehr handelt es sich um subjektivierte Arbeit, weil die Spendensammelnden versuchen, für sich selbst zu legitimieren, was sie tun. Sie machen kalkulierend Komplimente, aber nur solche, die ehrlich gemeint sind. Sie suchen den Aspekt im Tun der NGO, der sie tatsächlich überzeugt¹⁶ und sie entwickeln Lebensmottos, die so flexibel sind, dass sie zur Arbeit als Dialoger/in passen, egal, mit wem sie gerade sprechen.

Zugleich schaffen die Spendensammler/innen sich informelle Räume, in denen zu NGOs, Passant/innen und Vorgesetzten Distanz geschaffen werden kann.¹⁷ Auch wurde entgegen der Darstellung des Dialoger/innen-Jobs als „Abenteuerurlaub“¹⁸ die Trennung von Arbeit und Freizeit immer wieder hervorgehoben, etwa wenn die Dialogerin im NGO-T-Shirt, das zu tragen sie bei der Arbeit verpflichtet ist, dieses bedeckt, wenn sie eine Raucherpause macht und „rumhängt“¹⁹. Das gemeinsame Reisen oder WG-Bewohnen gehört zwar zum Selbstverständnis dazu, aber der Feierabend wird nicht mehr mit arbeitender Tätigkeit ausgefüllt.²⁰

15 Interview mit Olivia Zuber, 08. 12. 2016, Zürich.

16 Informelles Gespräch mit Nataly Jameson, 08. 12. 2019, Rom.

17 Vgl. das Interview mit Julia Lachter, 03. 09. 2016, via Skype; Interview mit Olivia Zuber, 08. 12. 2016, Zürich: Berichte über solidarische Aktionen.

18 Face-to-Face-Clip: „#Ferienjob #Face2Face #Fundraising. Auf die Reise mit Face2Face – Auf ins Fundraising Abenteuer!“, 02:02 Minuten, 20.560 Aufrufe, gepostet am 20. 12. 2013, https://www.youtube.com/watch?v=2_k4YTxVoUg <https://www.youtube.com/watch?v=2/k4YTxVoUg>.

19 Vgl. das Interview mit Julia Lachter, 03. 09. 2016, via Skype, sowie das Interview mit den *Amnesty International Service-Agentur*-Dialogern Chris und Jan, 10. 10. 2016, Ulm.

20 Interview mit Olivia Zuber, 08. 12. 2016, Zürich.

Die Untersuchung zum NGO-Fundraising zeigt, dass der Befund Neoliberalismus zwar relevante Deutungszugänge bietet, aber mit der Idee der personalen, professionellen Authentizität derart eng verknüpft ist, dass die doch immer auf Entfremdung und Abhängigkeit basierende Ausdeutung ‚neoliberal‘ allein auf falsche Wege führen würde: Nicht nur werden durch die Dialoger/innen situativ doch immer wieder Grenzen zwischen Arbeit und Leben gezogen und Eigenverantwortungen gegenüber der Agentur abgelehnt,²¹ auch erleben die Fundraiser/innen, dass sie Authentizitätsmarker nur dann setzen können, wenn sie sich selbst Flexibilität in Werthaltungen, Rollenwechsel und unterschiedliche Solidarsysteme zugestehen, also wechselnden Teilen ihrer Persönlichkeit ‚treu‘ bleiben. Neoliberalismus als Deutungsschablone ist hier also nicht zu verwerfen, aber anders zu denken: Subjekte sind in ihren Positionierungen durch ihre Arbeit nicht festgeschrieben, sondern zu Wechsel angehalten; sich der Arbeitswelt entziehende Anteile des Alltagslebens bleiben bestehen, werden aber situativ mit dem arbeitenden Selbst in Bezug gesetzt, sodass Verantwortung und Loyalität einmal gegenüber dem Unternehmen relevant werden, ein anderes Mal gegenüber der NGO oder den Kolleg/innen. Das professionelle Fundraising nötigt die Dialoger/innen zu einer Performanz, die von Angehörigen der vertretenen NGO, im Training für den Job, von Passant/innen, aber auch von Kolleg/innen immer wieder auf ihre Authentizität hin befragt wird und damit zugleich eine neoliberale Perspektive auf Arbeit provoziert. So, wie das Fragen nach dem authentischen Auftritt aber immer situativ gebunden ist, vollzieht sich auch der Neoliberalismus situativ – in komplexen Figurationen, in Performanz, im Narrativ, im Moment, aber auch in der Rückschau – und gewinnt oder verliert damit jeweils an Relevanz.

Literatur

- Ammann, Herbert, Raimund Hasse, Monika Jakobs und Gabriela Riemer-Kafka, Hrsg. 2008. *Freiwilligkeit: Ursprünge, Erscheinungsformen, Perspektiven*. Zürich: Seismo.
- Assmann, Aleida. 2012. „Authentizität – Signatur des abendländischen Sonderwegs?“ In *Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen*, hrsg. von Michael Rössner und Heidemarie Uhl, 27–42. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839418611.27>
- Bendix, Regina. 1997. *Search for Authenticity: The Formation of Folklore Studies*. Madison: The University of Wisconsin Press.
- Bergmann, Jens. 2011. *Ökonomisierung des Privaten? Aspekte von Autonomie und Wandel der häuslichen Privatheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böhle, Danièle. 2016. „Psychologische Betrachtungen (4.5.1 Psychologie in der Spenderansprache).“ In *Fundraising: Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden*, hrsg. von

21 Fundraiser/innen fühlen sich gegenüber den vertretenen NGOs oft verantwortlich, das Loyalitätsgefühl gegenüber der Agentur ist jedoch auf persönliche Kontakte reduziert.

- der Fundraising Akademie, 443–450. 5., vollst. aktual. und neu bearb. Aufl. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Boltanski, Luc und Eve Chiapello. 2006. *Der Neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: Herbert von Halem.
- Bolton, Sharon C. und Carol Boyd. 2003. „Trolley Dolly or Skilled Emotion Manager? Moving on from Hochschild’s Managed Heart.“ *Work, Employment and Society* 17 (2): 289–308. <https://doi.org/10.1177/0950017003017002004>
- Brockling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Budde, Gunilla. 2013. „Politik mit Gefühl: Emotionen als Subjektivierungselemente des Politischen.“ In *Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, hrsg. von Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde und Dagmar Freist, 197–223. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839419922.197>
- Burmann, Christoph und Mike Schallehn. 2008. *Die Bedeutung der Marken-Authentizität für die Marken-Positionierung* (LiM Arbeitspapiere, Nr. 31). Bremen: Universität Bremen.
- Corsten, Michael, Michael Kauppert und Hartmut Rosa, Hrsg. 2008. *Quellen Bürgerschaftlichen Engagements: Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90787-1>
- Ehlers, Irmgard. 2016. „Soft Skills (8.2.1. Selbstkompetenz).“ In *Fundraising: Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden*, hrsg. von der Fundraising Akademie, 859–875. Vollst. aktual. und neu bearb. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Fabian, Johannes. 1993. „Präsenz und Repräsentation: Die Anderen und das anthropologische Schreiben.“ In *Kultur, soziale Praxis, Text: Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, hrsg. von Eberhard Berg und Martin Fuchs, 335–364. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fischer-Lichte, Erika. 2007. *Inszenierung von Authentizität*. 2. überarb. und aktual. Aufl. Tübingen: A. Francke.
- Foucault, Michel. 1989. *Sexualität und Wahrheit 2: Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 2003 [engl. 1956]. *Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag*. 10. Aufl. München: Piper.
- Götz, Irene. 2019. *Kein Ruhestand: Wie Frauen mit Altersarmut umgehen*. München: Antje Kunstmann.
- Grossberg, Lawrence. 1993. „The Media Economy of Rock Culture: Cinema, Postmodernity and Authenticity.“ In *Sound and Vision: The Music Video Reader*, hrsg. von Simon Frith, Andrew Goodwin und Lawrence Grossberg, 185–209. London und New York: Routledge.
- Gunn, Enli. 2015. *Mediated Authenticity: How the Media Constructs Reality*. New York: Peter Lang. <https://doi.org/10.3726/978-1-4539-1458-8>
- Hämmerling, Christine. 2019. „DialogerInnen als Mittler in Spendenbeziehungen zwischen NGOs und ihren Förderern.“ In *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz, 279–288. Marburg: MakuFEE e. V.
- Hämmerling, Christine. 2023a. „Zum Verhältnis von Vertrauen, Versprechen und Authentizität: Eine Reflexion am Beispiel der Spendeneinwerbung für Nichtregierungsorganisa-

- tionen.“ In *ISGV digital: Versprechen als kulturelle Konfigurationen in politischen Kontexten. Interdisziplinäre Zugänge und Perspektiven*, hrsg. von Cornelia Eisler und Katharina Schuchardt, 122–131. Dresden: ISGV. <https://doi.org/10.25366/2023.183>
- Hämmerling, Christine. Vorauss. 2023b. „Conflicting Morals in NPO-Fundraising.“ In *Morality as Organizational Practice*, hrsg. von Stefan Groth und Sarah May. Münster und New York: Waxmann.
- Hans, Barbara. 2017. *Inszenierung von Politik: Zur Funktion von Privatheit, Authentizität, Personalisierung und Vertrauen*. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14729-7_5
- Hattendorf, Manfred. 1994. *Dokumentarfilm und Authentizität: Ästhetik und Pragmatik einer Gattung*. Konstanz: Ölschläger.
- Herlyn, Gerrit, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter, Hrsg. 2009. *Arbeit und Nicht-Arbeit: Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. München und Mering: Hampp.
- Herrmann, Georg. 2020. „Straßenwerbung. ‚Nein Danke‘ oder die Schwierigkeiten beim Umgang mit ‚Dialogern‘.“ *Meinbezirk.at*, 7. August 2020. Zugriff 14. Juni 2023. <https://www.meinbezirk.at/innsbruck/c-lokales/nein-danke-oder-die-schwierigkeiten-beim-umgang-mit-dialogern/a4177248>.
- Hochschild, Arlie Russel. 2003 [1983]. *The Managed Heart: Commercialization of Human Feelings*. Berkeley: University of California Press.
- Hochschild, Arlie Russel. 2006. *Keine Zeit: Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*. 2. Auf. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1525/9780520930414>
- Hofer, Michael und Christian Rößner, Hrsg. 2019. *Zwischen Illusion und Ideal: Authentizität als Anspruch und Versprechen: interdisziplinäre Annäherungen an Wirkmacht und Deutungskraft eines strittigen Begriffs*. Regensburg: Friedrich Pustet.
- Huber, Birgit. 2012. *Arbeiten in der Kreativindustrie. Eine multilokale Ethnografie der Entgrenzung von Arbeits- und Lebenswelt*. Frankfurt/New York: Campus.
- Huck-Sandhu, Simone. 2012. „Vom Postulat des Authentischen: Empirische Hinweise auf Zuschreibungen im Rahmen der Organisationskommunikation.“ In *Alles nur Theater: Authentizität und Inszenierung in der Organisationskommunikation*, hrsg. von Peter Szyszka, 163–186. Köln: Herbert von Halem.
- Illouz, Eva, Hrsg. 2018. *Wa(h)re Gefühle: Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Jacke, Christoph. 2013. „Inszenierte Authentizität versus authentische Inszenierung: Ein Ordnungsversuch zum Konzept Authentizität in Medienkultur und Popmusik.“ In *Ware Inszenierungen: Performance, Vermarktung und Authentizität in der populären Musik*, hrsg. von Dietrich Helms und Thomas Phleps, 71–96. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422984.71>
- Jaeggi, Rahel. 2016. *Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems*. Berlin: Suhrkamp.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth, Hrsg. 2003. *Das ganz alltägliche Elend: Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien: Erhard Löcker GesmbH.

- Koch, Gertraud und Bernd Jürgen Warneken, Hrsg. 2012. *Wissensarbeit und Arbeitswissen: Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Campus.
- Kraus, Wolfgang. 2000. *Das erzählte Selbst: Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. 2. Aufl. Herbolzheim: Centaurus.
- Lindner, Rolf. 1998. „Die Idee des Authentischen.“ *Kuckuck* 1: 58–61.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann. 2004. „Narrative Identität und Positionierung.“ *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5: 166–183. Zugriff 27.06.2023. <http://www.gespraechsforschung-online.de/heft2004/ga-lucius.pdf>.
- Meyer, Silke. 2014. „Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2): 243–267.
- Näser, Torsten. 2008. „Authentizität 2.0: Kulturanthropologische Überlegungen zur Suche nach ‚Echtheit‘ im Videportal YouTube.“ *kommunikation@gesellschaft* 9: 1–17. Zugriff 14.06.2023. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0228-200809030>.
- Opitz, Sven. 2004. *Gouvernementalität im Postfordismus: Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*. Hamburg: Argument.
- Pongratz, Hans J. und G. Günter Voß. 2003. *Arbeitskraftunternehmer: Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Berlin: Edition Sigma.
- Poppitz, Angela und Eva Brückner. 2005. „Aber die stehen halt vorne dran‘: Über Gefühlsarbeit im Zugbegleitdienst der Bahn.“ In *Entgrenzung von Arbeit und Leben: Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, hrsg. von Karin Gottschall und G. Günter Voß, 105–132. München: Hampp.
- Reckwitz, Andreas. 2018 [2017]. *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21050-2_2
- Reichardt, Sven. 2014. *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp.
- Ricoeur, Paul. 1991. Narrative Identity. *Philosophy Today* 35: 73–81. <https://doi.org/10.5840/philtoday199135136>
- Sartre, Jean Paul. 1995. *Das Sein und das Nichts*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Saupe, Achim. 2015. „Authentizität. Version: 3.0.“ *Docupedia-Zeitgeschichte*, 25. August 2015. Zugriff 14.06.2023. <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.705.v3> http://docupedia.de/zg/saupe_authentizitaet_v3_de_2015.
- Sautermeister, Jochen. 2014. *Identität und Authentizität: Studien zur normativen Logik personaler Orientierung*. Fribourg: Academic Press Fribourg.
- Schärer, Karen. 2011. „Spenden: Wo Amnesty draufsteht, ist Corris drin.“ *Aarauer Zeitung*, 3. Oktober 2011. Zugriff 14.06.2023. <https://www.aargauerzeitung.ch/schweiz/spenden-wo-amnesty-draufsteht-ist-corris-drin-ld.1864682>.
- Scheer, Monique. 2012. „Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion.“ *History and Theory* 51 (2): 193–220. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2303.2012.00621.x>
- Schiemenz, Andreas. 2015. *Das persönliche Gespräch: Fundraising durch Überzeugung. Großspender und Unternehmer erfolgreich ansprechen*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01426-1>

- Schilling, Erik. 2020. *Authentizität: Karriere einer Sehnsucht*. München: C.H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406757624>
- Schreiner, Patrick. 2015. *Unterwerfung als Freiheit: Leben im Neoliberalismus*. Köln: Papy-Rossa.
- Schönberger, Klaus und Stefanie Springer, Hrsg. 2003. *Subjektivierete Arbeit: Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schwidlinski, Pierre. 2020. *Erlebte Authentizität: Diskursive Herstellung von Authentizität zwischen Performanz und Zuschreibung*. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110658569>
- Sennett, Richard. 2013. *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität*. Berlin: Piper.
- Szyszka, Peter. 2012. „Goffmans Erbe: Authentizität und Inszenierung als Probleme der Organisationskommunikation.“ In *Alles nur Theater: Authentizität und Inszenierung in der Organisationskommunikation*, hrsg. von Peter Szyszka, 26–55. Köln: Herbert von Halem.
- Taylor, Charles. 1992. *The Ethics of Authenticity*. Cambridge: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674237117>
- Trilling, Lionel. 1980. *Das Ende der Aufrichtigkeit*. München und Wien: Carl Hanser.
- Wallraff, Bernd. 2011. „Freiwilligenmanagement in der Praxis: Methoden in der ehrenamtlichen Arbeit am Beispiel von Greenpeace Deutschland.“ *Sozial Extra* 35 (1/2): 45–49. <https://doi.org/10.1007/s12054-011-0160-6>
- Welz, Gisela. 1998. „Die Inszenierung von Authentizität im Kulturbetrieb: Vom Forschungsproblem zum Forschungsgegenstand.“ In *Dazwischen: Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*, hrsg. von Klara Löffler, 93–99. Wien: Selbstverlag des Instituts.
- Winter, Gerald. 2003. „Betteln um zu helfen.“ In *Das ganz alltägliche Elend: Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*, hrsg. von Elisabeth Katschnig-Fasch, 201–209. Wien: Erhard Löcker GesmbH.

Oliwia Murawska

Empirischer Posthumanismus

Wir sind schon immer posthuman gewesen¹

Oliwia Murawska

Empirical posthumanism: We have always been posthuman

Abstract: Although posthumanism has arrived in cultural anthropology, there is still uncertainty regarding the methodological implementation and practicability of its post-dualist, post-anthropocentric, post-humanist demands. This paper addresses these uncertainties asking what ethnographers can do to participate in or even advance the posthumanist project, which empirical methods are suitable for this purpose, or how they have to be transformed in the light of the posthumanist paradigm. The thesis pursued here is that due to their ethnographic orientation cultural anthropologists have always possessed a posthuman sensibility, which equips them well for the posthuman turn. Indeed, cultural anthropology and posthumanism can benefit from and complement each other to an empirical posthumanism. To explore the field of empirical posthumanism, anthropological positions that can be identified as empirical posthumanist are first discussed. In a further step, concrete methods are presented that have proven suitable in empirical posthumanist geo-centered studies conducted by the author in Kashubia. Then, it is clarified, how an empirical-posthumanistic approach affects the researcher's attitude in the research process as well as the quality of the knowledge produced, and what implications it has for the research ethics.

Keywords: posthumanism, ethnography, method, Kashubia, attunement / Stimmung

1 Mein herzlicher Dank gilt den Herausgeber*innen der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft*, ganz besonders Anne Dippel, die meinen Artikel mit viel sachkundiger Hingabe betreut hat. Auch danke ich den beiden Reviewer*innen für die wertvollen und konstruktiven Hinweise.

Der Schritt über den Menschen hinaus
führt nicht vom Menschen weg,
obwohl er ins Universum hinausführt.
Er eröffnet einen neuen Blick auf den Menschen.
(Rombach 2012: 114)

1. Einleitung: Posthumanismus in der Empirischen Kulturwissenschaft

Der Posthumanismus² ist in der Empirischen Kulturwissenschaft angekommen. Als Indikatoren hierfür können neben der wachsenden Zahl an Publikationen sowie dem auf Tagungen lauter werdenden posthumanistischen Wording auch die auf dem 15. SIEF-Kongress in Helsinki erstmals eingerichtete Posthumanismus-Abteilung genannt werden.³ Gleichwohl herrscht noch immer Unsicherheit darüber, was der *posthuman turn* im Hinblick auf die Umsetzung und Umsetzbarkeit seiner Implikationen sowie seiner post-dualistischen, post-anthropozentrischen und post-humanistischen Ziele⁴ für die ethnologischen Fachtraditionen und insbesondere die Empirische Kulturwissenschaft bedeutet. Eine Grundskepsis gegenüber einer sich vordringlich theoretisch verstehenden Denkrichtung ist dabei kennzeichnend für unsere von der Empirie her argumentierende Disziplin, die zu Recht fordert, dass sich ein wohlverstandener Posthu-

- 2 Der Posthumanismus, den Rosi Braidotti als eine Konvergenz von antianthropozentrischen und antihumanistischen Diskursen versteht (2017: 9), gilt als „umbrella term“ (Ferrando 2019: 1), der viele, teils gegenläufige Denkrichtungen vereint. Es gibt nicht den einen Posthumanismus, sondern es gibt seiner viele: Janina Loh (2018) etwa nimmt eine Unterscheidung zwischen dem kritischen und technologischen Posthumanismus vor, und grenzt beide vom Transhumanismus ab. Während das Posthumane eine „conceptual persona“, ein „navigational tool“ (Braidotti 2017: 22) oder die Zuschreibung von Situationen, Phänomenen sowie Verfasstheiten bedeutet, ist der Posthumanismus jene Denkrichtung, die Posthumanes adressiert.
- 3 Die Diskussion über posthumanistische Ansätze setzten in anthropologischen Disziplinen vor etwa zehn Jahren ein (Smart/Smart 2017: 10). In der *Zeitschrift für Volkskunde* erschien bereits 2010 ein Artikel von Sabine Kienitz und 2015 einer von Manfred Seifert, in denen sich beide zum Posthumanismus verhalten. In der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* erschien 2017 ein Special Issue zu Dingen, Praktiken und Diskursen, in dem posthumanistisch argumentiert wird, jüngst gehen Christian Elster (2021) und Anne Dippel (2022) auf den Diskurs ein.
- 4 Die Autorin orientiert sich am philosophischen Posthumanismus Francesca Ferrandos: „Philosophical Posthumanism can be defined as a post-humanism, as a post-anthropocentrism, and as a post-dualism: these three aspects should be addressed in conjunction [...]. Post-humanism implies the understanding of the plurality of the human experience; the human is not recognized as one but as many, that is, human(s) – thus undermining the humanist tradition based on a generalized and universalized approach to the human. Post-anthropocentrism refers to decentering the human in relation to the nonhuman; it is based on the realization that the human species has been placed in a hierarchical scale and has been granted an ontological privilege in the large majority of the historical accounts on the human. Post-dualism relies on the awareness that dualism has been employed as a rigid way to define identity, based on a closed notion of the self and actualized in symbolic dichotomies, such as ‚us‘/ ‚them‘, ‚friend‘/ ‚foe‘, ‚civilized‘/ ‚barbarian‘ and so on“ (Ferrando 2019: 54).

manismus an der Empirie messen lassen muss. Zwar wird der Ruf nach empirischer Evidenz auch seitens der Theoretiker*innen vernehmbar (Braidotti 2019: 136; Ferrando 2021: 223), doch während diese eher präskriptiv danach streben, das Posthumane in den Bedingungen des wirklichen Lebens zu verankern (Braidotti 2019: 4), zielen Empiriker*innen darauf ab, deskriptiv das Posthumane in den Bedingungen des wirklichen Lebens zu suchen und ihr methodisches Instrumentarium für dessen Auffindung zu schärfen; dabei knüpfen sie an ihr reichhaltiges Methodenrepertoire an, das sie seit jeher hat posthuman sein lassen. Nichtsdestoweniger müssen sie, um dezidiert empirisch-posthumanistisch zu arbeiten, kreativ werden, insofern die Zahl jener Texte, welche die mit dem *posthuman turn* einhergehenden diesbezüglichen Neuerungen reflektieren, noch immer überschaubar ist.⁵ Wie lässt sich der Posthumanismus in die empirisch-kulturwissenschaftliche Praxis umsetzen bzw. übersetzen? Was können Ethnograf*innen leisten, um am posthumanistischen Projekt zu partizipieren oder es weiterzuführen? Wie können sie umgekehrt – insbesondere im Hinblick auf ihre empirischen Methoden – davon profitieren? Welche empirischen Methoden stehen ihnen bereits jetzt zur Verfügung, und wie müssen sich bestehende transformieren? Wo zeigen sich die bestehenden Verschränkungen und Interdependenzen von Posthumanismus und Empirischer Kulturwissenschaft?

Meine These lautet, dass Empirische Kulturwissenschaftler*innen durch ihre vorzugsweise ethnografische Ausrichtung eine spezifische, als posthuman charakterisierbare Empfindsamkeit besitzen, die sie bestens auf den *posthuman turn* vorbereitet: Schon immer waren Empirische Kulturwissenschaftler*innen an der Pluralität gelebter Erfahrungen von Menschen interessiert, die unweigerlich mitbestimmt wird von dem, was jenseits des Menschen liegt,⁶ schon immer war es ihnen ein Anliegen, marginalisierte, zum Schweigen gebrachte Akteure zu Wort kommen zu lassen, schon immer haben sie sich von der Eigensinnigkeit materieller Welten angesprochen gefühlt – und sind in diesem Sinne schon immer posthuman gewesen.⁷ Die posthu-

5 Ausnahmen bilden etwa Adams/Thomson 2016 und Hamilton/Tylor 2017. Weiterführend ist der Band *NaturenKulturen* (Gesing et al. 2018a), der Anregungen zur methodischen Umsetzung des postdualistischen Paradigmas gibt.

6 Die Kategorie Mensch wird vorliegend in ihrer Pluralität, Diversität, Vielschichtigkeit und Verstrickung mit anderen Entitäten gedacht. Im Posthumanismus erfährt die Kategorie aufgrund ihres essentialisierenden Charakters eine Revision, favorisiert wird der Spezies- oder Entität-Begriff. Eine Verabschiedung der Kategorie halte ich aufgrund ethischer Implikationen sowie des Umstandes, dass es sich um einen im Alltag verwendeten Verständigungsbegriff handelt, für problematisch.

7 Die Formulierung „seit jeher“ und „schon immer“ impliziert das historische Werden und den permanenten Wandel der Empirischen Kulturwissenschaft, ihrer Forschungsfelder sowie Protagonist*innen. Die hier postulierte posthumane Empfindsamkeit – bei der es sich um eine Ex-post-Kategorisierung handelt – baut selbst auf einer historischen Genese auf und hat multiple Erscheinungsformen.

mane Empfindsamkeit ist dabei eine Reaktion auf die von Empirischen Kulturwissenschaftler*innen gewusste, da in der Felderfahrung und im empirischen Material zur Abhebung gelangende *conditio humana* des Über-sich-hinaus-Seins (Heidegger 1967: 192), die besagt, dass der Mensch in seiner unentwirrbaren Verstrickung mit nichtmenschlichen Entitäten sowie der daraus erwachsenen Sorge auch seit jeher posthuman gewesen ist.⁸ Folglich führt uns der ethnografische und analytische Schritt über den Menschen hinaus, nicht vom Menschen weg, wie gelegentlich befürchtet wird,⁹ sondern eröffnet im Gegenteil überhaupt erst den Blick auf den Menschen, um die im Leitzitat bemühten Worte des vor Kurzem als anonymen Posthumanist wiederentdeckten Philosophen Heinrich Rombach zu bemühen (Schmaus 2023). Das Einnehmen einer posthumanen Haltung lässt uns daher nicht nur empfindsamer werden für das, was jenseits des Menschen liegt, sondern für das, was der Mensch ist, und wie er seine Mitwelt erlebt.

In diesem Sinne können die ethnografisch ausgerichtete Empirische Kulturwissenschaft und der bisweilen noch theorieaffine Posthumanismus voneinander profitieren und sich zu einem empirischen Posthumanismus ergänzen: Während die Ethnografie ein geeignetes Instrument ist, um Posthumanes im Alltag zu erkennen, die theoretischen Annahmen des Posthumanismus zu überprüfen und sie auf ein solides empirisches Fundament zu stellen sowie ein alltagsnahes Vokabular zu entwickeln, rückt der Posthumanismus Mehr-als-Menschliches, Marginalisiertes, Potenzielles und Unmögliches programmatisch in den Mittelpunkt der Feldforschung und erlaubt, neue Perspektiven auf das Feld und das erhobene Material einzunehmen. Ferner lädt er dazu ein, Alternativen zu bestehenden empirischen Methoden zu entwickeln und die Forschung mit Blick auf die Erhebung, Auswertung und Repräsentation anders zu gestalten.

Um das Feld des empirischen Posthumanismus zu sondieren, werde ich nachstehend anthropologische Positionen vorstellen, die sich als empirisch-posthumanistisch ausweisen lassen. In einem weiteren Schritt werde ich darlegen, welche Metho-

8 Vgl. dazu Smart/Smart 2017: 3. Die Idee, dass der Mensch seit jeher über sich hinaus gewesen sei, steht in einer langen Denktradition begonnen in der Antike, fortgeführt im Mittelalter von u. a. Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Baruch de Spinoza, Averroes, Giordano Bruno, wieder aufgenommen in der Neuzeit durch Jakob Johann von Uexküll, Martin Heidegger, Gilles Deleuze und Félix Guattari und weitergeführt vom Posthumanismus.

9 Manfred Seifert (2015: 23) äußert die Sorge, der Posthumanismus erkenne den Subjekten ihre Qualität als kulturwissenschaftlich relevante Untersuchungseinheiten ab. Der Blick auf posthumanistische Arbeiten von Braidotti 2013, Ferrando 2019 oder Morton/Boyer 2021 indessen erweist, dass diese Sorge unbegründet ist, insofern darin Subjektbegriffe (freilich in Abgrenzung zu humanistischen) entwickelt werden.

den sich in meinen empirisch-posthumanistisch angelegten, *geo*-zentrierten¹⁰ Studien zur Kaschubei bewährt haben und welche ich neu entwickeln konnte. Sodann werde ich danach fragen, wie sich ein empirisch-posthumanistischer Zugriff auf die im Forschungsprozess angenommene Forscher*innenhaltung sowie die Qualität des erhobenen Wissens auswirkt und welche forschungsethischen Implikationen er hat. Ziel dieses Beitrages ist dabei nicht, den Leser*innen eine vollständige Landkarte des empirischen Posthumanismus zu präsentieren – dies ist in Anbetracht der unterdessen angewachsenen Weite des Feldes – das sich im Spannungsfeld von Theorie und Empirie, Konzept und Praxis, Beobachtetem und Analysierten erstreckt – nicht möglich; vielmehr geht es darum, einen Kompass zu entwickeln, der dazu begabt, eigenständig durch die Gefilde dieser neuen Denkrichtung zu navigieren.

2. Ethnograf*innen sind schon immer posthuman gewesen

Anhand einiger Beispielstudien möchte ich veranschaulichen, wie Ethnograf*innen bisweilen posthumanistisch arbeiten. Dazu werde ich zunächst am Beispiel der Sachkulturforschung die Anschlussfähigkeit der Empirischen Kulturwissenschaft an den Posthumanismus herausarbeiten und danach fragen, warum unsere Ansätze im posthumanistischen Diskurs bisher kaum rezipiert werden. Im zweiten Schritt werden ethnografische und vordringlich aus der Ethnologie und Anthropologie stammende Positionen vorgestellt, deren Protagonist*innen sich zwar nicht im Posthumanismus verorten oder sich gar von ihm distanzieren, sie nichtsdestoweniger implizit posthumanistischen Basisprämissen folgen und ausweislich etwa ihrer Nennung im *Posthuman Glossary* (Braidotti/Hlavajova 2018) vom posthumanistischen Diskurs verinnahmt werden. Diesen vorliegend als *beyond human* charakterisierten Positionen werden dann explizit posthumanistische gegenüberstellt und anschließend die Gemeinsamkeiten beider herausgearbeitet.

2.1 *Posthumanes Wissen in der Empirischen Kulturwissenschaft*

Die Empirische Kulturwissenschaft kann auf diverse Forschungsfelder blicken, in denen als posthuman charakterisierbares und damit an den Posthumanismus anschlussfähiges Wissen generiert wurde. Da eine diesbezügliche Fachdiskursanalyse noch aussteht, werden vorliegend exemplarisch das Feld der Sachkulturforschung sowie die darin entwickelten Konzepte vorgestellt, an die Empirische Kulturwissenschaftler*innen unweigerlich denken, wenn sie sich mit Begriffen wie lebhafte oder

10 Braidotti geht davon aus, dass die posthumane Subjektivität eine *zoe/geo/techno*-Assemblage ist (2019: 47); gleichwohl setzen posthumanistische Studien meist Schwerpunkte, d. h. sind *zoe*-, *geo*- und/ oder *techno*-zentriert (Braidotti 2023). Auf Methoden, die in *zoe*- und *techno*-zentrierten Feldern zum Einsatz kommen, wird vorliegend aus Platzgründen nicht eingegangen, vgl. dazu Cress/Murawska/Schlitt 2023. Zu *techno*-zentrierten Methoden vgl. Adams/Thomson 2016 und zu *zoe*-zentrierten Methoden vgl. Hamilton/Tylor 2017 oder Kirksey/Helmreich 2010.

eloquente Materie (Jane Bennett; Karen Barad), mit Graham Harmans Objekt-orientierter Ontologie oder Rosi Braidottis materiellem Vitalismus konfrontiert sehen.

Nachdem sich die Sachkulturforschung zunächst den als stumm identifizierten Dingen (Laufer 1943: 125) zuwandte, entwickelte Karl-Sigismund Kramer das an animistischen Theorien orientierte Konzept der „Dingbeseeltheit“ (Kramer 1940), das er dann im Sinne der Entmythologisierung zur „Dingbedeutsamkeit“ (Kramer 1962) umbenannte. Das später u. a. von Gottfried Korff aufgegriffene und etwa mit Hans-Jörg Rheinbergers epistemischem Ding weiterentwickelte Konzept (Korff 2005) trägt der Bedeutungsvielfalt und -offenheit sowie der Wirkmacht von Dingen Rechnung und nimmt gerade in der kritisierten, da auf „„dingmagische[...]’ Wirkmächtigkeiten“ verweisenden Steigerung „Bedeutsamkeit“ (König 2014: 81; Herv. i. O.) posthumanistische und nicht minder häufig als esoterisch kritisierte Ding-Konzepte vorweg. In dieser von Kramer gelegten Traditionslinie steht auch die Frage, mit der Ruth-E. Mohrmann in ihrer Abschiedsvorlesung der Eigensinnigkeit, Feindseligkeit oder Unheimlichkeit von Dingen begegnet: „Können Dinge sprechen?“ (Mohrmann 2011). Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch die Arbeiten von Martin Scharfe, der vom „Überschuss“ (2002: 197) oder – Jakob von Uexküll folgend – vom „Mund“ (2005: 96) der Dinge spricht. Es nimmt daher nicht wunder, dass sich die Sachkulturforschung rasch den Material Culture Studies, der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) oder dem Neuen Materialismus zuwandte und Konzepte wie Agency (Fenske 2020) adaptierte. Eine Öffnung zu den im Posthumanismus verbreiteten *zoe*-zentrierten Denk- und Forschungsrichtungen wie den Human-Animal Studies oder der Multispecies Ethnography (Fenske 2013, 2019) lässt sich auch in jenen Forschungsfeldern beobachten, in denen traditionell Mensch-Tier- und Mensch-Umwelt-Relationen untersucht wurden, wie etwa in der Hausforschung. Anschlussfähig sind zudem die zahlreichen Arbeiten, die im *techno*-zentrierten Bereich der Science and Technology Studies (STS) (Dippel 2021; Klausner 2022; Knecht 2012) oder in den weiten Gefilden der ANT entstanden; jene von Stefan Beck (2008), auf die ich noch zurückkommen werde, nehmen posthumanistische Ideen gar vorweg.

Das Sich-schon-vorweg-Sein, die Öffnung und Anschlussfähigkeit älterer sowie neuerer in der Empirischen Kulturwissenschaft entwickelter Konzepte an den Posthumanismus gründen – so meine These – in der posthumanen Verfasstheit Empirischer Kulturwissenschaftler*innen, die auf die posthumane Verfasstheit ihrer (mehrals-)menschlichen Untersuchungsobjekte reagiert: Und weil „Land und Leute“ in bäuerlichen, technologisierten, globalisierten und anthropozänen Gesellschaften seit jeher posthuman gewesen sind, sehen sich ethnografierende Empirische Kulturwissenschaftler*innen unweigerlich mit als posthuman charakterisierten Glaubensvorstellungen konfrontiert,¹¹ denen sie dann mit Konzepten wie Dingbedeutsamkeit

11 Die gilt besonders auch für die Märchenforschung.

oder Überschuss begegnen. Doch ungeachtet der Tatsache, dass unser Fach in besonderer Weise kennzeichnet, was sich als posthumane Empfindsamkeit beschreiben lässt – was ich darunter verstehe, werde ich weiter unten ausführen –, werden wir in den einschlägigen posthumanistischen Publikationen noch immer übergangen. Mithin hat sich eine Art „exklusiver“ Kanon empirischer Positionen herausgebildet, zu dem vordringlich an Eliteuniversitäten vertretene Anthropolog*innen und Ethnolog*innen wie Gregory Bateson, Eduardo Kohn, Tim Ingold oder Philippe Descola gehören. Einmal mehr wird im Kontext des *posthuman turn* deutlich, dass eine Öffnung der vielfach noch lokal gedachten Empirischen Kulturwissenschaft zum globalen Diskurs einer postkolonialen Elite von Anthropolog*innen und Ethnologe*innen im Sinne der Sichtbarkeit unseres Faches notwendig wäre und eine Selbstprovinzialisierung angesichts der Anschlussfähigkeit empirisch-kulturwissenschaftlicher Studien nicht hinreichend begründet ist. Des Weiteren gilt es zu fragen, ob uns der postdisziplinär ausgerichtete Posthumanismus nicht dazu anregen kann, die zum Teil künstlich aufrechterhaltenen Grenzen zwischen Empirischer Kulturwissenschaft sowie Sozial- und Kulturanthropologie zu verflüssigen oder gar zu überwinden.

2.2 *Ethnografie beyond human*

Im posthumanistischen Diskurs wird gerne auf Gregory Batesons *Ökologie des Geistes* Bezug genommen, worin dieser die Interdependenzen mentaler und ökologischer Sphären anhand empirischer Beispiele analysiert (Bateson 1983: 621); die Idee dazu entwickelte er vor allem auch in der Konfrontation mit indigenen Gesellschaften in Neuguinea. Die Popularität Batesons lässt sich u. a. damit erklären, dass einer der Wegbereiter des Posthumanismus, Félix Guattari, in *Drei Ökologien* (2016) Batesons Ideen aufgreift und fortführt, indem er die Wechselwirkungen zwischen sozialen, mentalen und ökologischen Ökologien beschreibt; damit stößt Guattari zwei für den Posthumanismus wichtige Denkrichtungen an, namentlich die Ökosophie und die Ökoontologie. Bateson hat, so lässt sich folgern, mit seiner posthumanen Empfindsamkeit *avant la lettre* empirische Befunde geliefert, auf deren Grundlage posthumanistische Ideen entstehen. Ob Bateson mit der Zuschreibung als Posthumanist komfortabel wäre, lässt sich freilich nicht beantworten, Philippe Descola wäre es vermutlich nicht, wie er in seiner Rezension zu Eduardo Kohns Arbeit *How Forests Think* durchscheinen lässt: „The problem that Kohn brilliantly addresses in this book is part and parcel of a general predicament that some of us, associated with a so-called posthumanist approach, find ourselves enmeshed in“ (Descola 2014: 268). Nichtsdestoweniger wird er neuerlich von der Grand Dame des Posthumanismus, Rosi Braidotti, zurate gezogen, um auf die Marginalität binärer Denkweisen im Vergleich zur Vielzahl anderer Ontologien hinzuweisen (Braidotti 2019: 7). In seiner „ethnographische[n] Rundreise“ (Descola 2013: 56) zeigt Descola eindrücklich anhand seines im Amazonasbecken bei den Achuar erhobenen Materials, dass die Art und Weise,

in der das moderne Abendland die Natur darstelle, eine sei, die, global gesehen, am wenigsten geteilt werde. Folglich plädiert er für eine Anthropologie, die das jenseits des Menschen Liegende inkludiert und einen vom „dualistischen Schleier“ gereinigten Blick auf die Welt wirft:

„Die Anthropologie ist also mit einer großartigen Herausforderung konfrontiert: entweder mit einer erschöpften Form von Menschsein zu verschwinden oder sich zu verwandeln, indem sie ihr Gebiet und ihre Werkzeuge so überdenkt, daß sie in ihren Gegenstand nicht nur den *anthropos*, sondern die gesamte Gemeinschaft der Existierenden einbezieht, die mit ihm verbunden ist und der gegenwärtig eine Nebenfunktion zugewiesen wird.“ (Descola 2013: 17f.)

In eine ähnliche Richtung argumentiert Eduardo Kohn, der die relationalen Beziehungen zwischen Wäldern, Menschen und Tieren im Amazonasgebiet in Augenschein nimmt und der These folgt, dass der Wald zu denken imstande sei (Kohn 2013: 22). Auch er strebt eine Anthropologie *beyond human* an: „An anthropology beyond the human is in large part about learning to appreciate how the human is also the product of that which lies beyond human contexts“ (Kohn 2013: 15). Zwar schließt sich Kohn explizit der posthumanistischen Kritik am *homo universalis* an und lobt den über den Menschen hinausführenden posthumanistischen Blick, doch grenzt er sich auch von diesem ab (Kohn 2013: 40f.):

„In *How Forests Think* I seek to contribute to these posthuman critiques of the ways in which we have treated humans as exceptional – and thus as fundamentally separate from the rest of the world – by developing a more robust analytic for understanding human relations to nonhuman beings.“ (Kohn 2013: 7)

Sein Projekt sei streng empirisch, insofern die behandelten Fragen den vielfältigen Arten von „experiential encounters“ erwachsen, die im Laufe seines Eintauchens in das Feld entstanden sind (Kohn 2013: 11). Auch Ingold zeigt sich vorsichtig gegenüber dem Posthumanismus und warnt vor einer vorschnellen Verabschiedung humanistischer Ideen (Ingold 2023), obschon auch er dem postdualistischen Paradigma folgt:

„I believe that this division between naturalistic and ‚culturalogical‘ accounts is unfortunate, in that it takes for granted precisely the separation, of the naturally real from the culturally imagined, that needs to be put into question if we are to get to the bottom of people’s own perceptions of the world.“ (Ingold 2011: 9)

Ganz im posthumanistischen Sinne regen Ingolds Arbeiten ein Nachdenken über Flüsse, Kräfte und Bewegungen miteinander verflochtener „biosocial becomings“ (Ingold/Palsson 2013) an. Wie Descola (2013: 17) und Kohn (2013: 227) lädt auch Ingold (2011: 10) dazu ein, sich an indigenen Kosmologien zu orientieren; und dass eine Hinwendung zu indigenen Ontologien relationale, perspektivistische, nicht-anthropozentrische und nicht-dualistische Denkweisen zutage fördert, haben unlängst

auch Posthumanist*innen erkannt, weshalb sie verstärkt den Zugang zu indigenen Wissensbeständen und Epistemologien suchen (Braidotti 2017: 13).

2.3 Posthumanistische Ethnografien

Deziiert *posthumanistische* Ansätze sowie Potenziale des Posthumanismus für die Anthropologie diskutieren Alan und Josephine Smart: „We believe that one of the crucial messages from posthumanism is that our ethnographic efforts must pay attention to entanglements between non-humans and humans, as well as between people in different locations“ (Smart/Smart 2017: 8). Unter Posthumanismus verstehen sie dabei weniger einen Posthuman-*ismus* als vielmehr einen *Post-Humanismus*, der es erlaube, das anthropozentrische Gepäck der westlichen Welt abzulegen, um auf diese Weise die Verfasstheit der Menschen besser zu verstehen (Smart/Smart 2017: 4–6). Auf methodischer Ebene empfehlen sie eine Rückbesinnung auf eine holistisch angelegte Ethnografie, in der seit jeher Nichtmenschliches im Mittelpunkt des von Anthropolog*innen untersuchten Lebens stand; gleichwohl bedürfe die humanistischen Idealen entsprungene Ethnografie im Besonderen und Anthropologie im Allgemeinen im Lichte des *posthuman turn* einer Anpassung an die Bedingungen einer globalisierten, technologisierten, virtuellen, posthumanen Welt:

„We need to pursue holism not only cross borders, as in the anthropology of globality or transnationalism, but also across boundaries, importantly but not exclusively referring to species boundaries. [...] The complex global entanglements of the contemporary world mean that to understand local societies, we not only have to consider interactions with people outside the society, but also have to address our non-human co-travelers on this planetary journey: microbes, parasites, domesticated species, and technologies.“ (Smart/Smart 2017: 7)

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch der „Posthumanism and Ethnology“ betitelte Special Issue der *Ethnologia Fennica*, in dem die Schnittmengen von Ethnologie und Posthumanismus sondiert werden (Kaarlenkaski/Steel 2020: 1). Das Heft gibt einen guten Überblick über empirische Felder, die aus Sicht ethnografisch arbeitender Disziplinen als posthumanistisch gelten; dass nur wenige Autor*innen den Einfluss des posthumanistischen Zugriffs auf die Durchführung ihrer Feldforschungen offenlegen, ist symptomatisch für den noch tastenden, da methodischen Unsicherheiten begegnenden empirischen Posthumanismus.

Eine dezidiert posthumanistische Studie legt Anna Lowenhaupt Tsing zum Matsutake-Pilz vor, in der sie mit einem Multispecies-Ansatz Interaktionen von Pilzen, Bäumen und Menschen untersucht und „offene Gefüge miteinander verflochtener Lebensformen“ (Tsing 2021: 9) skizziert. Nicht nur auf analytischer Ebene entspricht ihre Studie mit Konzepten wie Koexistenz, Assemblage, Kollaboration oder Kontamination (Tsing 2021: 48) dem posthumanistischen Interdependenz-Narrativ, auch die Repräsentation der Ergebnisse weist einen unverkennbar posthumanistischen Stil

auf: Der Text ist nonlinear, vielschichtig, gefügeartig angelegt, Gedichte, Skizzen und Fotografien untermalen das Gesagte stimmungsmäßig (Tsing 2021: 8, 13–24).

2.4 Kontext und Basisprämissen empirischer Posthumanismen

Was eint die vorgestellten *beyond human* und posthumanistisch ausgerichteten Studien? Es ist zunächst die ihnen zugrunde liegende tiefe Sorge um den Planeten bzw. der anthropozäne Kontext.¹² Darauf, dass das Anthropozän und der Posthumanismus in einem inneren Zusammenhang stehen und sich gegenseitig bedingen, weist neben Dürbeck (2018), Ferrando (2019) und Smart/Smart (2017) auch Braidotti hin:

„[P]osthuman theory is a generative tool to help us re-think the basic unit of reference for the human in the bio-genetic age known as ‚anthropocene‘, the historical moment when the Human has become a geological force capable of affecting all life on this planet. By extension, it can also help us re-think the basic tenets of our interaction with both human and non-human agents on a planetary scale.“ (Braidotti 2013: 5 f.)

Der Posthumanismus adressiert das Anthropozän sowie die von ihm aufgeworfenen Fragen und Herausforderungen (Braidotti 2019: 3, 104 f.), die unsere widersprüchliche Gegenwart determinieren: „One of the ironies [...] is that just at the time when humans have developed the capabilities to become one of the dominant forces shaping the world itself, we need to become less anthropocentric“ (Smart/Smart 2017: 3). Als das erste nicht-anthropozentrische Konzept (Morton 2014: 262) befeuert das Anthropozän den in der Sorge¹³ um das mehr-als-menschliche Überleben auf einem vom *anthropos* bedrohten Planeten gründenden (empirischen) Posthumanismus:

„And if ‚we‘ are to survive the Anthropocene – this indeterminate epoch of ours in which the world beyond the human is being increasingly made over by the all-too-human – we will have to actively cultivate these ways of thinking with and like forests.“ (Kohn 2013: 227)

Gleichermaßen sehen die posthumanistisch und *beyond human* arbeitenden Ethnograf*innen in den Denkweisen und Praktiken Indigener, aber auch Nicht-/Mehr- oder Anders-als-Menschlicher, Potenziale, dem Anthropozän zu begegnen.

Das Anthropozän und die darauf reagierende posthumanistische Wissensproduktion fordern die Annahme bestimmter Basisprämissen ein, die allen hier vorgestellten Studien zugrunde liegen: Dazu gehören das Ablegen einer anthropozentrischen Haltung sowie die Erkenntnis, dass der Mensch seit jeher und unhintergebar

12 Gisela Welz (2021) spricht von einer anthropozänen Anthropologie.

13 In der Sorge verdichten sich posthumanistische Anliegen, wenn wir Sorge mit Heidegger als die Grundverfasstheit des Daseins als Über-sich-hinaus-Sein bzw. „Sich-vorweg-schon-sein-in-(der-Welt) als Sein-bei (innerweltlich begegnendem Seienden)“ (Heidegger 1967: 192) verstehen. Dies besagt, dass das Dasein seit jeher mit der Welt und den in ihr begegnenden Seienden verschmolzen ist und sich auf sie entwirft (Murawska 2020a).

mit anderen menschlichen wie nichtmenschlichen Entitäten verstrickt gewesen ist. Die daraus folgende Dezentrierung des Menschen geht einher mit der Infragestellung des humanistisch geprägten Konzeptes vom *homo universalis*, der Verwerfung oder Umgehung von Dualismen sowie der Betonung von Hybridität, Relationalität, Kontinuität und Koexistenz. Ein wichtiges Ziel ist dabei die Inklusion marginalisierter, zum Schweigen gebrachter Entitäten in den Forschungsprozess im Sinne einer „co-creative polyvocal research“ (Ferrando 2019: 103; Hamilton/Tylor 2017: 82) sowie die Versetzbarkeit in nichtmenschliche Entitäten im Sinne des posthumanistischen Perspektivismus:

„Accessing nonhuman perspectives means taking into consideration the existence of other species, their needs, their habits, and their co-evolution, in relation to our species and all other species. It means hearing their messages, which may not be verbal or intellective, but they are still very clear.“ (Ferrando 2019: 152)

Einigkeit besteht schließlich darin, dass die Empirie das Fundament einer im weiteren und engeren Sinne empirisch-posthumanistischen Wissensproduktion bilden muss und die Ethnografie hierfür ein geeignetes Instrument ist.

3. Empirische Methoden in geo-zentrierten Studien

Anhand zweier *geo*-zentrierter Feldstudien, die ich im Rahmen meiner Forschungen zur Kaschubei durchführte, werde ich veranschaulichen, wie mit einem empirisch-posthumanistischen Zugriff auch in anderen Feldern gearbeitet werden und wie sich dieser auf die unterschiedlichen Ebenen des Forschungsprozesses auswirken kann, begonnen bei der Forscher*innenhaltung, der Wahl der Untersuchungsgegenstände, Erhebungsmethoden und Analyseinstrumente, des Wordings und endend bei der Repräsentationsweise der Ergebnisse.

3.1 *Der rufende See: empirisch-posthumanistischer Perspektivismus und Stimmung*

Die erste Fallstudie führt an die Ufer des Gletscherrinnensees Stupino (Murawska 2020a). Nachdem sich dieser zunächst unauffällig in die Landschaft fügte, drängt er sich seit einigen Jahren schäumend, stinkend, seine Farbe verändernd auf. Grund hierfür ist eine überlastete Kläranlage, die über einen Kanal mit dem See verbunden regelmäßig Abwässer in diesen leitet. In seiner vom Menschen verursachten Aktivität *ruft* sich der See ins Bewusstsein betroffener Menschen, appelliert an ihr ökologisches Gewissen, weckt *Sorgen* und *Stimmungen*, und zwingt sie, sich zu seinem Problem zu verhalten. Das Ziel der Studie war eine Annäherung an das Phänomen des Sich-gegenseitigen-in-Aktivität-Versetzens von Mensch und See.

Im Sinne der (1) *Kollaboration* bzw. *Koproduktion*¹⁴ wurden nicht nur die vom See-Problem betroffenen Menschen, sondern auch der See selbst in die Wissenspro-

14 Vgl. auch Gesing et al. 2018b: 26f.

duktion integriert: „thinking and knowing are *not* the prerogative of humans alone, but take place in the world, which is defined by the coexistence of multiple organic species and technological artefacts alongside each other“ (Braidotti 2019: 101; Herv. i. O.). In seiner Erzählfähigkeit produziert der See sinnvolle und lesbare Texte (Oppermann 2018), in denen seine Fragilität sowie Verstrickung mit Menschen zum Ausdruck kommen. Die Integration des Sees als Wissenskoproduzent setzt eine (2) *Defamiliarisierung* voraus, die mit Braidotti ein pädagogisches Mittel ist, um wissende Subjekte zu ermutigen, sich von dominanten normativen Visionen des Selbst (Braidotti 2019: 139) sowie der naturalistischen Ontologie (Descola 2013), die den Ruf eines Sees in die Sphäre der Poesie und Fantasie abschiebt, zu lösen. Das Zulassen der Idee vom rufenden See, entspricht dem (3) *methodologischen Anthropomorphismus*, der das Empfindungsvermögen, die Versetzbarkeit in Nichtmenschliches fördert, dem „Narzissmus der Menschen“ entgegenwirkt (Bennett 2020: 121, 67; Kompatscher et al. 2017: 208; Latour 2017: 118f.)¹⁵ und eine (4) *Einstimmung* auf Nichtmenschliches erlaubt. Da es keinen adäquaten Zugriffsmodus gibt, mit dem sich alle Qualitäten eines Sees erschöpfend ausloten lassen, bleibt einem Forschenden mit Morton auch nichts anderes übrig, als sich auf ihn einzustimmen (Morton 2020: 30, 156). Sich einzustimmen, bedeutet einerseits die Macht zu spüren, die ein nichtmenschlicher Akteur über einen hat (Morton 2020: 189), und andererseits die *Stimmung* zu vernehmen, die alle Entitäten gleichursprünglich erschließt (Heidegger 1967: 137)¹⁶ und durchschwingt. Diese stimmungsmäßige Durchschwingung zeigt sich in meinem Feld etwa in der Korrelation der Kippunkte: Mit dem kippenden See kippt die Stimmung der betroffenen Menschen, beide versetzen sich gegenseitig in Unruhe und trüben gegenseitig die sie erfassende Stimmung. Während sich die kippende Stimmung meiner Informant*innen in Gestalt von Aussagen über ihre körperlichen und seelischen Verfasstheiten – der See „deprimiert“, „macht wütend“, „zieht runter“, „erschlägt“ – artikuliert, teilt der See sein Unbehagen mittels seiner schäumenden, grünenden, sich verändernden Materie mit: So wie der Mensch in den verunreinigten See eingelassen ist, so ist der See in die Menschen eingelassen, und wie der Mensch ausdrückt, was der See mit ihm macht, so drückt der See aus, was der Mensch mit ihm macht. Im ethnografisch-posthumanistischen Forschungsprozess erweist sich der Blick auf die Stimmung als eine den gesamten Feldforschungsprozess beeinflussende Größe als überaus fruchtbar, nicht zuletzt, weil in der transversal und

15 In die Nähe des methodologischen Anthropomorphismus rücken auch Vitalismus und Animismus, die im posthumanistischen Diskurs einer methodologischen Reflexion unterworfen und zu relationalen Ontologien aufgewertet werden.

16 Stimmung ist mit Heidegger „eine existenziale Grundart der *gleichursprünglichen Erschlossenheit* von Welt, Mitdasein und Existenz, weil diese wesenhaft In-der-Welt-sein ist“ (Heidegger 1967: 137; Herv. i. O.).

symmetrisch zu allen Entitäten verlaufenden Stimmung Dichotomien, Kausalitäten und Hierarchien zur Aufhebung gelangen (Murawska 2020a, 2020b, 2023).

Um mich der Interaktion zwischen See und Mensch zu nähern, führte ich neben Gesprächen mit Betroffenen¹⁷ eine (5) *sinnliche* und *stimmungszentrierte Ethnografie* (Murawska 2020a; Pink 2015) durch. Unter der Annahme, dass der Körper einer weichen Modelliermasse gleiche, in der die im Feld gewonnenen Wahrnehmungen Eindrücke hinterlassen (Bendix 2006: 79), versuchte ich mich mit meinem ganzen Körper auf den See einzulassen. Die körperliche Einlassung und das Verweilen beim Sich-Aufdrängenden regten ein Nachdenken über das an, was der See tut, wie er sich verhält, so oder anders stimmt. Durch die Konzentration auf die sinnliche Wahrnehmung begann mich die materielle Mitwelt zu affizieren und versetzte mich in einen Modus, in dem ich empfänglich wurde für die im Feld herrschenden Stimmungen, und *vice versa*: Das Interesse an der Stimmung intensivierte die Wahrnehmung der eigenen körperlichen Präsenz. Ein sinnes- und stimmungszentrierter Ansatz ermöglicht Empathie mit, Verletzbarkeit in und Einstimmung auf Mehr-als-Menschliches und fördert eine transkorporeale (Alaimo 2010), situierte, affektive, relationale und kollaborative Wissenskoproduktion.

Die anschließende Analyse des Materials führte ich mithilfe der Kategorien Ruf, Sorge und Stimmung durch, die ich mit Heideggers¹⁸ gleichlautenden fundamentalontologischen Kategorien konfrontierte; die so geschärften Kategorien erlaubten eine (6) *wechselnde Perspektivierung* des Phänomens: Mithilfe der Kategorie Ruf, die ich in Ermangelung adäquater Worte zur Beschreibung der See-Aktivität und zugleich in Anlehnung an ein in kaschubischen Volksliedern und -erzählungen überliefertes Motiv vom rufenden See wählte,¹⁹ habe ich das Problem zunächst *von der Aktivität des Sees her* betrachtet. Der Ruf des Sees wird vernehmbar durch seine eutrophierende Materie, aber auch als ein die Menschen körperlich wie seelisch angehender Ruf ihres eigenen Gewissens. Mit der Kategorie Sorge nahm ich einen Perspektivwechsel vor und baute die Argumentation *von der Aktivität der Menschen her* auf; die Hinwendung zum See wurzelt in der geteilten Sorge um diesen, aus der heraus sich die betroffenen Menschen erzählend und erinnernd ihrer eigenen Geworfenheit am See vergewissern. In ihrer Sorge integrierten sie auch nichtmenschliche Entitäten wie Krebse, Frösche, Kühe in ihre Imaginationen vom See sowie ihre Entwürfe,

17 Die Perspektive der vom Seeproblem betroffenen Menschen wurde mittels partizipativer Dialoge (Ingold 2008: 82) eingenommen.

18 Neben Friedrich Nietzsche, Michel Foucault und Félix Guattari gehört Martin Heidegger zum Kanon posthumanistischen Denkens, vgl. dazu Cress/Murawska/Schlütke 2023: 7–8.

19 Vom appellierenden Charakter kaschubischer Seen handelt das populäre kaschubische Volkslied, das den Titel *Kaschubische Seen* trägt; explizit zu einem aus dem See Stupino ertönenden Ruf ist eine Sage überliefert (Seefried-Gulgowski 1911: 165).

diesen zu retten. Im letzten Analyseschritt erfolgte schließlich die *Integration beider Perspektiven* mithilfe der Kategorie Stimmung, in die der See und die Menschen gleichermaßen eingelassen sind.

Der empirisch-posthumanistische Zugriff hat freilich auch Einfluss auf die Repräsentation der Ergebnisse: Nicht nur spiegelt die Gliederung des Textes die wechselnde Perspektivierung *von der Aktivität des Sees her* und *von der Aktivität des Menschen her*, auch arbeite ich mit der im Posthumanismus verbreiteten Repräsentationsweise der (7) *Bindestrichkonstruktion* (Ferrando 2019: 65), um auf das Problem des Mangels adäquater Worte zur Beschreibung posthumaner Phänomene zu reagieren. So bildet etwa die von mir verwendete Formel des „Sich-gegenseitigen-in-Aktivität-Versetzens“ einen dürftigen, wenngleich notwendigen Versuch, den dynamischen und integrativen Prozess zu beschreiben, an dem See und Menschen gleichermaßen beteiligt sind.

3.2 *Dem Sand folgen.*²⁰ *Stimmungsbilder und die Poesie des Verweilens*

Obschon die Südkaschubei zumeist von ihren Seen und Wäldern her gedacht wird, tritt ein weiterer, zunächst unscheinbarer Akteur noch dominanter auf, der Sand. Nachdem sich mir dieser ganz unverhofft an einem heißen Augusttag im flackernden Licht der Nachmittagssonne in Gestalt eines von den Feldwegen aufsteigenden Schleiers aufdrängte, begann ich systematisch seinen transversalen Wegen und nomadischen Tendenzen zu folgen und die Landschaft *vom Sand her* zu betrachten.

Die Voraussetzung für das Bemerkten des in seiner Omnipräsenz unsichtbaren Sandes als Akteur war das Einnehmen einer (8) *dwelling perspective* (Ingold 2011: 185), die die Einfühlung in und Einstimmung auf die südkaschubische Landschaft mitsamt ihren Materien erlaubte. Die verweilende Perspektive ist dabei *per se* post-anthropozentrisch und post-dualistisch, da sie die Verstrickungen von menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten sowie ihre Einlassung in ihre je spezifische Umwelt in Augenschein nimmt (Ingold 2011: 186f.). Ferner korreliert diese Perspektive mit der von mir angewandten (9) *Autoethnografie*: Schließlich war es das oben beschriebene Erlebnis, das mich auf den Sand einstimmte: Von da an bemerkte ich, wie er in alle denkbaren Nischen meiner Kleidung und meines Körpers kroch, wie er meinen Gang veränderte, wie sein Knirschen meine Schritte klanglich untermalte, wie er nach einem Regen die Luft mit einem süßlich-herben Geruch erfüllte. Hilfreich war der autoethnografische Ansatz zum einen, weil sich der Sand nicht nur unseren Blicken, sondern auch unseren Gedanken und Worten entzieht. Zum anderen korrespondiert die Kreativität und Reflexivität fördernde Autoethnografie mit dem posthumanistischen Zugriff, insofern sie erlaubt, vermeintliche Lücken zwischen dem

20 Die Studie wurde auf dem 15. SIEF-Kongress präsentiert; die Publikation ist in Arbeit.

nichtmenschlichen Akteur Sand und dem menschlichen Forschenden, zwischen dem schreibenden und adressierten Subjekt zu überbrücken (Bönisch-Brednich 2012: 47) sowie die unhintergehbare stimmungsmäßige Einlassung der Forschenden in ihr Feld und des Feldes in die Forschenden zu erfassen.

Den initiierenden Moment meiner Einstimmung auf den Sand habe ich in einem (10) *Stimmungsbild* eingefangen: Im Feld gesammelte (auch nichtautoethnografische) *Stimmungsbilder*, die die Gestalt von Vignetten, Fotografien, Gedichten, Skizzen oder Anekdoten annehmen können, unternehmen den Versuch, eine im Feld vernommene Stimmung zu artikulieren.²¹ Auf den Begriff Stimmungsbild stieß ich bei der Lektüre einer der ersten zur Kaschubei verfassten Ethnografien von Izydor Gulgowski *alias* Ernst Seefried-Gulgowski (1874–1925), der mich fürderhin für die Kategorie der Stimmung im Allgemeinen und des Stimmungsbildes im Besonderen sensibilisierte. Bemerkenswert ist zudem, dass an der Popularität letzterer im 19. Jahrhundert Wilhelm Heinrich Riehl maßgeblich beteiligt war.²² Diesen in unserem Fach gewisse Tradition besitzende und eine posthumane Empfindsamkeit anzeigende Terminus, konnte ich nun im Rahmen meiner Studien für den empirischen Posthumanismus fruchtbar machen, nicht zuletzt, weil er einen individualisierenden²³ Zugriff sowie eine ästhetische, verkörperte, eingebettete, situierte, affirmative, terrestrale, transkorporeale und ökosophische Wissensproduktion begünstigt. Die Arbeit mit Stimmungsbildern sowie die Hinwendung zu den *poetics of dwelling* (Ingold 2011: 26) führt zu einer (11) *Ästhetisierung* oder *Poetisierung des Forschungsprozesses* von der Erhebung bis zur Repräsentation, wie sie in empirisch-posthumanistischen Studien etwa von Kohn oder Tsing angetroffen werden kann.²⁴ Um die ästhetische und stimmungsmäßige Dimension des Sandes einzufangen arbeitete ich ferner mit Fotografien: (12) Dass *visuelle Methoden* mit einem posthumanistischen Ansatz korrespondieren, liegt nicht zuletzt am Potenzial von Bildern, subtile Interaktionen einzufangen, die nicht über Sprache erfolgen: „From a posthumanistic perspective, research that is not wholly reliant upon the spoken or written word has added potential for revealing subtle interactions which do not occur through language“ (Hamilton/Taylor 2017: 92). In ihrer Vielschichtigkeit und Gleichzeitigkeit operieren Bilder jenseits von Linearität und Kausalität und vermögen, emergente,

21 Zu anthropozänen Stimmungsbildern vgl. Murawska 2021.

22 Besonders häufig verwendet Riehl den Begriff in „Das landschaftliche Auge“ (1859 [1950]).

23 In seinen Handwerksgeheimnissen fordert uns Riehl zur Arbeit mit Anekdoten auf. Seine Charakterisierung der Anekdote trifft auch auf das Stimmungsbild zu, da beide einen individualisierenden Zugriff, eine ästhetische sowie plastische Versinnbildlichung komplexer Ideen und die Versetzbarkeit der Rezipienten in fremde Zustände ermöglichen (Riehl 1925: 22–24).

24 Braidotti spricht von einer posthumanen Ästhetik und weist auf die Nähe sowie gegenseitige Bereicherung posthumanistischer Theorie und künstlerischer Praxis hin (2019: 132f.).

sich der linearen Logik der Narration entziehende nichtmenschliche Agency (Rai-pola 2019) sowie sinnliche, affektive und irrationale Erfahrungen und Stimmungen einzufangen.

Eine weitere Heuristik, die bei der Materialerhebung in der Sandstudie zum Einsatz kam und die uns durch George Marcus (2015) bestens bekannt ist, erfreut sich auch im Posthumanismus großer Beliebtheit; gemeint ist der (13) *follow-the-actor-Ansatz*²⁵. Dem Sand zu folgen, bedeutete, meinen Körper auf ihn auszurichten, die von ihm hervorgebrachten Gefüge zu beobachten und seine Spuren auch in historischen und zeitgenössischen ethnografischen, poetischen und prosaischen Texten zu suchen. Diese Quellen habe ich dann einer (14) *sand- und stimmungszentrierten Relektüre* (allgemeiner gefasst: *einer auf die Agency und Gestimmtheit einer nichtmenschlichen Entität ausgerichteten Lektüre*) unterzogen, die mir einerseits Einblicke gewährte, wie Sand und die mit ihm verbundenen Erfahrungen narrativ gefasst werden, und andererseits, wie er selbst in Texten zu Wort kommt: Als eine *matter of stories*²⁶ ist Sand ein fester Bestandteil des kaschubischen Imaginären und gelangt in den Narrationen sowohl in seiner stofflichen als auch symbolischen Dimension zur Abhebung. Darüber hinaus kommt er als *storied matter* selbst zu Wort, indem er sich der menschlichen Sprache bedienend als Koautor kaschubische Welten mitgestaltet oder sich mittels seiner wandelbaren Materie artikuliert; der Begriff der Sprache wird analog zu Kohns Begriff des Denkens so weit geöffnet und dekolonialisiert (Kohn 2013: 41), dass er auch die Sprache des Sandes erfasst.

Das Vorhaben der *wechselnden Perspektivierung* – und damit einer nach Egalität, Symmetrie, Integration, Affirmation und Spekulation strebenden Wissensproduktion –, leitet auch die Analyse des Materials an, das ich u. a. mittels Interview mit Mitarbeiter*innen eines Kiestagebaus erhoben habe: Sand gelangte nicht nur als *gewusste*, sondern die Befragten *mitwissende Materie* zur Abhebung, die ihre Gedanken, Handlungen und Emotionen in verschiedene, zum Teil gegenläufige Richtungen lenkt. Ferner ist der Sand in seiner stofflichen und imaginären Gestalt nicht nur eine den Menschen *stimmende* Materie, sondern kann selbst als eine *gestimmte* Materie betrachtet werden.

4. Posthumane Empfindsamkeit und Forschungsethik

Im posthumanistischen Diskurs ist die Rede von einer „posthuman sensitivity“, die Ferrando als eine post-humanistische, post-anthropozentrische und post-dualistische Empfindsamkeit (2019: 54) und Hamilton/Tylor als eine Empfindsamkeit für die Perspektiven untergeordneter Gruppen innerhalb menschlicher Netzwerke konkre-

25 Vgl. dazu Adams/Thompson 2016: 34 f., 39; Dietzsch 2023; Elster 2021; Tsing 2021.

26 Siehe hierzu Ansätze der Econarratology, des Material Ecocriticism oder Ecomaterialism.

sieren (2017: 73). Braidotti spricht von einer „posthuman sensibility“, die sie als den kleinsten gemeinsamen Nenner posthumanen Wissens versteht, der in der Anerkennung der Rolle in/nicht/posthumaner Akteure in der Wissensproduktion besteht (Braidotti 2019: 76). Die *posthuman sensitivity* wirkt sich auf die im Forschungsprozess angenommene Haltung sowie die Qualität des Denkens und generierten Wissens aus, zu deren Beschreibung Posthumanist*innen eine Fülle an (oben bereits verwendeten) Vokabeln vorhalten: rhizomatisch, gefügeartig, transversal, nomadisch, relational, multidirektional, *weird*, nonlinear, zickzackförmig, vielschichtig, prozessual, *open-ended*, interrelational, verkörpert, eingebettet, situiert, terrestrial, verortet, transkorporeal, materialistisch, *zoe/geo/techno*-zentriert, ökosophisch, postidentitär, kollaborativ, egalitär, symmetrisch, emanzipiert, integrierend, inklusiv, affirmativ, innovativ, kritisch, kreativ, unkonventionell, spekulativ usw. Ein Wissen, das diesen Zuschreibungen entspricht, korreliert dabei mit einem posthumanistischen Denken *ohne* Repräsentation, Struktur und Methode (*thinking without*), einem Denken *mit* Objekten (*thinking with*) oder einem ganz grundsätzlich *anderen* Denken (*thinking differently*) (Ulmer 2017).

Auch Empirische Kulturwissenschaftler*innen besitzen eine *posthumane Empfindsamkeit*, die Ausdruck in ihrer theoretischen sowie methodischen Ausstattung findet, welche ihnen Flexibilität verleiht und sie mit Gelassenheit der posthumanistischen Einladung begegnen lässt, Alternativen zur methodologischen Orthodoxie zu entwickeln und die Forschung mit Blick auf die Datenerhebung, Theoriebildung und Repräsentation anders zu gestalten:

„Neben Kritik und Differenzierung kann die Ethnologie aber auch auf ein reichhaltiges theoretisches und methodologisches Instrumentarium ebenso wie auf ein riesiges Reservoir empirischer Studien zurückgreifen, in denen der Zusammenhang materieller und ideeller Phänomene, gegenständlicher Praxis und Kosmologien, körperlicher Erfahrung und deren sozialer Formierung analysiert wurden.“ (Beck 2008: 177)

Stefan Beck, der in seinem programmatischen Text nicht nur zentrale Merkmale einer posthumanen Empfindsamkeit vorwegnimmt, schlägt auch Strategien zur Umsetzung des postdualistischen Paradigmas vor, die ebenso für das posthumanistische Paradigma Gültigkeit besitzen; dazu zählt die Rekombination bestehender Methoden im interdisziplinären Austausch; Braidotti schreibt dazu: „This transdisciplinary approach affects the very structure of thought and enacts a rhizomatic embrace of conceptual diversity in scholarship“ (Braidotti 2017: 20). Den intra-, inter-, trans- und post-disziplinären Austausch über Methoden, den Posthumanist*innen als Quelle der Kreativität, Offenheit und Vielfalt in der Wissensproduktion betrachten, ist Beck zufolge in unserer Disziplin nicht nur angelegt, sondern habitualisiert, ebenso wie die von Posthumanist*innen geteilte Skepsis gegenüber ontologisch eng geführten, ethnozentrischen Bestimmungen des Menschen (Beck 2008:

196; Ferrando 2019: 80). Ferner produzieren wir ganz im posthumanistischen Sinne eingebettetes, situiertes, verortetes Wissen, zeigen Interesse an Körperlichkeit und Materialität, haben eine ökosophische Intuition für das Zusammenspiel von Geist, Körper und Gesellschaft, denken relational und streben nach der Überwindung von Grenzen zwischen Natur/Kultur, wie Beck am Beispiel von Rudolf Virchow, Marcel Mauss und Franz Boas zeigt (Beck 2018: 196; Braidotti 2017: 3): Das Fach habe „eine wertvolle theoretische Sensibilität und methodische Kompetenz für die Analyse hybrider, materiell-diskursiver Phänomene“ (Beck 2018: 197), die es nun auch für den *posthuman turn* ausstattet. Darüber hinaus empfinden wir eine geradezu posthumanistische Freude am Spekulativen und Potenziellen, insofern in die Praktiken der Ethnografie „systematische Kapazitäten [...] zur Entdeckung dessen, was wir nicht wissen“ (Gesing et al. 2018b: 27) eingebaut sind: „A posthumanist perspective [...] shall address the possibility of the possible, of the potential, and even of the ‚impossible‘, within its epistemological and ontological realms of inquiry“ (Ferrando 2019: 170).

Mithin konfrontiert uns das posthumanistische Paradigma mit unserer eigenen Fachidentität, lässt uns die „Eigenart“ und „Eigenständigkeit“ des Faches neu denken, wie selbst der dem Posthumanismus kritisch gegenüberstehende Manfred Seifert zu bedenken gibt: Neben der Kontextgebundenheit der Wissensproduktion, Differenziertheit der Untersuchungsweise, kritischer Selbstreflexion der Forschungsschritte zählen zu den „spezifischen Stärken“ des Faches auch die Verschränkung von empirisch-ethnologischen Fragen und hermeneutischen Deutungswegen oder die Erfahrungs-, Praxis- und Alltagskulturperspektive im Rahmen einer historisch argumentierenden Kulturforschung. (Seifert 2015: 7f.) All diese Eigenarten, die Grundlage unserer posthumanen Empfindsamkeit sind, geben uns Orientierung beim Durchforsten posthumanistischer Gefilde, statten uns mit Urteilskraft und kritischem Geist aus, ermöglichen es uns, mit der Ethnografie „die Sprachlosigkeiten und ‚diskursiven Lücken‘ verschachtelter Probleme“ (Gesing et al. 2018a: 26) zu adressieren, und helfen uns so, einen wohlverstandenen *empirischen* Posthumanismus zu entwickeln.

Die posthumane Empfindsamkeit weitet den Blick für die forschungsethischen Implikationen empirisch-posthumanistischer Ansätze, von denen nachstehend einige genannt werden. So bedeutet empirisch-posthumanistisch zu arbeiten, die anthropozänen Herausforderungen und Verantwortungen im Forschungsprozess mitzureflektieren und nach Antworten auf die Frage zu suchen, was es bedeutet, in einer Epoche *empirisch* und *ethnografisch* zu forschen, in der der Mensch zum geologischen Faktor avanciert ist. Nicht nur müssen unsere Methoden im Hinblick auf die Beforschten moralisch-vertretbar sein – dies war seit jeher unser Anliegen –, sondern auch nachhaltig und generativ mit Blick auf das Mehr-als-Menschliche (Ulmer 2017: 832, 837). Konkret kann dies bedeuten, dass die Forschung auch ökologische Ziele

verfolgt, sie beim Forschenden und Beforschten gleichermaßen das ökologische Bewusstsein weckt (Morton 2020) und jenen Gehör verschafft, die die sozialen, ökonomischen, ökologischen, politischen, körperlichen und seelischen Folgen des Anthropozäns mittragen, obschon sie an ihrer Entstehung nicht oder kaum beteiligt sind. Zu fragen ist auch, wie wir anthropozäne Verwicklungen und Missstände offenlegen können, ohne die sie unweigerlich mitproduzierenden Gesprächspartner*innen bloßzustellen. Im Falle der Sandstudie stellte mich dies vor die Aufgabe, mich affirmativ und empathisch auf die gleichermaßen produktiven wie destruktiven Facetten des Sandabbau-Gefüges einzulassen. Der sich im Anthropozän formierenden posthumanen Situation gilt es mit einer „Ethik der Affirmation“ zu begegnen, d. h. mit Achtung vor den Komplexitäten des wirklichen Lebens und im Sinne einer verteilten Fürsorge sowohl für menschliche als auch nichtmenschliche Entitäten (Braidotti 2023: 118).

Die affirmative Grundhaltung korreliert mit Bescheidenheitsgesten, die charakteristisch sind für die posthumanistische Wissensproduktion: Sie äußern sich im Bemühen, marginalisierten, auch nichtmenschlichen Wissenskoproduzenten Raum zu geben, ihre Interessen zu vertreten, sie prinzipiell aufzuwerten und dabei die eigene privilegierte Position zu reflektieren. Konkret kann dies bedeuten, dass nichtmenschliche Akteure zu Subjekten erhoben werden (Hamilton/Tylor 2017: 10) oder sie im Sinne flacher Ontologien auf den Objektstatus herabsinken (Morton 2020: 113). Der spiegelverkehrten Bewegungsrichtung ungeachtet, verbindet beide Positionen, dass sie auf eine egalitäre, integrierende und symmetrische Wissensproduktion abzielen. Bescheidenheit bedeutet ferner das Verspüren und Annehmen von Unsicherheit, Ratlosigkeit, Überforderung und Unbehagen im Hinblick auf das eigene sprachliche und methodische Unvermögen, dem Posthumanen zu begegnen: „We suggest embracing this discomfort as a way of thinking through the problems“ (Hamilton/Tylor 2017: 17 f.). Überwältigung, Perplexität, Freude an Mehrdeutigkeit sowie das Nachdenken über die im Forschungsprozess entstehenden Machtstrukturen, die unweigerlich mit dem Einsatz von Sprache und Methoden ins Feld getragen werden, sind Beispiele posthumaner Bescheidenheitsgesten. Gleichwohl dürfen uns diese nicht darüber hinwegtäuschen, dass es immer der menschlichen Sprache mächtige forschende *Mensch* bleibt, der entscheidet, wen er zu Wort kommen lässt und wie er seine Deutungsmacht über das Gesagte einsetzt. Freilich ist es auch der forschende *Mensch*, der Entscheidungen treffen *muss*, die vielfach zugunsten ihm nahstehender Entitäten ausfallen: Wer Kaninchen liebt, wird Bandwürmer hassen, bringt Morton es auf den Punkt (Morton 2014: 263). Die Distribution von Agency ist nicht zu verwechseln mit der Distribution von Verantwortung (Adams/Thompson 2016: 112), die Fähigkeit zu Antworten nicht mit der Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen. Mithin sollten Bescheidenheitsgesten nicht dazu führen, dass unter ihrem Deckmantel alte Hierarchien zementiert oder neue hervorgebracht werden,

neue Dualismen durch die Hintertür Einlass erhalten, sodass das großherzige und gewagte Projekt der Humandezentrierung in eine Human(re)zentrierung mündet: Wie können wir uns je sicher sein, dass die nichtmenschlichen Entitäten mit uns kollaborieren möchten? Besitzen sie die Freiheit, sich den immer feiner abgestimmten und daher invasiver werdenden Methoden zu entziehen? Sind Bescheidenheitsgesetzen nicht letztlich Ausdruck menschlicher Hybris?

5. Fazit: Das Unmögliche wagen

Die posthumane Verfasstheit Empirischer Kulturwissenschaftler*innen gründet in ihrer spezifischen, in der ethnografischen Praxis entwickelten Empfindsamkeit, die sie auf theoretischer, methodischer sowie mentaler Ebene kreativ, experimentierfreudig, selbstbewusst, gelassen, bescheiden und daher bestens auf den *posthuman turn* vorbereitet sein lässt. Damit Empirische Kulturwissenschaftler*innen den Posthumanismus zu einem wohlverstandenen *empirischen* Posthumanismus weiterentwickeln können, bedarf es eines weiteren Schrittes, namentlich der Vergewisserung und ontologischen Reflexion ihrer ontisch zuhandenen, posthumanen Empfindsamkeit in der Hinwendung zum und Auseinandersetzung mit posthumanistischen Wissensbeständen. Posthuman *sind* wir bereits, doch empirisch-posthumanistisch zu *werden*, bedeutet zu den intellektuellen, methodischen und sprachlichen Grenzen vorzudringen, sie auszureizen, sich an ihnen zu erfreuen und zu stoßen, unweigerlich an ihnen auch abzuprallen. Gleichwohl wirft uns dies nicht auf den Ausgangspunkt zurück, sondern auf einen neuen Standpunkt, von dem aus neue Fragen gestellt, neue methodische Ideen entwickelt, neue Erkenntnisse gewonnen und neue Perspektiven eingenommen werden können. Auch wenn wir es nie vermögen werden, den Ruf eines Sees oder die Stimmung des Sandes adäquat zu vernehmen, zu verstehen und wiederzugeben – Scheitern bedeutet allein, das Unmögliche unversucht zu lassen.

Literatur

- Adams, Catherine und Terry Lynn Thompson. 2016. *Researching a Posthuman World: Interviews with Digital Objects*. London: Palgrave Macmillan.
- Alaimo, Stacy. 2010. *Bodily Natures: Science, Environment, and the Material Self*. Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.
- Bateson, Gregory. 1983. *Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Stefan. 2008. „Natur/Kultur: Überlegungen zur einer relationalen Anthropologie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (2): 161–199.
- Bendix, Regina. 2006. „Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnografischen Forschung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102 (1): 3–14.
- Bennett, Jane. 2020. *Lebhaftes Materie: Eine politische Ökologie der Dinge*. Berlin: Matthes & Seitz.

- Bönisch-Brednich, Brigitte. 2012. „Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 108 (1): 47–63.
- Braidotti, Rosi. 2013. *The Posthuman*. Cambridge: Polity Press.
- Braidotti, Rosi. 2017. „Posthuman Critical Theory.“ *Journal of Posthuman Studies* 1 (1): 9–25. <https://doi.org/10.5325/jpoststud.1.1.0009>
- Braidotti, Rosi. 2019. *Posthuman Knowledge*. Cambridge: Polity Press.
- Braidotti, Rosi. 2023. „Die neuen Humanities in einer posthumanen Perspektive.“ In *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*, hrsg. von Torsten Cress, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, 111–135. Paderborn: Wilhelm Fink/Brill.
- Braidotti, Rosi und Maria Hlavajova, Hrsg. 2018. *Posthuman Glossary*. London: Bloomsbury.
- Cress, Torsten, Oliwia Murawska und Annika Schlitte. 2023. „Posthumanismus: Versuch einer Einordnung.“ In *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*, hrsg. von dies., 1–46. Paderborn: Wilhelm Fink/Brill. <https://doi.org/10.30965/9783846765975>
- Descola, Philippe. 2013. *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Descola, Philippe. 2014. „All Too Human (Still): A Comment on Eduardo Kohn’s How Forests Think.“ *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 4 (2): 267–273. <https://doi.org/10.14318/hau4.2.015>
- Dietzsch, Ina. 2023. „Von Pfützen und Lücken: Urbanes Wasser posthumanistisch gelesen.“ In *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*, hrsg. von Torsten Cress, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, 349–367. Paderborn: Wilhelm Fink/Brill.
- Dippel, Anne. 2021. „Spiel des Wissens: Ludische Annäherungen an digitale Arbeitswelten.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 117 (1): 5–24. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/01.02>
- Dippel, Anne. 2022. „Stein-Zeit: Was heißt Ethnografie schreiben heute?“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 125 (2): 193–231.
- Dürbeck, Gabriele. 2018. „Das Anthropozän Erzählen: Fünf Narrative.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* 21–23: 11–17.
- Elster, Christian. 2021. „Follow the Tracks: Zur Methodologie der Spurensuche in der ethnografischen Kulturanalyse.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 124 (2): 181–208.
- Fenske, Michaela. 2013. „Wenn aus Tieren Personen werden: Ein Einblick in die deutschsprachigen ‚Human-Animal Studies‘.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 109 (1): 115–132.
- Fenske, Michaela. 2019. „Was Karpfen mit Franken machen: Multispecies Gesellschaften im Fokus der Europäischen Ethnologie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 115 (2): 173–195.
- Fenske, Michaela. 2020. „Agency.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren: Ein Arbeitsbuch*, hrsg. von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek, 56–76. Münster und New York: Waxmann.
- Ferrando, Francesca. 2019. *Philosophical Posthumanism*. London: Bloomsbury. <https://doi.org/10.5040/9781350059511>
- Ferrando, Francesca. 2021. „Beyond Posthuman Theory: Tackling Realities of Everyday Life.“ *Journal of Posthumanism* 1 (2): 219–224. <https://doi.org/10.33182/jp.v1i2.1840>
- Gesing, Friederike, Michi Knecht, Michael Flitner und Katrin Amelang, Hrsg. 2018a. *Naturen-Kulturen: Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440070>
- Gesing, Friederike, Michi Knecht, Michael Flitner und Katrin Amelang. 2018b. „Naturen-Kulturen-Forschung: Eine Einleitung.“ In *NaturenKulturen: Denkräume und Werkzeuge für*

- neue politische Ökologien*, hrsg. von dies., 7–50. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440070-001>
- Guattari, Félix. 2016. *Die drei Ökologien*. 3. Aufl. Wien: Passagen.
- Hamilton, Lindsay und Nik Taylor. 2017. *Ethnography after Humanism: Power, Politics and Method in Multi-Species Research*. London: Palgrave Macmillan.
- Heidegger, Martin. 1967. *Sein und Zeit*. 11. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer.
- Ingold, Tim. 2008. „Bindings against Boundaries: Entanglements of Life in an Open World.“ *Environment and Planning A* 40 (8): 1796–1810. <https://doi.org/10.1068/a40156>
- Ingold, Tim. 2011. *The Perception of Environment: Essays on Livelihood, Dwelling and Skill*. London: Routledge.
- Ingold, Tim. 2023. „Posthumane Prähistorie.“ In *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*, hrsg. von Torsten Cress, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, 49–72. Paderborn: Wilhelm Fink/Brill.
- Ingold, Tim und Gisli Palsson, Hrsg. 2013. *Biosocial Becomings: Integrating Social and Biological Anthropology*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CB09781139198394>
- Kaarlenskaski, Taija und Tytti Steel. 2020. „Editorial: Posthumanism and Multispecies Ethnology.“ *Ethnologia Fennica* 47 (2): 1–4. Zugriff 12. 11. 2022. doi:10.23991/ef.v47i2.100197.
- Kienitz, Sabine. 2010. „Prothesen-Körper: Anmerkungen zu einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 106 (2): 137–162.
- Kirksey, S. Eben und Stefan Helmreich. 2010. „The Emergence of Multispecies Ethnography.“ *Cultural Anthropology* 25 (4): 545–576. <https://doi.org/10.1111/j.1548-1360.2010.01069.x>
- Klausner, Martina. 2022. „A More-than-digital Anthropology: Ethnographies of Participation and Administration.“ *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 118: 5–24. <https://doi.org/10.31244/zekw/2022.02>
- Knecht, Michi. 2012. „Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie.“ In *Science and Technology Studies: Eine sozialanthropologische Einführung*, hrsg. von Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen, 245–274. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839421062.251>
- Kohn, Eduardo. 2013. *How Forests Think: Toward an Anthropology beyond the Human*. Berkeley et al.: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520956865>
- Kompatscher, Gabriela, Reingard Spannring und Karin Schachinger, Hrsg. 2017. *Human-Animal Studies: Eine Einführung für Studierende und Lehrende*. Münster und New York: Waxmann.
- König, Gudrun. 2014. „Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft.“ In *Handbuch materielle Kultur: Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, hrsg. von Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert und Hans Peter Hahn, 279–287. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Korff, Gottfried. 2005. „Betörung durch Reflexion: Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen.“ In *Dingwelten: Das Museum als Erkenntnisort*, hrsg. von Anke te Hessen und Petra Lutz, 89–108. Köln u. a.: Böhlau.
- Kramer, Karl-Sigismund. 1940. *Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung*. München: Neuer Filser-Verlag.

- Kramer, Karl-Sigismund. 1962. „Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 58 (2): 91–101.
- Lauffer, Otto. 1943. „Quellen der Sachforschung – Wörter, Schriften, Bilder und Sachen: Ein Beitrag zur Volkskunde der Gegenstandskultur.“ *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde* 17: 106–131.
- Latour, Bruno. 2017. *Kampf um Gaia: Acht Vorträge über das Neue Klimaregime*. Berlin: Suhrkamp.
- Loh, Janina. 2018. *Trans- und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Marcus, George E. 2015. „Ethnography in / of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography.“ *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117.
- Mohrmann, Ruth-E. 2011. „Können Dinge sprechen?“ *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 56: 9–26.
- Morton, Timothy. 2013. *Hyperobjects: Philosophy and Ecology after the End of the World*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Morton, Timothy. 2014. „How I Learned to Stop Worrying and Love the Term Anthropocene.“ *Cambridge Journal of Postcolonial Literary Inquiry* 1 (2): 257–264. <https://doi.org/10.1017/pli.2014.15>
- Morton, Timothy. 2018. *Dark Ecology: For a Logic of Future Coexistence*. New York: Columbia University Press.
- Morton, Timothy. 2020. *Ökologisch Sein*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Morton, Timothy und Dominic Boyer. 2021. *Hyposubjects: On Becoming Human*. London: Open Humanities Press.
- Murawska, Oliwia. 2020a. „Kashubian Lake Calling: The Posthuman as Care and Stimmung.“ *Ethnologia Fennica* 47 (2): 77–102. <https://doi.org/10.23991/ef.v47i2.88196>
- Murawska, Oliwia. 2020b. „Von schöpferischer Kraft und Stimmung: Ein Versuch über die kaschubische Ländlichkeit.“ In *Das Ländliche als kulturelle Kategorie: Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen*, hrsg. von Anja Decker und Manuel Trummer, 99–121. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839449905-006>
- Murawska, Oliwia. 2021. „Unzu Hause an der freien Luft: Anthropozäne Stimmungsbilder der Kaschubei.“ In *Eco-Anxiety: Zukunftsangst und Klimawandel. Interdisziplinäre Zugänge*, hrsg. von Bernd Rieken, Reinhold Popp und Paolo Raile, 57–74. Münster und New York: Waxmann.
- Murawska, Oliwia. 2023. „Fleisch? Eine Frage der Stimmung.“ In *Fleischwissen: Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten*, hrsg. von Gunther Hirschfelder et al. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. [im Druck]
- Oppermann, Serpil. 2018. „Storied Matter.“ In *Posthuman Glossary*, hrsg. von Rosi Braidotti and Maria Hlavajova, 411–414. London: Bloomsbury.
- Pink, Sarah. 2015. *Doing Sensory Ethnography*. 2. Aufl. Los Angeles et al.: Sage. <https://doi.org/10.4135/9781473917057>
- Raipola, Juha. 2019. „Unnarratable Matter: Emergence, Narrative, and Material Ecocriticism.“ In *Reconfiguring Human, Nonhuman and Posthuman in Literature and Culture*, hrsg. von Sanna Karkulehto, Aino-Kaisa Koistinen und Essi Varis, 263–279. New York: Routledge.

- Riehl, Wilhelm Heinrich. 1925. *Wanderbuch, als zweiter Teil zu „Land und Leute“*. Band 4 der *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik (1851–1869)*. 5. Aufl. Stuttgart und Berlin: J. G. Cotta.
- Riehl, Wilhelm Heinrich. 1859. *Culturstudien aus drei Jahrhunderten*. Stuttgart: Cotta.
- Rombach, Heinrich. 2012. *Strukturanthropologie: „Der menschliche Mensch“*. 3. Aufl. Freiburg/Br.: Karl Alber.
- Scharfe, Martin. 2002. *Menschenwerk: Erkundungen über Kultur*. Köln et al.: Böhlau.
- Scharfe, Martin. 2005. „Signatur der Dinge: Anmerkungen zu Körperwelt und objektiver Kultur.“ In *Alltagsdinge: Erkundungen der materiellen Kultur*, hrsg. von Gudrun M. König, 91–116. Tübingen: TVV.
- Seefried-Gulgowski, Ernst. 1911. *Von einem unbekanntem Volke in Deutschland: Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei*. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.
- Schmaus, Thomas. 2023. „Heinrich Rombachs Konzept des ‚menschlichen Menschen‘ als Interpretament für aktuelle Narrative des Anthropozäns.“ In *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*, hrsg. von Torsten Cress, Oliwia Murawska und Annika Schlitte, 89–108. Paderborn: Wilhelm Fink/Brill.
- Seifert, Manfred. 2015. „Personen im Fokus: Zur Subjektorientierung in der Europäischen Ethnologie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (1): 5–30.
- Smart, Alan und Josephine Smart. 2017. *Posthumanism: Anthropological Insights*. Toronto und Ontario: University of Toronto Press.
- Tsing, Anna Lowenhaupt. 2021. *Der Pilz am Ende der Welt: Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*. 3. Aufl. Berlin: Matthes & Seitz.
- Ulmer, Jasmine B. 2017. „Posthumanism as Research Methodology: Inquiry in the Anthropocene.“ *International Journal of Qualitative Studies in Education* 30 (9): 832–848. <https://doi.org/10.1080/09518398.2017.1336806>
- Welz, Gisela. 2021. „More-than-human Futures. Towards a Relational Anthropology in/ of the Anthropocene.“ *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13: 36–46.

Forum

Grenzverkehr – EKW und Öffentlichkeit

Die Volkskunde und ihre Nachfolgerinnen repräsentieren ihrem Selbstverständnis nach eine Disziplin aus der und für die Mitte der Gesellschaft. Das war im 19. Jahrhundert der Fall, und gilt heute umso mehr, wo Politik, Universitäten und Forschungsinstitutionen unter dem Schlagwort ‚*Third Mission*‘ mehr denn je Wissenschaftskommunikation und Öffnung in die Gesellschaft fordern. Pointiert hat das 2019 das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) in einem Grundsatzpapier formuliert, in dem es einen „Kulturwandel hin zu einer kommunizierenden Wissenschaft“ anmahnte. Aus Sicht des BMBF sind Wissenschaftler*innen „primäre Akteure der Wissenschaftskommunikation. Durch Transparenz und Dialog können sie selbst einen wichtigen Beitrag leisten, das Vertrauen in Wissenschaft zu stärken“. Wissenschaft verständlich zu machen gehört so gesehen zum Kerngeschäft der Forscher*innen, um die gesellschaftliche Akzeptanz der Erkenntnisse zu erhalten. Mehr noch: Über Forschung zu kommunizieren bedeutet für das BMBF nicht allein, vermeintlich eindeutige Fakten allgemeinverständlich zu vermitteln, sondern auch zu erklären, wie in der Forschung Erkenntnisse entstehen und wo ihre Grenzen liegen. Die Öffentlichkeit wird damit anders ernst genommen als zuvor.

Aufgerufen ist damit schließlich ein anderes Verständnis des Gegenübers der Forscher*innen, das in den Sozialwissenschaften in der Regel gesellschaftliche Akteure sind. Sie sind nicht nur einzubeziehen in die Bewertung von Forschung. Die Sozial- und Geisteswissenschaften verstehen ihre Forschungsprozesse und -ergebnisse inzwischen immer öfter als Resultat gemeinsamer, kollaborativer Anstrengungen von Forscher*in und Beforschten mit geteilter Autor*innenschaft.

So gesehen ist ein reger ‚Grenzverkehr‘ mit der Welt außerhalb der Universitäten, Landesstellen, Museen und anderer (kulturwissenschaftlicher) Forschungs- und Bildungseinrichtungen essenziell, weil er einerseits auf (leider oft recht neoliberal grundierte) Anforderungen an Wissenschaft heute reagiert und andererseits einem veränderten Verständnis von (kultur-)wissenschaftlicher Praxis entspricht. Dafür bedarf es neuer Formate. Das heißt nicht, dass Buch oder Aufsatz als zentrale Vermittlungsformen der EKW weniger wichtig würden. Aber neben diesen ‚klassischen‘ Formen der Wissenschaftskommunikation haben sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten Formate entwickelt, mit denen EKW und Öffentlichkeit zusammenkommen sollen.

Das ist Grund genug für ein Forum in der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft*, das diesem Thema anhand von einigen praxisnahen Beispielen aus dem

Fach nachgehen will. Wie interagieren Forscher*innen der EKW mit der Öffentlichkeit? Was ist die Spezifik der einzelnen Medien bzw. Formate? Welche Chancen und Risiken bieten sie? Was heißt das für das kulturwissenschaftliche Arbeiten? Wie sieht es konkret aus? Und welches Wissen kann hier unter welchen Vorzeichen entstehen? Diesem Fragehorizont entsprechend ist das Forum entlang unterschiedlicher Medien bzw. Formate der Beziehungspflege zwischen EKW und Öffentlichkeit strukturiert: Blog und Magazin (Christiane Cantauw, Dörthe Gruttmann, Elisabeth Timm), Film (Torsten Näser), Social Media (Hannah Kanz), Ausstellung (Nina Gorgus), Vortrags- und Diskussionsformate (Moritz Ege) oder Photo(-voice) und Plakat (Lea Breitsprecher, Sarah May). Eingeleitet wird es mit einer Reflexion von Rolf Lindner über den ethnografischen Text, den Sog starker Einleitungen und die Rolle, die der Fachname in der Aufmerksamkeitsökonomie der Gegenwart spielt.

TT für die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.06>

Rolf Lindner

Populärwissenschaftliches Schreiben und der Ruf der Disziplin

Robert Ezra Park, der Begründer der Chicagoer Stadtforschung, behielt in seiner Lehre die Attitüde eines Redakteurs bei, die er in seiner langjährigen Tätigkeit als Journalist, Publizist und PR-Berater erworben hatte, bevor er sich dem akademischen Feld zuwandte. Er vertrat die Ansicht, dass auch wissenschaftliche Abhandlungen ein generelles, über die Mitglieder der *scientific community* hinausgehendes Publikum erreichen sollten. „You are not writing for the professors“, lautete sein Diktum, „you are writing for the general public“.

Für eine junge Wissenschaftsdisziplin wie die Soziologie, die anfangs stark mit *social work* assoziiert wurde, galt es bereits mit dem Titel der Studie eine Sichtweise zu propagieren, die die zeitgenössische *Big C*-Soziologie (*Charity, Crime, Correction*) hinter sich ließ, ohne den Reformgedanken aufzugeben. Die Ersetzung eines Titels wie *The Homeless Man*, der dem *Social Work*-Verständnis entsprach, durch einen Titel wie *The Hobo* (mit dem Untertitel *The Sociology of the Homeless Man*) ist daher als Teil einer Publikationspolitik zu begreifen, der es darum ging, das Phänomen des Wanderarbeiters einer breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen.

Der Versuch, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen (wissenschaftlichen) Text zu lenken, sollte aber nicht nur als rhetorische Figur begriffen werden, sondern auch eine bestimmte Aussage transportieren oder eine epistemische Perspektive an-

deuten, die das Publikum zum Nachdenken bringt. Der Titel *The Hobo* beispielsweise signalisiert, dass es sich beim Wanderarbeiter nicht nur um eine für die Erschließung des Westens unverzichtbare Arbeitskraft handelt, sondern auch um eine für die amerikanische Zivilisation charakteristische, kulturelle Figur.

Bei meiner Geschichte der Stadtforschung, *Walks on the Wild Side*, habe ich mich ebenfalls auf einen literarischen Titel bezogen; nicht auf den gleichnamigen Song von Lou Reed, wie viele Leser:innen verständlicherweise annahmen, sondern auf einen Roman des Chicagoer Autors Nelson Algren (auf den auch Reed rekurriert hatte). Auch in meinem Titel ist bereits eine These enthalten, die von zentraler Bedeutung für die Untersuchung ist. Das Motiv der Forschenden erschöpft sich nicht im wissenschaftlichen Beitrag, sondern fußt auch auf der Lust auf ‚andere‘ Erfahrungen, auf Abenteuer, Körperlichkeit, Sexualität.

Beim Versuch, potenzielle Leser:innen auf ein Werk neugierig, also erwartungsvoll zu machen, kommt der Eingangspassage, gerade auch für die im Netz angebotenen Leseproben, besondere Bedeutung zu. Beispielhaft hat der Chicagoer Soziologe Paul G. Cressey die Neugier des Lesepublikums dadurch entfacht, dass er seine Publikation *The Taxi-Dance Hall* mit der Schilderung einer Nacht in der Vergnügungsstätte („A Night in a Taxi-Dance Hall“) begann. Ob es sich nun um eine Dorfchronik, um eine Milieustudie oder um die Schilderung der migrantischen Lebenswelt handelt, stets liegt der Einstieg in das Thema durch eine dichte Beschreibung einer charakteristischen Szene nahe, die bei der Leserschaft eine Sogwirkung zu erzeugen vermag.

Die öffentliche Beachtung, die Publikationen eines Faches erfahren, hängt freilich nicht allein von der Aktualität der Themen, der Originalität der Perspektive und den angewandten *tricks of the trade* (Becker) ab, sondern auch und nicht zuletzt vom ‚Ruf‘ einer Disziplin. In dieser Hinsicht war die Fachbezeichnung Volkskunde, wie sie ja immer noch bei Fachorganen und -kongressen Verwendung fand, nicht gerade förderlich, um die *gate keeper* der medialen Öffentlichkeit, in der Regel Absolventen der Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften, zu überwinden und ein Publikum zu erreichen, das über die klassische Klientel hinausging. Schon die Wortverbindung ‚-kunde‘ ließ, gerade in Zeiten des Szientismus, den Verdacht aufkommen, dass es sich bei unserer Disziplin um eine ‚einfachere‘, ‚niedere‘ Form der Wissenschaft handle. Das hatte durchaus gravierende Folgen für die Beachtung des Faches auf den Wissenschaftsseiten der Publikumspresse, wo man zuweilen nur noch wortspielerisch ‚Kunde‘ vom Volkskundekongress gab. Noch folgenreicher schlug sich meiner Meinung nach der Ruf auf die Zitationspraxis durch Vertreter:innen anderer Fächer nieder, die, vorsichtig formuliert, zurückhaltend blieb, obwohl es durchaus Beiträge aus unserem Fach gab, die bahnbrechend hätten wirken können. Zu denken ist etwa an den Essay *Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters* von Utz Jeggle und Gottfried Korff aus dem Jahre 1974, der das *Invention of Tradition*-Paradigma von Hobsbawm/Ranger empirisch vorwegnahm. Zuweilen drängte sich der böse Verdacht

auf, dass Kolleg:innen aus den ‚gehobenen‘ Fächern auf Zitate aus der *Zeitschrift für Volkskunde* verzichteten, um nicht ihr Renommee zu schädigen. *Zeitschrift für Ideengeschichte* macht sich da als Quelle schon besser.

Mit der neuen Fach- und Organbezeichnung Empirische Kulturwissenschaft sind die Probleme nicht verschwunden, aber wir können durchaus selbstbewusster im Konzert der Disziplinen auftreten. Selbstbewusst, das heißt aber auch, das Profil des Faches im Sinne einer kognitiven Identität zu schärfen und nach außen zu tragen. Dazu scheint mir verstärkte Öffentlichkeitsarbeit notwendig, etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, durch einen Pressebrief, der regelmäßig nicht nur über wichtige Neuerscheinungen und anstehende Tagungen informiert, sondern auch und vor allem Statements, Kommentare und Kurzbeiträge zu aktuellen gesellschafts- und kulturpolitischen Fragen aus alltagskultureller Perspektive enthält. Gerade in Zeiten, in denen in auffälliger Weise mit Umfrage-Schnellschüssen in den öffentlichen Diskurs eingegriffen wird, ist das auf *longue durée* bedachte, lebensweltliche Hinterfragen, das unsere Disziplin auszeichnet, als kritische Perspektive herausgefordert.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.07>

Christiane Cantauw, Dörthe Gruttmann, Elisabeth Timm

Blog und Magazin

Seit 2021 veröffentlichen wir *Graugold. Magazin für Alltagskultur*. Das Heft erscheint einmal jährlich im Umfang von 160 bis 180 Seiten im Waxmann Verlag. Am Konzept haben wir rund zwei Jahre gearbeitet, so lange dauerte es, nicht nur Form und Inhalt zu entwickeln, sondern auch den Workflow, die Gestaltung und die Finanzierung aufzubauen. Bereits seit 2019 bloggen wir unter www.alltagskultur.lwl.org/. Als öffentlich getragene Forschungs- und Dokumentationsstelle ist die Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe in hohem Maße der Wissenschafts- und Kulturvermittlung verpflichtet, auch auf der Basis von ehrenamtlicher Arbeit. Das trifft sich mit dem Ziel der Hochschulen: neben Forschung und Lehre eben der „Transfer von Wissen in die Gesellschaft“, so nennt das die Universität Münster in ihrem Entwicklungsplan.

Jahrzehntelang haben unsere Vorgänger:innen das mit hergebrachten Formen geleistet: Es erschienen mehrere populäre und wissenschaftliche Veröffentlichungsreihen parallel (darunter eine mit Bildbänden) und eine regionale Fachzeitschrift. Aus regelmäßigen Pressemitteilungen wurde nach und nach eine Medienarbeit mit Beiträgen und Beteiligungen unterschiedlicher Art für Nachrichtensendungen, Dokumentationen, Features auch in Radio und TV. Dann kam das Internet und etwa

zeitgleich veränderten sich inhaltliche Anforderungen und mit der Digitalisierung auch Möglichkeiten des wissenschaftlichen und populären Publizierens. Trotz guter Finanzierung bekamen wir immer weniger Manuskripte angeboten und kaum noch welche, die überhaupt publizierbar waren.

Es passte nichts mehr so richtig zusammen: Die Lektoratsarbeit wurde unverhältnismäßig aufwendig und immer wieder sehr konfliktreich, da manche Laien ihr Engagement durch vielhundertseitige Druckpublikationen oder gleich zwei Bände gewürdigt sehen wollten. Auch wissenschaftliche Profis reichten gelegentlich einen Aufsatz oder als Herausgeber einen Sammelband in ganz roher Form ein mit der Erwartung, dass wir doch ‚Hilfskräfte‘ oder ‚Assistenten‘ hätten, die das in Form und zu Qualität bringen. Für unsere eigene (drittmittelgeförderte) Forschung waren die hiesigen Reihen nicht mehr automatisch das passende Umfeld. Andere Ehrenamtliche wiederum blieben bedauerlicherweise unsichtbar, weil sie nicht schreiben, sondern eben Quellen und Sammlungen erschließen wollten.

Inhaltlich-wissenschaftlich verstanden wir den Wandel der Erkenntnis- und Aussagehorizonte der EKW als Auftrag, Alltagskultur und Alltagsgeschichte für ‚das Lokale‘ oder ‚die Region‘ neu zu denken: ohne naturalisierende landschaftliche Bezüge, sondern solche Zuschreibungen als (Re-)Präsentationslogiken zu begreifen, die man nutzen und zugleich auch unterlaufen kann. Weil wir wussten, dass diese neue Perspektive auf übergreifende Strukturveränderungen reagierte, haben wir uns aus der Regionalzeitschrift zurückgezogen, publizieren weiter ausgewählte Sammelbände und Monografien, haben aber vor allem zwei neue Formate aufgebaut: Das Blog *Alltagskultur*, das zweimal wöchentlich postet, als unser schnelles und kurzes Medium. Hier erscheinen neben thematischen Beiträgen auch zeitlich gebundene Inhalte wie Veranstaltungs- und Ausstellungshinweise. Zudem publizieren wir das Magazin *Graugold*, bei dem jede der vierfarbigen, reichhaltig illustrierten Ausgaben einen inhaltlichen, redaktionellen und gestalterischen Produktionsvorlauf von über einem Jahr hat. Damit verfügen wir über zwei spezifizierte Instrumente, mit denen wir ein übergeordnetes Ziel umsetzen können: Die Vernetzung mit Ehrenamtlichen und mit vielen kleinen und kleinsten Wissenschafts- und Kultureinrichtungen in der Region.

Gerade Archive und Museen im ländlichen Raum, die nur minimal Personal haben und selbst nicht oder nur sehr spezifisch und sporadisch publizieren können, beteiligten sich sehr gern, weil sie sich mit einem Beitrag in einer der 23 von uns entwickelten Magazinrubriken wie „Woher ist das?“, „Macht man jetzt so“, „Einmal um die halbe Welt“ oder „Zwischen den Zeilen“ zu Themen wie Provenienzforschung, kultureller Wandel, Migration oder mit pittoresken Sammlungsstücken fachlich vertieft zeigen können, ohne gleich einen Aufsatz schreiben zu müssen. Dabei ist es Teil unseres Konzepts, unsere Sach- und Fachhaltung visuell attraktiv und inhaltlich solide zu vermitteln. Deshalb vergeben wir die Gestaltung an eine Fachfrau, und jede Ausgabe wird durch unser Lektorat wissenschaftlich qualitätsgesichert.

Beim Überarbeiten von Wörtern, Formulierungen, Perspektiven in Zusammenarbeit mit den Autor:innen ist für uns die Entwicklung einer Sprache selbstverständlich, die niemanden erdrückt oder ausschließt. Dieses Ringen ist oft kleinteilig sowie inhaltlich und sprachlich außerordentlich anregend. Wir haben bei der Arbeit an mittlerweile vier Ausgaben überdies bemerkt, dass diese Klein- und Feinarbeit einen enormen, elementaren Kontakt- und Netzwerkeffekt hat: Im Blog *Alltagskultur* haben inzwischen über 82 Autor:innen gepostet, an jedem Jahrgang von *Graugold* wirken über 50 Menschen mit, und mittlerweile acht Institutionen sind der Einladung zu einer Trägerschaft gefolgt, sie unterstützen das Magazin über Sammelabonnements.

Das alles kostet Geld. Die Redakteurin ist als Wissenschaftlerin unbefristet auf einer Halbtagsstelle angestellt und unserer Erfahrung nach eine unverzichtbare Basis für die Koordination aller Komponenten im Workflow der kleinteiligen Magazinarbeit. Vor allem diese kontinuierliche Vernetzung vor Ort und den Strukturaufbau halten wir für besonders wichtig angesichts der Erstarkung von rechtsextremen und antidemokratischen Positionen sowie in der Konfrontation mit populistischer Wissenschaftsfeindlichkeit. Wie kann in dieser Situation eine wissenschaftliche Präsenz gelingen, woran sehen wir das? Wir sind skeptisch angesichts einer Dichotomie, die sich manchmal in den Konzepten und der Praxis von Public Science unterschiedlicher Fächer herausgebildet hat: Entweder *Kritik, Konflikt, Aufzeigen, Dagegenhalten, Eingreifen*, als Form ist das die ‚Intervention‘. Oder *Parteinahme, Unterstützung, Teilen, Mitgehen, Engagieren*, als Form ist das die ‚Kollaboration‘. Diese Spaltung macht schwach, die aus dem Militärischen bezogene Metaphorik vermittelt Unbedingtheit und Ausweglosigkeit. Unsere zwei neuen Publikationsformen haben wir deshalb bewusst als langfristigen Kontakt- und Strukturaufbau angelegt.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.08>

Torsten Näser

Ethnografischer Film

Die ethnografisch-kulturwissenschaftliche Arbeit mit Film ist epistemologisch und methodologisch innerhalb der visuellen Anthropologie, die sich disziplinär zwischen der Kultur- und Sozialanthropologie sowie der Empirischen Kulturwissenschaft aufspannt, intensiv behandelt worden. Unter den unzähligen Beiträgen, die mehrheitlich die Methoden und Potenziale filmisch-ethnografischer Forschung thematisieren, finden sich auch solche, die filmisches Arbeiten dezidiert an zeitgenössische Fachdebatten wie *Writing Culture* oder sensorische Ethnografie, aber auch an aktuellere Diskurse um Materialismus oder Multimodalität anknüpfen.

Eine erste Konjunktur erlebte die fachliche Auseinandersetzung mit Film ab Mitte der 1960er Jahre. Zu dieser Zeit hatte es der Dokumentarfilm, an dem sich das Gros filmischer Arbeiten im Fach orientiert, durch die Entwicklung leicht zu bedienender Handkameras geschafft, eine eigene Referenz gegenüber dem Spielfilm zu behaupten und seinen bis heute hegemonialen Modus eines stark am Realismus orientierten Beobachtungsverfahrens herausbilden zu können. Die darin enthaltenen Analogien zum Feldforschungsparadigma und dem Genre der Ethnografie forcierten das steigende Interesse, Film wissenschaftlich nutzbar zu machen.

Über die Jahre hat sich ein Spektrum an Verfahren herausgebildet, das verschiedene Zugänge auffächert: audio-visuelle Feldnotizen, filmelicitative Interviews, Videowalks oder kameraethnografische Studien. Hinzu kommen sogenannte ethnografische Filme, auf die ich mich im Folgenden konzentriere. Diese sind als montagebasierte narrative Werke zu verstehen, für die gezielt Rohmaterial erstellt wurde und die ethnografische Erkenntnisse informativ und unterhaltsam einem breiten Publikum vermitteln wollen.

Dass Film das Potenzial besitze, wissenschaftliche Erkenntnisse besonders publikumswirksam zu transferieren, ist ein oft bemühtes Argument seiner Macher*innen. Auch mit dem Ziel, seine nach wie vor randseitige Position unter den fachlichen Vermittlungsmedien positiv zu beeinflussen, versuchen diese, auf ontologischer Ebene einen vermeintlichen Pluspunkt speziell gegenüber schriftlichen Texten zu setzen. Letztere gelten in ihrer wissenschaftlichen Form als sperrig und für die breite Bevölkerung schwer rezipierbar. Filme hingegen werden aufgrund ihres visuellen Charakters und ihrer immensen Zirkulationsrate im Alltag als leichter lesbar erachtet. Allein, ethnografische Filme sind keine Blockbuster, und ethnografische Texte besitzen durchaus literarische Qualitäten. So gesehen ist die starke Kontrastierung der Formate kaum noch stichhaltig, ganz abgesehen davon, dass der diskursiv zwar tief verankerte Film-Text-Vergleich angesichts einer vorherrschenden Mixed-Media-Praxis in der empirischen Kulturwissenschaft ohnehin eine Scheindebatte ist. Da ein ontologischer Zugang aus meiner Sicht nicht viel weiter führt, möchte ich praxeologisch argumentieren, die Spezifik des Films vor allem als Tun in den Blick nehmen und sie aus seiner situiereten, infrastrukturierten, prozessualen sowie historisch entwickelten Praxis ableiten.

Viele Filmemacher*innen haben bei der Erstellung ihrer Filme *eine* Rezeptionssituation im Hinterkopf: das Kino. Dieser Aufführungsraum beeinflusst wesentlich die Wissensbestände, nach denen ethnografischer Film unterrichtet und produziert wird: in puncto technischer Qualität der Aufnahmen, die auf der großen Leinwand bestehen soll; in puncto Dramaturgie, die genauso spannungsvoll sein soll, wie bei Filmen, die dezidiert für eine Kinoverwertung vorgesehen sind; in puncto filmsprachlicher Mittel, die die Zuschauer*innen mit dem Gezeigten regelrecht vernähen soll –

genauso wie es das Kino als paradigmatischer Raum einer solchen Rezeption materiell und symbolisch verkörpert.

Dies zu erreichen ist nicht leicht. Der Grund dafür ist das technische Medium Film, dessen Bestandteile fast alle immanent empirisch sind. Der Informationsgehalt eines *einzig*en Filmbildes ist auch bei stärkster Konzentration immens, vor allem in dessen zeitlichem Verlauf. Permanent bricht der Zufall ein und kann jede noch so gut geplante Aussageabsicht zerfasern. Das Wissen darum führt dazu, das Medium und die ihm eigene Unkontrollierbarkeit in seinem ethnografischen *making of* durch Praktiken der Reduktion einzuhegen, um es anschlussfähig an die Erwartungen der Rezipient*innen zu machen. Auf thematischer und dramaturgischer Ebene führt dies dazu, Geschichten in bewährten Strukturen etwa nach dem Prinzip von Krise und Klimax oder kontrastiv zu konzipieren. Hilfreich hierfür ist, den Plot auf die wesentlichen Bestandteile herunterzubrechen. Auch wenn das Medium per se in der Lage ist (und es im Fall bestimmter Genres wie dem Essay-Film auch tut), offene und assoziative Strukturen anzunehmen, sind die meisten ethnografischen Filme um stringente Linearität bemüht. Dem zuträglich ist, sich auf wenige handelnde Hauptakteur*innen zu konzentrieren, die Geschichte nicht nur, aber auch entlang von „Typen“ zu entwickeln, die Stellvertreter*innenfunktion übernehmen können. Während der Filmmontage befördert der imaginierte Blick der erhofften Kinozuschauer*innen schließlich einen ziemlich rigorosen Prozess aus Verwerfung und Auswahl des „richtigen“ Materials sowie der Suche nach der eingängigen Form. Auch die Einhaltung tradierter Laufzeiten leitet sich daraus ab: Selten sind ethnografische Filme länger als 90 Minuten.

Diese Praktiken, die bezwecken, der „Wirklichkeit“ filmisch habhaft zu werden, um sie in einer durch das Kino tradierten Form zu repräsentieren, die Lust am Zuschauen erzeugt, gilt natürlich nicht für alle ethnografischen Filme, aber für viele. Das kann man zu Recht kritisieren, es bietet aber den Vorteil, ethnografische Einsichten öffentlich wirksam, weil eingängig und anregend, dabei aber immer noch qua Medium ausreichend komplex zu kommunizieren.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.09>

Hannah Kanz

Social Media

An drei Tagen in der Woche wird über den Instagram-Account des Freiburger Instituts eine Story hochgeladen. Dort blinkt ein Schriftzug mit den Worten „New Post“, der zum Klicken anregen soll. Social Media beziehungsweise „vernetzende Plattformen“

(Jose van Dijck) wie Instagram, Facebook oder Twitter sind mit der Vorstellung von der Demokratisierung des öffentlichen Diskurses verbunden. Theoretisch kann hier jede Person, unabhängig von Herkunft oder Kapital, über Nacht berühmt werden, ihre Reichweite enorm steigern oder zumindest zu Diskussionen beitragen, bei denen der Zugang zu Sprecher:innenpositionen außerhalb des Internets meist durch Institutionen reguliert und kontrolliert wird. Obwohl es uns an der Universität weder an institutioneller Legitimität noch an symbolischem oder kulturellem Kapital mangelt, sind vernetzende Plattformen für die EKW unter dem Aspekt der Reichweitensteigerung – also dem Potenzial, mit einer außerakademischen Öffentlichkeit in Austausch zu treten – reizvoll. Dabei speist sich die Faszination, Sichtbarkeit für das Fach herzustellen, nicht nur aus der Forderung, als wissenschaftliche Disziplin ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung gerecht zu werden, sondern ergibt sich genauso aus marktwirtschaftlichen universitären Logiken, welche zunehmend die Relevanz von Forschung aus (medialer) Aufmerksamkeit ableiten (und crossmediale Vernetzung forcieren).

Dass kulturelle Ausdrucksformen und die Möglichkeiten ihrer Vermittlung durch das jeweilige medientechnologische Repertoire – also sowohl durch die Eigenschaften eines Mediums als auch durch die damit verbundenen Nutzungspraktiken – geprägt sind, wurde aus Sicht der Medien- und Digitalanthropologie schon ausgiebig diskutiert. Ich möchte hier einen Blick auf einige Aspekte der empirisch-kulturwissenschaftlichen Wissenschaftskommunikation werfen, die sich aus der Ko-Konstruktion der Inhalte zwischen Nutzer:innen, Interfaces und der wechselseitigen Bedingung von algorithmisierten Logiken der Wertschöpfung und Aufmerksamkeitssteigerung ergeben.

Aktuell ist die EKW auf Instagram durch 19 deutschsprachige Institute mit eigenen Accounts (und sechs weitere über Fakultäten oder Fachschaften) repräsentiert. Dass viele der Accounts erstmals in den Jahren 2019 oder 2020 aktiv wurden, verdeutlicht in erster Linie einen in den letzten Jahren vollzogenen Umbruch in der Medienlandschaft, bei dem Instagram Facebook als eine der wichtigsten vernetzenden Plattformen ablöste. Die fünf reichweiten-stärksten Accounts des Faches bewegen sich zwischen 1.218 und 693 Follower:innen (Stand 26.07.2023) und zählen damit innerhalb der Plattformlogiken immer noch zu den kleinen Accounts (unter 10.000). Die inhaltliche Ausrichtung der publizierten Beiträge und die damit adressierten Zielgruppen unterscheiden sich je nach Account. Während @kulturanthropologie_dortmund beispielsweise das Hauptaugenmerk auf das Anwerben neuer Studierender legt und regelmäßig Eindrücke aus Ausstellungsprojekten und Publikationen gibt, stellt @uzh_populärkulturen hauptsächlich Vorträge und Veröffentlichungen der Institutsmitglieder vor und scheint sich damit an eine fachinterne Öffentlichkeit zu richten.

Ich betreue in Freiburg seit 2021 das Social-Media-Team, das sich aus studentischen Praktikant:innen und einer:einem studentischen Mitarbeiter:in zusammen-

setzt. Wir gestalten den Account als Wissenschaftskommunikations- und Informationskanal. Das bedeutet, dass das Team regelmäßig eigens für Instagram Texte schreibt und Inhalte produziert. In verschiedenen Reihenformaten sollen so die Fachperspektive und ausgewählte Forschungsthemen für eine außerakademische (Instagram-)Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Darüber hinaus teilen wir Neuigkeiten zum Institutsleben, Inhalte aus studentischen Lehrforschungsprojekten und studienrelevante Informationen zu Fristen etc.

Als schnelllebiges, visuelles Medium, das auf Ästhetisierung setzt, stellt Instagram für die Wissenschaftskommunikation eine Herausforderung dar. In der Logik der Plattform und des Design-Interface kann Text somit nur als Bildunterschrift, begrenzt auf 2.200 Zeichen, eingetragen werden. Die Aufmerksamkeit der Nutzer:innen muss also zuerst durch ein ansprechendes Bild oder eine Grafik gefangen werden, um sie überhaupt auf den Beschreibungstext, in dem wir unsere Inhalte präsentieren, aufmerksam zu machen. An dieser Stelle kann zu Recht gefragt werden, wer überhaupt Texte liest in einem Medium, in dem Nutzer:innen für gewöhnlich von einer bildgewaltigen, ästhetischen Inszenierung zur nächsten wischen. Ähnlich wie bei anderen Publikationsformaten, lässt sich das trotz der von Instagram bereitgestellten „*Insights*“ nur schwer nachvollziehen.

Neben der Zeichenbeschränkung, welche die vom Fach erhobenen Ansprüche an Komplexität und Multidimensionalität der Betrachtung bedeutend einschränkt, wird die redaktionelle Arbeit auch von Netzwerklogiken beeinflusst. Erstens zielen vernetzende Plattformen auf Reichweitensteigerung ab. Die Reichweite einzelner Beiträge und des Accounts wird für die Account-Beteiber:innen von Instagram quantifiziert und in unterschiedlichen Diagrammen als „*Insights*“ zur Verfügung gestellt. Um die Reichweite zu steigern, machen wir den Zeitpunkt, zu dem wir neue Beiträge veröffentlichen, von „algorithmischen Imaginären“ (Taina Bucher) abhängig. Hier wird also unsere Vorstellung davon, wie die Instagram-Algorithmen funktionieren und welches Verhalten von ihnen mit Reichweitensteigerung belohnt wird, handlungsleitend. Zweitens erlauben es diese Netzwerklogiken, Kooperationen und Verbindungen zwischen Instituten und Projekten, die auf Instagram vertreten sind, sichtbar zu machen. Das scheint mir insbesondere für eine Disziplin relevant zu sein, die sich bisher nur schwer auf einen gemeinsamen Namen einigen konnte.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat außerdem gezeigt, dass es sich bei den Menschen, die wir gemessen an Interaktion – *liken*, kommentieren, teilen, abspeichern – mit unseren Beiträgen über Instagram erreichen, mehrheitlich um unsere eigenen Studierenden oder lokale Akteur:innen wie die Universitätsbibliothek oder das Uni-Museum in Freiburg handelt. Bei ersteren kann das in meinen Augen durchaus zu einer engeren Bindung an das Fach und das Institut beitragen. Mit dieser Erkenntnis drängt sich allerdings die Frage auf, warum wir so viele Ressourcen in ein Format stecken, bei dem wir die Reichweitensteigerung, die es verspricht, nicht realisieren

können. Letztlich bleibt die Erwartung bestehen, dass uns dieses Medium als Fach erlaubt, einen kleinen Beitrag zu oftmals polemisch geführten Debatten des öffentlichen Diskurses zu leisten, indem wir durch unsere empirisch-kulturwissenschaftliche Brillen unterschiedliche Betrachtungsweisen aufzeigen. Ob und wie das gelesen wird, steht auf einem anderen Blatt.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.10>

Nina Gorgus

Ausstellungen

An der Stelle, wo sich heute das 2017 eröffnete Ausstellungshaus des Historischen Museums Frankfurt (HMF) befindet, stand bis 2012 ein Gebäude im Stil des Betonbrutalismus. 1972 wurde hier eine Dauerausstellung eröffnet, die sehr breit und kontrovers diskutiert wurde. Es sollte „eine Bildungsstätte für alle Schichten“ entstehen; ein Ort für „interessante Entdeckungen, Begegnungen und Auseinandersetzungen“, wie es das Museum beschrieb. Nicht so sehr Objekte standen im Mittelpunkt, sondern Texte, die die Objekte in einen gesellschaftlichen Zusammenhang stellten und die Stadtgeschichte nicht aus der Perspektive der Herrschenden präsentieren wollten, sondern aus der Sicht der werktätigen Klassen. Als Weiterentwicklung dieses Ansatzes führten die Kurator*innen 1980 mit der Ausstellung zu *Frauenalltag und Frauenbewegung im 20. Jahrhundert* partizipatorische Strategien in die Museumsarbeit ein. Im Vorfeld waren interessierte Personen eingeladen, über Konzept und Objektauswahl zu diskutieren. Auch Erinnerungen von Zeitzeug*innen flossen in die Kuration ein; die Ausstellung wurde zum Ort, um gesellschaftliche Debatten zu verhandeln. Dass das Museum offensiv nicht als „neutraler Ort“ auftrat, führte zu kontroversen Diskussionen. Diese Ausstellung und die Dauerausstellung agierten schon im Sinne einer „Kontaktzone“ (James Clifford), als ein Forum für den sozialen Diskurs.

Heute hat das HMF einige der Ideen weiterentwickelt und partizipatorische und inklusive Strategien ins Leitbild übernommen. Es hat den Fokus darauf gerichtet, als Plattform für den Austausch zu dienen und lädt die Stadtgesellschaft explizit ein, ihre vielfältigen Perspektiven auf die Stadt mit anderen zu teilen. In erster Linie geschieht das im Stadtlabor seit 2010. Zunächst als Pop-up-Ausstellung an unterschiedlichen Orten in Frankfurt unterwegs, bespielt das Stadtlabor seit der Eröffnung des Ausstellungshauses 2017 einen Großteil der Ausstellungsfläche der Galerie *Frankfurt Jetzt!*. Das Stadtlabor unterscheidet sich von klassisch kuratierten Ausstellungen dadurch, dass diese Schauen in mehreren Workshops in *Co-Creation* von Vertreter*innen der Stadtgesellschaft gemeinsam mit dem Museumsteam und

externen Gestalter*innen erarbeitet werden; es geht um geteilte Expertisen. In dem durchschnittlich über zwölf Monate dauernden Prozess beteiligen sich jeweils zwischen 50 bis 300 Personen an Themenschärfung, Recherchen, Konzeptentwicklung, Überlegungen zur Präsentation und Textworkshops. Der Beginn ist zumeist ein offener Aufruf; für einzelne Projekte werden auch Bürger*innen oder *communities* direkt angesprochen, um möglichst viele Gruppen der Stadtgesellschaft zu erreichen. Die Themen werden im Haus entwickelt oder auch von außen herangetragen. Die Spielregeln für die Zusammenarbeit werden in einem Leitfaden festgehalten, der für alle transparent vermittelt wird.

Für die Ausstellungen heißt das: Sie werden zur Plattform für Multiperspektivität und Diversität. Das geschieht nicht ohne Konflikte und ist jedes Mal ein Aushandlungsprozess, der viele Ressourcen benötigt. „Beziehungen zu und zwischen Teilnehmer*innen werden aufgebaut und gepflegt, Befindlichkeiten berücksichtigt, demokratische Prozesse gestaltet und eine Willkommenskultur gelebt“, so beschreibt Susanne Gesser das Vorgehen, neben Angela Jannelli eine der beiden ständigen Kuratorinnen. Am Ende eines Stadtlabors können auch andere Produkte wie ein Film, eine thematische Sommertour durch Frankfurt oder ein Sammlungs-Check stehen. Darüber hinaus können im Stadtlabor digital, einer kartenbasierten Webanwendung, Interessierte Beiträge zu ihrer Stadt wie Fotos, Videos, Audios oder Texte teilen.

Mittlerweile werden im HMF partizipative Formate auf unterschiedlichen Beteiligungsebenen auch in den anderen Ausstellungen genutzt, wie etwa die Thementour *Blickwechsel – dem Rassismus auf der Spur* in der Dauerausstellung *Frankfurt Einst?*. Oft erfolgt die Partizipation nicht im Vorfeld der Ausstellung, sondern erst in den Ausstellungen selbst. Die Besuchenden können als Beitragende Kommentare in Schriftform hinterlassen, Orte in Karten ergänzen oder über Fragen abstimmen. Der Austausch findet nur während der Laufzeit der Ausstellung statt, während die Inhalte der Stadtlabor-Ausstellungen mit Broschüren dokumentiert werden und sich so die externen Perspektiven verstetigen. Das ganze Museum öffnet sich zunehmend in und für die Stadtgesellschaft und damit auch EKW-Perspektiven.

Die Stadtlabor-Ausstellungen unterscheiden sich auf den ersten Blick nicht von anderen Ausstellungen: Es werden Objekte, Texte oder Medien im Raum in einem Narrativ inszeniert; die Gestaltung ist professionell. Natürlich ist auch eine Stadtlabor-Ausstellung ein Ort der Verhandlung der Repräsentationen von bestimmten Gruppen und Themen. Doch es ist nicht die Institution allein, die hier durch die Ausstellung spricht – es sind viele Protagonist*innen beteiligt. Die Beteiligung wird thematisiert und transparent gemacht. Auch auf der Vermittlungsebene wird eher der Dialog gesucht, um den Besucher*innen die unterschiedlichen Blicke auf ein Thema zu verdeutlichen.

Die Ausstellungen werden auf diese Weise zum Ort der Produktion von Wissen, doch nicht nur das: Sie erfahren eine relevante Erweiterung. Andere Wissensformen

als wissenschaftliches oder universitäres Wissen werden integriert und weiterentwickelt. Handlungswissen, Erfahrungswissen, lokales Wissen und vieles mehr fließt in die Inhalte ein. Die kuratorische oder institutionelle Deutungshoheit wird geteilt und die Mastererzählung in viele Narrative fragmentiert: Das Museum wird subjektiv. Genau in diesem Dazwischen, also in der Begegnung unterschiedlicher Wissensordnungen, liegt das Potenzial. Bernhard Tschofen verwendet dafür den Begriff der „trading zone“ verstanden als Koproduktion von Wissen durch Interaktion unterschiedlicher Akteur*innengruppen. Ausstellungen wie das Stadtlabor werden so zu einem Wissensreservoir, das sich ständig erneuert. Dessen Bedeutung ist allen Beteiligten bewusst, wie das Statement einer Stadtlaborantin zu einem Stadtlabor über Rassismus 2021 deutlich macht: „Mein Eindruck ist, dass sich eigentlich die ‚großen‘ gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse (Deutungshoheit, Zugang zu Ressourcen und Entscheidungen, persönliche Interessen und biographische Verletzungen usw.) bei uns im ‚Kleinen‘ widerspiegeln.“

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.11>

Moritz Ege

Vortrags- und Diskussionsformate

Zu berichten ist von einer Reihe von Diskussions- und Vortragsveranstaltungen, die 2018/19 in Göttingen stattfanden. Ihr Thema war die Elitenkritik, die Abneigung und Skepsis gegen oder gar der Hass auf (vermeintliche) Eliten, die in den Jahren zuvor besonders laut zu vernehmen waren. Uns interessierte das Antielitäre als gesellschaftliches Phänomen, als ‚kulturelles Thema‘ mit weithin unklaren Implikationen und Effekten. Letztere sollten in den Veranstaltungen mit Projektpartner:innen und anderen Gästen präsentiert und diskutiert werden. In einem interdisziplinären akademischen Arbeitskreis zur ‚Conjunctural Analysis‘ hatten wir die Elitenkritik als Leitmotiv der Gegenwart ausgemacht – ohne aber selbst das Thema oder seine aktuellen Ausformungen bis dato ausführlicher beforscht zu haben. Eine Ausschreibung des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur zu ‚Zukunftsdiskursen‘ brachte Johannes Springer und mich dann auf die Idee, dem Thema in Vortrags- und Diskussionsformaten mit wechselnden Mit-Veranstaltenden und einer Filmreihe im lokalen Programmkinos nachzugehen.

Für uns – beide neu in Göttingen – war die Reihe ein gewisses Abenteuer, vor allem mit Blick auf die Frage nach der Größe und der Zusammensetzung der interessierten Öffentlichkeit(en) und die eigene Mobilisierungsfähigkeit. Die Lokalpresse kündigte jedenfalls die Reihe umfangreich an. Den Anfang machte ein Abend zum

Thema „Gegen die Eliten – ein Konflikt zwischen Stadt und Land?“, den die in Göttingen ansässige Agrarsoziale Gesellschaft e. V. mitveranstaltete. Inputs kamen von einem ihrer Vertreter, der als Landwirt und Agrarpolitiker sprach, einer EKWlerin sowie einem Literaturwissenschaftler. Das klassische Panel-Format mit Inputs, Diskussion auf dem Podium und Öffnung ins Publikum sorgte für reichhaltige Inhalte, war aber auch ein bisschen konventionell konzipiert. Am Ende klopfen wir Beteiligten und Veranstalter:innen uns trotzdem auf die Schulter und betonten, dass der Austausch ungemein bereichernd ist und viel öfter stattfinden sollte. Was auch stimmte.

Der nächste Termin fand im Vereinsraum der Supporters Crew 05 statt, den antifaschistischen Ultras des Göttinger Fussball-Oberligisten, und drehte sich um ein recht spezifisches, aber in diesem Kontext auch dringliches Thema: anti-elitäre Diskurse als Mobilisierungsmittel im rechten Hooliganismus. Diesen Veranstaltungsort hatte die Lokalzeitung besonders bemerkenswert gefunden: die Uni bei den Ultras! Vertreter der Supporters Crew waren fürs Podium angefragt, sie diskutierten aber lieber aus dem Publikum mit. Allerdings: Diesmal war die Veranstaltung richtig schlecht besucht. Einerseits war's trotzdem eine sehr produktive Runde, nach der wir und einige der Supporters anders auf das Thema blickten als zuvor. Andererseits wuchsen auch die Zweifel: War der Zugang zum Thema zu intellektualistisch-reflexiv, zu wenig praxis- und lösungsorientiert, selbst für die Projektpartner? Die Themen der folgenden Abende fanden dann eher ihr Publikum. Im Gewerkschaftshaus sprachen Streikforscher- und Gewerkschafter:innen sowie Studierende über die Frage, ob sich die elitenkritische Stimmung auch in Arbeitskämpfen bemerkbar macht. Rückblickend denke ich, dass es auch der starke Rückbezug zum Arbeitsfeld der Universität selbst war, der hier für eine besondere Diskussionsintensität sorgte.

Die Zukunftswerkstatt im Ihme-Zentrum, einem brutalistischen Gebäudekomplex in Hannover, war ein weiterer Schauplatz der Reihe. Dort hatten Modedesign-Studierende eine Ausstellung mit Mode-Entwürfen vorbereitet, die das Anti-Elitäre ästhetisch thematisierten; zwei Forscherinnen debattierten u. a. über High-End-Streetwear und die feministische Kritik an einer hyperfemininen Ästhetik, wobei sich letztere möglicherweise auch in eine Traditionslinie selbstbewusst-antielitärer Vulgarität einordnen lässt. Die Zusammensetzung des Publikums war uns weniger durchschaubar als an den Abenden zuvor. Es war eine begeisternde Veranstaltung, fand ich – aufgrund der Ausstellung, der Club-Atmosphäre, des Interesses der anwesenden Modebegeisterten als auch politischer Spannungen, die sich in den Präsentationen und in der Diskussion entwickelten.

Die Lesenden werden bemerkt haben: Die Geschichte einer solchen Veranstaltungsreihe lässt sich unterschiedlich erzählen; auch unterschiedliche Punkte als exemplarisch, vielleicht inspirierend oder zumindest als symptomatisch hervorheben. Zunächst einmal haben solche Formate, wie hoffentlich deutlich wurde, viel für sich: Wie von den Förderern vorgesehen, zerbrachen sich Wissenschaftler:innen und An-

gehörige verschiedener Öffentlichkeiten gemeinsam den Kopf. Über Medienberichterstattung, Infomaterial und Publikationen erreichte das Projekt noch einmal ein größeres Publikum. Die ästhetische Komponente und die verschiedenen beteiligten Disziplinen und Praxis-Perspektiven erzeugten eine inhaltliche Vielstimmigkeit, in der sich das Thema der Reihe immer wieder neu wahrnehmen ließ.

Als Organisatoren lernten wir auch einiges über Regeln solcher Kooperationen, die uns vorher eher abstrakt bewusst gewesen waren: über die Notwendigkeit, Projektpartner:innen bereits in der Konzeptionsphase zu involvieren, um Interessen und Ziele zu besprechen und das Vorhaben wirklich als gemeinsames zu beginnen; über den Segen einer professionellen Moderation; oder auch über die Balance zwischen offenen und partizipativen Veranstaltungsformaten und der (nicht zuletzt eigenen) Erwartung nach substanziellem Input. Und wir wussten die finanzielle Förderung zu schätzen, die uns Freiheiten gab, die im Universitätsalltag sonst eher nicht vorhanden sind.

Dass aber auch nicht alles aufging, klang bereits an und lässt sich etwas subjektiv anhand der Veranstaltergefühlslagen beschreiben: Waren wir nach manchen Abenden geradezu euphorisch, so schien sich an anderen der Verdacht zu bestätigen, dass das, was man als Kulturwissenschaftler macht, nicht immer so viele Leute interessiert, die gerade keine ECTS-Punkte zu erwerben haben (zumindest, wenn man keine Promis zu bieten hat). Und auch, wenn die nächste, turbulentere Veranstaltungsrunde solche Selbstzweifel wieder zerstreute, standen am Ende auch einige grundsätzliche Fragen im Raum: Sollte man nicht lieber zuerst gründlicher forschen, bevor es „an die Öffentlichkeit“ geht und man zusammen mit anderen Leuten laut über Dinge nachdenkt? Oder wäre das dann gerade wieder – wie wir in der Konzeption der Reihe eigentlich dachten – ein allzu konventionelles Verständnis des Wissen-raus-in-die-Welt-Tragens? Im Prozess selbst blieb wenig Zeit und Raum, solchen Ambivalenzen nachzugehen. Es hilft aber, denke ich, die Frage, wer was von einer solchen Veranstaltung hat, wessen Probleme sie löst und welche Voraussetzungen sie reproduziert, recht offensiv anzugehen. Das Thema des Anti-Elitären jedenfalls, an dem wir uns abarbeiteten, gewann in der Folge politisch weiter an Bedeutung; die heikle Frage nach der Rolle akademischer Milieus und Expert:innen in dieser Konstellation nicht weniger.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.12>

Lea Breitsprecher, Sarah May

Photovoice und Plakat

Ein Montagabend im Frühsommer 2023 am Freiburger Hauptbahnhof: Ein großformatiges Plakat, drei- auf zweieinhalb Meter, steht an Gleis 1 in Abschnitt C. Es zeigt die Fotografie einer Tannenspitze. An ihr befestigt: ein orangenes Plastikteil, grafisch akzentuiert durch einen pinkfarbenen Rahmen. Darunter die Zeilen, eingeleitet von einem pinken Doppelpfeil: „Ich will das ja auch ein bisschen steuern. Also, ich versuche hier. . . Naturverjüngung: Buche, Ahorn und Esche kommt dann mit hoch. Und unter anderem eben auch diese Tanne.“ Plakate gibt es viele am Bahnhof. Sie werben für Limonade, Kredite und Hotels. – Wie passen Zitat und Tanne da hinein?

Eine Gruppe von rund 40 Personen steht vor dem Plakat. Ein Mann erklärt über den Lärm hinweg, dass das Plastikteil auf dem Foto eine „Bisschutzmanschette“ sei; sie schütze den jungen Baum vor hungrigen Rehen und sei Ausgangspunkt für kulturanalytische Überlegungen zu land- und forstwirtschaftlichen Wissensbeständen, Mensch-Umwelt-Beziehungen und Zukunftsentwürfen, die seine Mitstudierenden und er entwickelt hätten.

Die Szene beschreibt einen Ausschnitt der Abschlussveranstaltung des Studienprojekts *Bioökonomie ins Bild rücken*. 16 Bachelorstudierende der Freiburger Kulturanthropologie forschten zwischen Sommer 2022 und Frühjahr 2023 zur Frage, wie die politische Idee von ‚Bioökonomie‘ – der Defossilisierung der Wirtschaft durch den gesteigerten Einsatz biobasierter Rohstoffe – in der land- und forstwirtschaftlichen Praxis bewertet und umgesetzt wird. Die Ergebnisse sollten (außer-)universitäre Öffentlichkeiten adressieren: Großflächenplakat, Webseite und Instagram waren die Formate der Präsentation beziehungsweise des ‚Grenzverkehrs‘ im Seminar.

Mit Blick auf Potenziale und Limitationen der Großflächenplakate wird zunächst die Erhebungsphase relevant. Wir nutzten die Methode ‚Photovoice‘, die ursprünglich aus den Gesundheitswissenschaften kommt und visuelle mit narrativen Feldzugängen verknüpft: Die Feldpartner:innen erhalten eine Kamera, um für sie relevante Ausschnitte ihrer Alltage zu dokumentieren. Nach einem festen Zeitraum werden die Fotos im Gespräch kontextualisiert. Photovoice sieht vor, die Ergebnisse in Feld und Öffentlichkeit zu kommunizieren. Wie lässt sich dieser Anspruch auf ein kulturanthropologisches Forschungsprojekt übertragen?

Land- und Forstwirt:innen stehen in einem kulturanalytisch interessanten Spannungsverhältnis: Sie sollen die für bioökonomische Innovationen benötigte Biomasse bereitstellen, werden medial jedoch kaum als Akteur:innen ökologischer Transformation benannt, sondern eher kritisiert. Wenn das Seminar Alltag und Deutungen der Land- und Forstwirt:innen in den Fokus rückte, hatte dies keinen normativen Anspruch, sondern folgte dem Ziel, die dichotomen Zuschreibungen zu dekonstruieren, Komplexität zu steigern und eine kulturanalytische Neugier („Was passiert hier eigentlich?“) zu vermitteln.



Foto: Lea Breitsprecher

Um das zu erreichen, entwarfen wir vier Plakatskizzen, je eine für jeden beteiligten Betrieb, als visuelle Störmomente im urbanen Raum. Die Skizzen bestehen aus einem Foto und einem Zitat der Feldpartner:innen, einem farbigen Rahmen als Designelement und einem QR-Code, der auf unsere Webseite lenkt. Wir platzierten die Plakate an 16 Orten des Durchgangs und des Konsums in Stuttgart und Freiburg. Sie sollten wie Exponate einer Ausstellung wirken, die nicht auf ein Produkt verweisen, sondern Alltag reflektieren. Um dies zu unterstützen, wählten wir den Bruch als Maxime der Gestaltung: Motive der Landwirtschaft sind vor allem grün, gelb und braun? Also legen wir einen pinken Rahmen darüber. Das Foto zeigt die Technik einer Biogasanlage? Wir wählen ein Zitat zu Natur. Eine Tanne? Hängen wir sie doch in den Bahnhof! Wir wollten Komplexität schaffen, verfremden, irritieren, die kulturalanalytischen Perspektiven großmachen. Die Plakate sind Verdichtungen unserer Deutungen und Analysen. Der Grenzverkehr war damit vorbereitet.

Generell war die Konzeption der Plakate durch viele Vorannahmen geprägt. Das Projekt finanzierten wir mithilfe der Förderlinie *Freiraum 2022* der *Stiftung Innovation in der Hochschullehre*. Hierfür mussten wir bereits im Antrag die Formate der Ergebnispräsentation benennen – die Entscheidung für Plakate war also dem Forschungsprozess vorgelagert und nahm damit auch Einfluss auf ihn: Wir wählten für die Umsetzung von Photovoice Systemkameras, da diese die hohe Auflösung für den großformatigen Druck garantierten; die Geräte waren allerdings recht unhandlich

und nicht sofort intuitiv zu bedienen. So entstanden vermutlich andere Ergebnisse als dies mit Smartphones oder Einwegkameras der Fall gewesen wäre.

In Bezug auf die Plakate sind sicher auch die Sehgewohnheiten nicht zu unterschätzen, die einen Verweis auf ein Produkt oder eine Marke nahelegen. Im Modus der doppelten Repräsentation haben wir Fotos der Plakate auf Instagram veröffentlicht; darunter kommentierte ein Follower: „Das nenn’ ich mal Marketing“. Fragt sich nur: für was? Unsere Universität? Die Kulturanthropologie? Oder Landwirtschaft und Bioökonomie? Wir wollten „ins Bild rücken“, Fragen aufwerfen, primär nicht werben. Aber vielleicht lässt sich dies auch nicht ganz umgehen, da wir ein so öffentlichkeitswirksames Format wie das Plakat wählten. An das Plakat scheint eine Marketingwartung geknüpft, die sich eventuell auch dann realisiert, wenn man versucht, sie bewusst zu brechen.

Die letzte Station der Abschlussveranstaltung ist ein Plakat vor dem Haus des Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverbands – dieser hatte die Kontakte zu den Landwirt:innen vermittelt. Die Gruppe positioniert sich um das Plakat des Heidenhofs. Die Familie, die den Hof in Südbaden betreibt, ist anwesend, steht nun vor, ihrem Plakat: Darauf zu sehen sind zwei Familienmitglieder bei ihrer Arbeit an der Biogasanlage. Es sei beeindruckend, dass ihr Alltag hier zu sehen und an dieser Straße in der Stadt kaum zu übersehen sei, kommentiert ein Familienmitglied: Sie hätten sich nun auch eine Kamera gekauft und wollten ihren Alltag weiter dokumentieren. Hinterfragen, was sie täglich tun.

Realisierte das Projekt nun Grenzverkehr zwischen Stadt und Land? Zwischen Universität und Öffentlichkeit? – Auf jeden Fall den zwischen Kulturanthropologie und Landwirtschaft.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.13>

Berichte

Prof. Dr. Bärbel Kerkhoff-Hader 1940–2023

Am 30. April 2023 wurde Prof. Dr. Bärbel Kerkhoff-Hader nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von 83 Jahren aus ihrem aktiven Leben gerissen. Sie hatte vom 01.09.1994 bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand am 30.09.2005 den Lehrstuhl für Volkskunde/Europäische Ethnologie in Bamberg innegehabt. In Bamberg verfolgte sie bis zuletzt auch als Pensionärin weitere Forschungs- und Publikationsvorhaben und hielt regen Kontakt zur Fakultät, zum Kollegium und zu ihren Schülern und Schülerinnen.

Dass sie einmal das Fach Europäische Ethnologie an einer bayerischen Universität vertreten würde, war der am Niederrhein in Kempen Geborenen nicht in die Wiege gelegt. Immerhin hatte sie gute Startchancen: Sie hat – wie ihre beiden Schwestern – das Abitur gemacht, was in den 1950er/60er Jahren nicht selbstverständlich war. Danach wollte sie Lehrerin für Grund- und Hauptschulen mit Schwerpunkt Kunst werden und war zunächst auch im Schuldienst. Nebenher erweiterte sie in Düsseldorf ihre Lehrbefähigung im Sektor Kunst und betreute zusätzlich künftige Lehrer*innen, die angesichts des auch damals herrschenden Lehrermangels in einem praxisnahen Schnell-Studiengang ausgebildet wurden. Nach fünf Jahren Schuldienst ließ sie sich beurlauben, um als wissenschaftliche Hilfskraft an der Pädagogischen Hochschule Bonn Übungen abzuhalten und jedes Semester Hunderte von Prüfungen zu protokollieren.

Ehrgeizig und umtriebig wie sie war, sattelte sie noch ein Promotionsstudium der Volkskunde, Kunstgeschichte, klassischen Archäologie und Erziehungswissenschaften drauf und wurde 1976 mit einer Arbeit über „Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel“ bei Matthias Zender in Bonn promoviert (1980 veröffentlicht als Bd. 10 der Reihe „Rheinisches Archiv“). Das Lehramtsstudium hatten ihr noch die Eltern finanziert; für weitere Qualifikationen gab es diese Unterstützung nicht mehr. Ihr Verlangen, tiefer in Fragen von Kunst und Kultur einzusteigen, führte schließlich zu einer C4-Professur zu einer Zeit, als nur sechs Prozent dieser Stellen bundesweit von Frauen besetzt waren. Nach Stationen als Wissenschaftliche Assistentin und Akademische Rätin mit dem Schwerpunkt Kulturgeschichte der Textilien, Gestaltungslehre und Museologie an der PH Rheinland, Abt. Bonn und der Universität zu Köln am Seminar für bildende Kunst und ihre Didaktik folgte zum WS 1994/95 der Ruf auf den Lehrstuhl „Heimat- und Volkskunde“ der Universität Bamberg. Die neue Inhaberin sorgte sehr schnell für eine den Inhalten des Faches angemessene

und zeitgemäße Umbenennung in „Lehrstuhl für Volkskunde/ Europäische Ethnologie“ und setzte direkt vor ihrer Pensionierung schließlich auch die moderne Bezeichnung ohne den Zusatz „Volkskunde“ durch.

Das Verharren in eingefahrenen Bahnen war Bärbel Kerkhoff-Haders Sache nie. Sie mischte sich ein in die aktuellen Fachdiskurse, ergriff auf den Kongressen der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (damals noch „für Volkskunde“) als eine der wenigen dort vertretenen Frauen gerne und oft das Wort und demonstrierte ihre Auffassung der Disziplin als vernetztes Fach, das die Kulturgeschichte der Regionen vor der Folie Europas begreifen muss. Folgerichtig trug die ihr zum 70. Geburtstag 2010 gewidmete Festschrift auch den Titel „In Europa. Kulturelle Netzwerke – lokal, regional, global“. Sie enthält die Referate eines ihr zu Ehren organisierten Symposiums auf Kloster Banz, zu dem Schüler*innen und Kolleg*innen aus Ungarn, Rumänien, Österreich, Frankreich und Norwegen angereist waren.

In Bamberg angekommen, griff sie die im Rheinland verfolgten Themen der Keramik- und Kleidungsforschung wieder auf und knüpfte schnell Kontakte zu Museen in der Region. In guter Erinnerung geblieben ist beispielsweise die im Historischen Museum Bamberg gezeigte Weihnachtsausstellung mit Krippenfiguren aus der Provence, den sog. „Santons“, vor nunmehr 25 Jahren. Mit ihrer Abschiedsvorlesung 2006 und der dazugehörigen Ausstellung über den Bamberger Buchbinder und Schreibwarenhändler Eugen Müller im Alten Rathaus Bamberg hat sie mit gutem Gespür für künftige Entwicklungen einen frühen Fall des später um sich greifenden Ladensterbens aufgegriffen. Bereits 1986 hatte sie zusammen mit dem damals im Bayerischen Nationalmuseum München tätigen Kurator Dr. Ingolf Bauer den „Leitfaden zur Keramikbeschreibung“ ausgearbeitet. Sie besuchte jedes Jahr das Internationale Symposium für Keramikforschung, steuerte oft ein eigenes Referat bei und animierte ihre Studierenden, sie dorthin zu begleiten. Das Engagement fiel auf fruchtbaren Boden, sodass mehrere Zulassungs- und Magisterarbeiten zu diesem Themenkreis entstanden.

Auch andere Felder der materiellen Kultur wurden von Bärbel Kerkhoff-Hader bestellt, allen voran die religiösen Kleindenkmale in Oberfranken. Stadt und Landkreis Bamberg verdanken ihrem Forschungsprojekt über die „Religiösen Male“, dass Bildstöcke, Marterln, Steinkreuze und Kreuzigungsgruppen in der Landschaft in einer „Topographie der Frömmigkeit“ (Bärbel Kerkhoff-Hader in ihrer Einführung zum Tagungsband 2012) dokumentiert sind. – Auch mit ihrer häufigen Teilnahme an den Kongressen der DGEKW und der International Society for Ethnology and Folklore (SIEF) zeigte sie ihr lebhaftes Interesse und ihre große Offenheit für die Diskurse im Fach über ihren aktiven Dienst als Hochschullehrerin hinaus.

2013–2019 leitete Prof. Dr. Bärbel Kerkhoff-Hader gemeinsam mit Dr. Birgit Jauernig, Museumsleiterin des Bauernmuseums Bamberger Land in Frensdorf, das von der Volkswagen- und der Oberfrankenstiftung geförderte Forschungsprojekt „Re-

gionaltypisches Kleidungsverhalten seit dem 19. Jahrhundert – Entwicklungen und Tendenzen am Beispiel Oberfranken“ und kehrte damit am Ende ihres Berufslebens zu den Anfängen zurück, als sie sich an der Universität Köln ebenfalls mit Textilem befasst hatte: Dort hatte sie von 1988–1991 nacheinander ein Jeans-, ein Trachten- und Folklore- und ein Hut-Projekt durchgeführt. All diese Unternehmungen spiegeln sich in zahlreichen Aufsätzen und Katalogen. Für die vollständige Bibliographie der Verstorbenen sei auf die Lehrstuhl-Website verwiesen: www.uni-bamberg.de/euro-ethno/lehrstuhl/personen/ehemalige/univ-prof-dr-baerbel-kerkhoff-hader/

Auch in der akademischen Selbstverwaltung war Bärbel Kerkhoff-Hader aktiv, sie hat die Entwicklung der Universität als Prodekanin und Dekanin der damaligen Fakultät Geschichts- und Geowissenschaften von 2000 bis 2004, als Frauenbeauftragte der Universität Bamberg von 2002 bis 2005 und als langjähriges Mitglied der Forschungskommission und Senatorin mitgestaltet. Ihr Engagement in und für ihre Universität verwandelte sich nach der Pensionierung in lebhaftes Interesse und unermüdlige Teilnahme am akademischen Leben. Mit Begeisterung hielt sie weiter Vorlesungen, beteiligte sich als Gutachterin an Prüfungsverfahren und fehlte bei keinem geselligen Beisammensein von der Lehrstuhl-Weihnachtsfeier über den Neujahrsempfang der Fakultät bis zum gesamtuniversitären Professorium.

Als ihr Ehemann, der Autor und Regisseur Winand Kerkhoff, im Juni 2022 verstarb, war das ein schwerer Schlag für die so dynamische und quirlige Pensionärin. Anfang November hatte sie fast zu ihrer alten Form zurückgefunden. Sie fuhr zur ICOM-Deutschland-Tagung nach Berlin, netzwerkte und besuchte bei der Gelegenheit Kollegen*innen und Freund*innen in der Bundeshauptstadt und reiste anschließend gleich nach Oberelsbach in die Rhön. Dort wurde eine Ausstellung mit Masken samt Materialien zur Rhöner Fastnacht aus dem Nachlass ihres verstorbenen Freundes Friedrich Münch, Professor für Kunst- und Werkerziehung an der Universität Bonn, gezeigt, was ihrer Vermittlung zu verdanken war. Als Münch 2015 starb, hatte sie dafür gesorgt, dass seine Sammlung an das Deutsche Fastnachtmuseum Kitzingen ging. So kann man sagen, dass sie beinahe bis zum letzten Atemzug ihr Talent zum Brückenbauen und zum Präsentieren verborgener Schätze zum Wohl der europäisch-ethnologischen Wissenschaft ausgelebt hat. Kollegen und Kolleginnen, Schüler und Schülerinnen, denen Frau Kerkhoff-Hader immer fürsorglich zugewandt war, werden ihr ein ehrendes Gedenken bewahren!

Heidrun Alzheimer

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.14>

Doing Kinship by Doing Law? Zur Alltagsbedeutung von Recht in verwandtschaftlichen Kontexten

Digitale Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie an der Universität Wien,
09.–10. Dezember 2022

Seien es lesbische Elternschaft, Adoptionsrechte von Trans:Personen, die Anerkennung der Elternschaft nach einer Fehlgeburt, die Ehe für alle oder aber die Verantwortung Alleinerziehender und Unterhaltspflichtiger – ein Blick auf aktuelle politische Debatten sowohl in Deutschland als auch weit über seine Grenzen hinaus zeigt, wie stark soziale, kulturelle und juristische Diskurse ineinandergreifen, soziale Fragen zu juristischen werden und diese wiederum soziale Praktiken ermöglichen, verhindern oder moralisch und normativ aufladen. Hier setzte die bereits im Titel bewusst als offene Frage formulierte, von Felix Gaillinger organisierte digitale Tagung „Doing Kinship by Doing Law?“ an und fragte nach der Alltagsbedeutung von Recht in verwandtschaftlichen Kontexten.

Das Spannungsverhältnis zwischen Rechtspraxis, alltagsweltlichen Zugängen sowie Tabuisierungen innerhalb von verwandtschaftlichen und familiären Beziehungen griff die Tagung in fünf Panels mit interdisziplinären Vorträgen auf, wie *Felix Gaillinger* (Wien) einleitend vorstellte. Diese nahmen multiperspektivische und multimodale Zugänge aus queerer, feministischer, anti-patriarchaler Perspektive und soziologischen, europäisch-ethnologischen, literaturwissenschaftlichen und juristischen Disziplinen ein. So sollten aus verschiedenen Richtungen Brücken zwischen zwei Konzepten gebaut werden, die meist nur getrennt voneinander gedacht würden. Dabei zogen sich Fragen nach den Begriffsklärungen von Familie, Verwandtschaft und Recht und den durch letzteres bedingten Praktiken durch alle Vorträge.

Beate Binder (Berlin) identifizierte in der ersten Keynote „Mit Recht umgehen“ Recht und Rechtstexte als eng mit Institutionen und Verfahren verknüpfte Eigenlogiken, die selbstreferenziell gesellschaftliche Sachverhalte subsumieren und in juristische Kategorien überführen. Dabei durchdringe ein Doing Law im Sinne einer juristischen Praxis Alltagsräume, liefere institutionalisierte Wege, die einschränken sowie empowern. Gleichzeitig verschleierte Recht jedoch auch seine Macht durch den Trugschluss, alle seien vor dem Gesetz gleich. Binder forderte daher, den Blick auf das soziale Leben des Rechts, auf die damit verknüpften Praktiken, Materialitäten und Räume zu erweitern, und schlug dafür die drei Felder Rechtsprechung, Rechtsmobilisierung und Rechtsbewusstsein vor. Sie fragte: Eignet sich ein Recht, in das sich weiße und patriarchale Vorstellungen eingeschrieben haben, überhaupt für ein postfamiliales Leben? Wie können adäquatere, inkludierendere Vorstellungen von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit gefunden werden? Welche Effekte hat eine zunehmend beobachtbare Verrechtlichung generell, aber auch in familiärer und verwandtschaftlicher Praxis, und welche Gefahren und Möglichkeiten er-

geben sich, wenn soziale Fragen als rechtliche verhandelt werden? – In der zweiten Keynote „Doing Family oder Doing Kinship?“ betonte *Karin Jurczyk* (München) das praxeologische Entstehungsmoment von Familie und Verwandtschaft. Familie sei keine gegebene Ressource, keine fraglose Tradition und keine fixe Gestalt mehr und nicht länger gebunden an Ehe, Blutsverwandtschaft, Geschlecht und sogenannte Naturhaftigkeit, sondern eine forcierte, aktive, alltägliche, aber auch biografische Herstellungsleistung vieler Beteiligten. Anstatt von Angehörigen sprach sie von Dazugehörigen und zentrierte ihren praxeologischen Familienbegriff im Sinne eines Doing Family um Care-Arbeit und verbindliche Fürsorglichkeit. Dabei sei es allerdings wichtig, beim Doing nicht einen rein harmonistischen Blick, sondern genauso das UnDoing Family [sic!] als Auflösung, zerstörerische Praxen, Leugnung, Distanzierung, Kontaktabbrüche, Trennung und Anfechtung von Vaterschaft als genuinen Bestandteil des Doing Family miteinzubeziehen. Dabei unterschied sie zwischen einem Doing Family als konkrete personelle Interaktion und einem Making Family als institutionelle Einflussnahme. – Beide Keynotes machten deutlich: Familien- und Verwandtschaftsrecht sind Normgeber und moralische Orientierung für Ehe, Familie und Verwandtschaft, definieren, wer qua lege überhaupt zur Institution Familie gehört, und legen Rechte, aber auch Pflichten fest.

Das erste Panel stand unter dem Titel „Rechtsdefinitionen um/deuten?“. Wie weit diese nämlich noch in allen drei deutschsprachigen Ländern von einem pluralistischen Verständnis von Elternschaft entfernt sind, zeigte *Fiona Behle* (Zürich) in ihrer historischen Nachzeichnung des Schweizer Abstammungs- und Statusrechts. Sie reflektierte, dass Elternschaft immer nur die rechtliche Elternschaft meint, die im Falle der Mutter biologisch, im Falle des Vaters sozial durch die Ehe gegeben ist. Soziale Elternschaft, kritisierte Behle, ließe sich mit dem aktuell geltenden bürgerlichen Recht nicht abbilden. – An diese Fragen nach Elternschaft anschließend thematisierte *Julia Böcker* (Lüneburg), wie die Personalisierung von Fehlgeborenen im Personenstandsgesetz einerseits (nicht?) gewordenen Eltern bei ihrer Trauerbewältigung helfen kann, gleichzeitig jedoch durch den elterlichen Statuswechsel zur Konstruktion einer heteronormativen Kernfamilie beiträgt, die ein Doing Family nicht jenseits von leiblicher Mutterschaft und des Vater-Mutter-Kind-Modells zulässt. – In den Diskussionen des ersten Panels standen vor allem die Fragen im Raum, wie zum einen Elternschaft jenseits eines Zwei-Eltern-Prinzips und zum anderen das Kindeswohl (mit-)gedacht werden können, wenn eine rechtliche Elternschaft noch immer über der sozialen steht. Und wie können Abstammungs- und Statusrechte offen bleiben für fluide und soziale Familienkonstruktionen?

Den Einfluss von juristischer Heteronormativität adressierten *Mona Motafek* (Dortmund) und *Christine Wimbauer* (Berlin) in ihrem Vortrag „Rechtlicher Wandel im Schnecken tempo“ innerhalb des zweiten Panels „Rechtliches durch/queeren?“. So zeigten die beiden auf, wie Trans:Elternschaft rechtlich verhindert und nicht an-

erkannt werde und ein rechtlicher Wandel leider kein Selbstläufer sei. Dabei stellten die beiden in Erzählungen von nicht-heterosexuellen Elternpaaren eine Hypernormalisierung als erzählte Praktik fest, um als „ganz normale Familie“ anerkannt zu werden. Einen möglichen rechtlichen Ansatz sahen die beiden in geschlechtsneutraleren Elternschaftskonzepten, diese würden vom Feld selbst jedoch auch teilweise abgelehnt. – Heteronormative Konzepte von Elternschaft als Heilsbringer beschrieb auch *Sarah Mühlbacher* (Frankfurt) unter dem Titel „Queere Verwandtschaften – queere Demokratien“. Dabei stellte sie eine Strukturgleichheit zwischen Familialismus als heteronormatives Glücksversprechen und einer ausgrenzenden Solidarität, wie wir sie in Nationalstaaten vorfinden, fest. Mühlbacher fragte, wie beide Konstrukte reformiert oder transformiert werden können oder müssen, um Fürsorge zukünftig enthierarchisiert, inklusiver, kosmopolitischer, entgrenzter, queerer und demokratischer zu gestalten. – In der anschließenden Diskussion zeichnete sich erneut die Problematik des Familienbegriffs ab: Als bedeutungsschwangeres Konzept reproduziert er durch seine Verwendung seinen historisch gewachsenen Bauch, seine Abschaffung verschleiert und leugnet allerdings (noch) bestehende Abhängigkeiten und Lebensrealitäten. Die Diskussion griff darüber hinaus den Umstand auf, dass meist queere Personen in die Verantwortlichkeit für die Kämpfe um soziale und juristische Teilhabe gezogen werden, anstatt auf einer rechtlichen und kulturellen Ebene Systeme zu eröffnen, die einen Kampf um Rechte überflüssig machen.

Um Kämpfe um Anerkennung ging es weiter im dritten Panel unter dem Titel „Umkämpfte Kinder/losigkeit?“. *Mathilde Krähenbühl* und *Clémence Demay* (beide Lausanne) zeigten, wie tief juristische Akteur:innen wie Richter:innen heteronormative Familienwerte als erneutes Glücksversprechen internalisiert haben. So rieten Anwält:innen den Umweltaktivist:innen dazu, vor Gericht Familienwerte anzurufen, indem sie ihre (gewollte) Kinderlosigkeit als politisches Opfer nutzen, um ihr Anliegen nach Klimagerechtigkeit zu bestärken. Im Vergleich zu anderen Argumenten schien das Argument der gewählten Kinderlosigkeit vor Gericht auf große Resonanz zu stoßen. Darin eingebettet wurde die vermeintliche Selbstverständlichkeit deutlich, dass Frauen einen natürlichen Kinderwunsch hätten und es erst einer Katastrophe wie der Klimakrise bedürfe, um diese davon abzuhalten.

Das vierte Panel „Mit und gegen Un/recht streiten?“ griff Felder und Phänomene auf, die Karin Jurczyk anfangs mit dem *UnDoing Family* adressierte. So stellte *Franziska Wiest* (Köln) ihre Forschung zu Konflikten in superreichen Familien unter dem Titel „Ist Vermögen dicker als Blut?“ vor. Hier trat Familie vor allem als Mechanismus und ökonomische Institution in Erscheinung, um Vermögen innerhalb der Familie gegenwärtig zu reproduzieren und zukünftig weiterzugeben sowie darüber hinaus durch eine Verrechtlichung der Familie deren Kontinuität zu gewährleisten. Einen care-zentrierten Familienbegriff sah Wiest hier daher nur bedingt, jedoch emotionale Verschränkungen und Ambivalenzen, die zwischen Doing Unternehmerfamili-

lie und Doing Property hin- und herlavieren. – Davon, selbst gegen Un-Recht innerhalb der Familie vorzugehen oder zumindest davon zu fantasieren, berichtete *Manuel Bolz* (Hamburg) in seinem Vortrag „Alltagsrache innerhalb der Familie“ und fragte nach biografischen Rache Geschichten von Frauen als Annäherung an Rechtsbezüge. Die Erzählungen bewegten sich zwischen Rechtsvorstellungen, Unrechtserfahrungen und familialen Beziehungen und verhandeln, wer Fürsorge erhält oder diese entgegen internalisierten Familienvorstellungen vorenthalten bekommt. Staatliches Recht bildet dabei den Rahmen für (legale) Racheausübungen, die eng mit Care und Emotionspraktiken einhergehen.

Das letzte Panel nahm „Ir/rationalitäten im aufgelösten Familienverbund?“ in den Blick. So zeichnete *Felix Gaillinger* (Wien) in seinem Vortrag nach, welche Rolle die Beratungspraxis einer staatlichen Institution für junge Volljährige spielt, die gegenüber ihren Vätern ihr Recht auf Unterhalt umzusetzen versuchten. Unterhalt zeigte sich als intergenerationale Transferleistung, die den Vater als fordistische Figur des männlichen Familienernährers anruft. Diese familiäre Leistung wird zwar eingefordert, impliziert aber keine automatische Familienzugehörigkeit. Gaillinger machte sichtbar, wie in das Recht auf Unterhalt aktivierende, prekarisierende, klassistische und heterosexistische Logiken eingeschrieben sind. Dabei erweist sich die Wahl zwischen einer von Beratungsinstanzen empfohlenen Kühle und Rationalität im Forderungsschreiben sowie Emotionalität und Beziehungsarbeit der jungen Erwachsenen als Tauschgabe gegen den Unterhalt als nicht immer gelingender Balanceakt. – Um getrennte und doch noch immer in Rechten und Pflichten verbundene Familien ging es auch in *Tanja Abous* (Hildesheim) Vortrag „Untrennbare Familienbände“ und ihrer Forschung mit jungen Menschen, die ganz oder zeitweise in stationärer Hilfe oder Pflegefamilien aufgewachsen sind. Dabei wies Abou aus einer praxisnahen Perspektive im Sinne eines Doing Heim-Family auf rechtliche, soziale und strukturelle Stolpersteine staatlich organisierter Care-Arbeit im Lebensverlauf, in Übergangsprozessen und in Bezug auf das Sorgerecht hin. – Beide Vorträge deckten dabei die im Recht eingeschriebenen realitätsfernen Vorstellungen auf, in welchem Rahmen rechtliche (und meist leibliche) Eltern sowohl Rechte als auch Pflichten gegenüber ihren Kindern haben (sollen oder dürfen), aber auch, dass diese Bedürfnisse nach (Für-)Sorge mit dem 18. Lebensjahr erlöschen würden.

Nach den Resümées von *Michèle Kretschel* (Berlin) und *Jan-Christoph Marschelke* (Regensburg) erinnerte Marschelke in der Schlussdiskussion gemeinsam mit Beate Binder daran, dass die Abstraktion von DEM Recht oder DEM Staat nicht weiterführe. Die beiden sprachen sich für ein genaues ethnografisches Verstehen von konkreten Akteur:innen und ihren Praktiken aus, die sich in zahlreichen juristischen Kategorien miteinander verflechten. Die Fragen zu Beginn der Tagung griff Karin Jurczyk auf: Wann sprechen wir von Familie, wann von Verwandtschaft und in welchen rechtlichen Kontexten eignet sich welcher Begriff besser? In diesem Zuge plädierte *Lisa*

Yashodhara Haller (Frankfurt) dafür, als kritische Wissenschaftler:innen den Familienbegriff nicht einfach als konservatives Konstrukt zugunsten eines nur vermeintlich weniger affektiv aufgeladenen Verwandtschaftsverständnisses abzulehnen und sich in alternative Begrifflichkeiten zu flüchten, sondern – in den Worten von *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien) – sich einzulassen auf die Argumente und die große gemeinsame Suche nach Auswegen.

Maribel Graf

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.15>

Buchbesprechungen

**Ulrich Ermann/Malte Höfner/Sabine Hostniker/Ernst Michael Preininger/
Danko Simić (Hrsg.)**

Die Region. Eine Begriffserkundung. Bielefeld: Transcript 2023, 330 S. (Sozial- und Kulturgeographie, 52). ISBN 978-3-8376-6010-4.

Der vorliegende Sammelband umfasst 27 Beiträge aus dem Umfeld des Grazer Instituts für Geographie und Raumforschung. Von der „Ankunftsregion“ über die „Event- und Genussregion“ bis zur „zusammenhaltenden Region“ stellen die Beiträge unterschiedliche Konzepte und Forschungen zur Erfassung, Analyse und Interpretation des Regionalen vor. Der Sammelband birgt mit seiner Vielfalt von Beiträgen für fast jede Facette des Regionalen Anknüpfungspunkte für die kulturwissenschaftlich/anthropologische Forschung. In dieser kurzen Zusammenfassung ist es nicht möglich, auf jeden der 27 Beiträge einzugehen. Die Auswahl beschränkt sich daher auf diejenigen Beiträge, die mir besonders anschlussfähig an aktuelle Forschungen in unserem Fach erscheinen. Denn zu den „Nahwelten“ (Maase 1998¹) als soziokulturelles, identitäts-, wert- und sinnstiftendes Konstrukt (Schilling/Ploch 1995²) liegen bereits seit den 1990er Jahren grundlegende ethnografische Studien aus der EKW/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie vor – sei es aus der Perspektive von Globalisierung und Europäisierung (Johler 2002³) und damit zusammenhängend aus der Perspektive der Wertschöpfung (Tschofen 2007⁴, Bendix 2013⁵, May 2016⁶), des Tourismus und der Kulturalisierung (Habit 2011⁷, Löffler 2017⁸) sowie der Raum-

- 1 Maase, Kaspar. 1998. „Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 94: 54–70.
- 2 Schilling, Heinz und Beatrice Ploch, Hrsg. 1995. *Region: Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Universität Frankfurt Inst. f. Kulturanthropologie.
- 3 Johler, Reinhard. 2002. „Local Europe: The Production of Cultural Heritage and the Europeanisation of Places.“ *Ethnologia Europaea* Vol. 32 (1): 7–18. <https://doi.org/10.16995/ee.928>
- 4 Tschofen, Bernhard. 2007. „Vom Geschmack der Regionen: Kulinarische Praxis, europäische Politik und räumliche Kultur – eine Forschungsskizze.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 103 (2): 169–195.
- 5 Bendix, Regina. 2013. „Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe): Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts.“ In *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*, hrsg. von Burkhard Schnepel et al., 45–74. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.97838339420898.45>
- 6 May, Sarah. 2016. *Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftangaben*. Göttingen: Universitätsverlag. <https://doi.org/10.17875/gup2016-1005>
- 7 Habit, Daniel. 2011. *Die Inszenierung Europas? Kulturhauptstädte zwischen EU-Europäisierung, Cultural Governance und lokalen Eigenlogiken*. Münster und New York: Waxmann.
- 8 Löffler, Katharina. 2017. *Allgäu reloaded: Wie Regionalkrimis Räume neu erfinden*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/97838339441251>

theorie (Rolshoven 2003⁹) oder der Wissensanthropologie (Welz et al. 2011¹⁰) – und diese Aufzählung ist bei Weitem nicht vollständig, deckt sich aber teils stark mit den abgebildeten Themen im vorzustellenden Sammelband.

Ulrich Ermann und Axel Priebis eröffnen den Sammelband mit dem Versuch, dem „Phantom“ Region auf die Spur zu kommen und es greifbar zu machen. Sie werden schließlich mit dem uns wohlbekannten praxeologischen Zugang fündig: Zielführend ist nicht die Frage, was Regionen sind, sondern sie „aus einer konstruktivistischen Sicht als wirkmächtige Alltagskonstrukte ernst zu nehmen, die gleichermaßen *gemacht* wie *real* sind und auf die räumliche Organisation der Gesellschaft Einfluss haben“ (S. 22).

Dieser Maxime folgt dann auch die überwiegende Zahl der Texte des Bandes, die daher anschlussfähig sind an unsere Forschungen. Die Überlegungen von Felicitas Kübler et al. zu (ent-)politisierten Regionen und der Frage nach gouvernementalen Strukturen und Beteiligungsprozessen bieten beispielsweise direkte Anknüpfungspunkte an aktuelle Forschungsprojekte in Bonn zur „Partizipativen Entwicklung ländlicher Regionen“ (Sutter et al.).

Auf einem ähnlichen Terrain bewegt sich der Beitrag von Jennifer Gerend, wenn sie danach fragt, wie, von wem und vor allem auf welche Weise Regionen eigentlich gemacht – oder eben genauer – *gemanagt* werden. Sie untersucht dabei spezifisch die Agency der Regionalmanager:innen in LEADER-Regionen und deren Innensicht auf die Herstellung von Region im Rahmen des europäischen Förderinstruments. Dabei erschließt sich, dass Regionen in immer wiederkehrenden Kreisläufen aus Förderprojekten und Personalrochaden im politischen Jahreslauf hergestellt und aufrecht erhalten werden müssen. Die Aufgabe der Regionalmanager:innen ist es, „Knotenpunkte“ (S. 100) in diesen Kreisläufen zu schaffen, um im Austausch mit den vielfältigen Akteur:innen, Institutionen und Politiken Entwicklungen anzustoßen.

Stärker konzeptionell beschäftigen sich die Beiträge von Malte Höfner („Die geteilte Region“) sowie Martin Graffenberger und Romy Brödner („Die Modellregion“) mit der Konstituierung von Region. Ersterer versucht Region „durch die Brille des Teilens“ (S. 155) zu erklären und landet hier mit einem sehr breiten Verständnis vom Teilen sowohl bei topografischen und geopolitischen Strukturbildungen als auch bei Teilhabeprozessen und Verteilungskämpfen. Graffenberger und Brödner reflektieren den besonderen Zuschnitt von Regionen, deren konstitutiver Charakter als „best-practice“-Modell durch erfolgreiche Bewerbungen um Fördermittel eingeschrieben

9 Rolshoven, Johanna. 2003. „Von der Kulturraumforschung zur Raumkulturforschung: Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2): 189–213.

10 Welz, Gisela et al., Hrsg. 2011. *Epistemische Orte: Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt a. M.: Universität Frankfurt Inst. f. Kulturanthropologie.

wurde und die sich in der Alltagsrealität stetig zwischen „Wunsch und Wirklichkeit“ (S. 227) bewähren müssen.

Am Ende schließt sich der Kreis zum Anfang des Buches in der Suche nach dem Phantom Region und es wird noch einmal gespenstisch, wenn die Region auf einmal als „unsichtbar“ und gar „tot“ betrachtet wird. Der Suche nach der „unsichtbaren Region“ und damit *Danko Simićs* Beitrag lohnt es sich zu folgen. Seine ethnografische Untersuchung erinnert an Anna Tsings Kapitalismusanalyse anhand des Matsutake-Pilzes (Tsing 2015¹¹), nur dass Simić hier einem Huhn auf seinem Weg zum Grillhähnchen folgt und dabei strategischen Mechanismen des Sichtbar- und Unsichtbarmachens mittels Praktiken der Rahmung, Zirkulation, der Verräumlichung und Verschleierung von Region in Bosnien und Herzegowina auf die Spur kommt. „Können Regionen sterben?“, fragt sich schließlich *Ernst Michael Preininger* und tritt für die Perspektive des Posthumanismus und eine verstärkte Wahrnehmung der Region als Relation zwischen Natur und Kultur ein, in deren Zentrum nicht mehr nur das menschliche Subjekt zu denken wäre. Aus dieser Perspektive kritisiert er Sichtweisen auf sogenannte „sterbende Regionen“, die auf den „reinen Nutzwert von Räumen“ (S. 265) aus ökonomisch- und menschzentrierter Perspektive fokussieren. Er schlägt vor, durch die posthumanistische Perspektive die vielen verschiedenen Existenz- und Lebensformen einer Region jenseits der Dualismen von Subjekt/Objekt zu erforschen.

Insofern lohnt sich der Blick in den Sammelband vor allem, um interdisziplinäre Anschlusspunkte und Vernetzungsmöglichkeiten mit den Grazer Kolleg:innen für aktuelle Forschungen rund um Region und Regionalität zu finden.

Karin Bürkert, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.16>

Bettina Grimmer

Folgsamkeit herstellen. Eine Ethnographie der Arbeitsvermittlung im Jobcenter. Bielefeld: Transcript 2018, 282 S. ISBN 978-3-8376-4610-8.

Jobcenter und die dort stattfindende Praxis sind seit ihrer Einführung mit der Agenda 2010 ein Ort und Topos klassistischer Zuschreibungen. Sie werden, so Bettina Grimmer, im öffentlichen Bewusstsein mit einem bedeutenden Konfliktpotenzial und möglichen Eskalationen verbunden, stellen aber realiter eine Ausnahme dar. Vielmehr, so eine zentrale These der Kultursoziologin in ihrer ethnographischen Dissertationsschrift, habe sich in den Jobcentern eine Interaktionsordnung etabliert,

11 Tsing, Anna Lowenhaupt. 2015. *The Mushroom at the End of the World: On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400873548>

die weniger mit gewaltsamen rechtlichen Zwängen operiert, als auf eine subtilere und situative Herstellung von Folgsamkeit abzielt.

Diese komplexe und vielschichtige Interaktionsordnung ist es, welcher sich der Band in fünf Kapiteln widmet. Sie folgen einer in sich konsistenten zeitlichen Ordnung, wie sie auch einem alltäglichen Gang zum Jobcenter innewohnen könnte. Angefangen bei einer situationistischen Annäherung an die räumliche Infrastruktur des Sozialraums Jobcenter hin zu einer teilnehmenden Beobachtung der Jobcentergespräche selbst, bis zu dem Moment, in dem die Klient*innen den Beratungsort verlassen, beschreibt Grimmer die alltägliche Praxis höchst anschaulich und für Leser*innen innerhalb und außerhalb des akademischen Spektrums in überzeugender Nahbarkeit. Ihre primär auf Interaktionen fokussierte Studie versäumt es neben teilnehmenden Beobachtungen und punktuellen Interviews mit neun begleiteten Beratungspraktiker*innen nicht, auch materielle Objekte als „geronnene Handlungen räumlich und zeitlich Abwesender“ (S. 18) einzubeziehen. So zeigt Grimmer auf, wie bereits das Einladungsschreiben zum Jobcentergespräch inhaltlich unkonkret ist, einer Einladung zum Bewerbungsgespräch gleicht und mit informellen Grußformeln und Brüchen mit der Behördensprache arbeitet, gleichzeitig aber Strenge übt, indem ausführlich über die Rückmeldepflicht belehrt wird. Unter der Maske der Höflichkeit und ebenbürtigen Respektierung, so die Autorin, werde den Klient*innen auf diese subtile Weise bereits vor dem persönlichen Gespräch Misstrauen und Kontrolle angekündigt.

Gleichzeitigkeiten wie diese arbeitet Grimmer auf verschiedenen Ebenen heraus. So zeigt sie entlang eigener Eindrücke, die sie aus 73 begleiteten Gesprächen, aber eben auch aus Beobachtungen gewinnt, die sie auf ihren 240 Seiten langen Feldnotizen festhält, wie räumliche Konzeptionen im Jobcenter darauf ausgerichtet sind, Sicherheitsrisiken zu minimieren, zum Beispiel indem jede Form der Interaktion mit Klient*innen auf den Gängen vermieden wird. Stattdessen würden die Interaktionen sogar bei Büronachbarschaft an das Telefon oder in peinlich genau abgeschlossene Räume verlagert. Kontrastiv dazu gestaltet sich die Praxis innerhalb der Büros selbst. Diese seien oft persönlich gestaltet und sollen zum Wohlfühlen einladen (subtile Hinweise auf das „Mehr“ der formalen Bürokratie), doch wird streng hierarchisch und durch die räumliche Ordnung markiert, dass die Verfügungsgewalt primär bei den Arbeitsvermittelnden liegt. So verhindert etwa die prominente Position der Computer in den Beratungsbüros stets den Augenkontakt zur gegebenenfalls vorhandenen Begleitperson. Gleichzeitig wird der Computer als Blackbox zum kontrollierenden Instrument. Die Klient*innen, so Grimmer, sollen einerseits nicht wissen, was die Arbeitsvermittler*innen schriftlich festhalten und persönlich interpretieren, und sollen sich andererseits doch zugleich in einer gewissen Manier inszenieren: In einer „Handicapologie zweiter Ordnung“ (S. 77) nämlich würde entlang der eingeschätzten Motivation und Qualifikation über die Kontaktdichte und Regelmäßigkeit der

Einbestellungen entschieden. Glaubwürdigkeit wird zur zentralen Beurteilungskategorie, die der Computer nicht kennen kann, obgleich er wie andere Medien der Schriftlichkeit intensiv in die Interaktion mit den Klient*innen einbezogen wird. Jenseits der behördenlogischen Strukturen stellen die begleiteten Arbeitsvermittler*innen Hypothesen über das Privatleben der Klient*innen an und entwickeln informelle Strategien, diese zu überprüfen.

Die Kontaktdichteregulation, die maßgeblich auf einer persönlichen und kaum formal reglementierten Einschätzung der Beratenden basiert, deutet nach Grimmer auf eine Homologie zwischen Behörde und Arbeitswelt. Behördenkompetenz der Klient*innen würde vor Ort als Arbeitsmarktkompetenz gelesen und sei gekoppelt an moralische Kategorisierungen durch die Beratenden. Mangelnde Motivation oder auch mangelnder Kooperationswille in den Gesprächen wird als Indikator für einen ebenso mangelnden Arbeitswillen gelesen. Die Erwartung also, die Grimmer der alltäglichen Praxis der Jobcentergespräche beimisst, zielt darauf ab, dass sich die Klient*innen in der Behörde wie auf dem Arbeitsmarkt verhalten sollen. Um diesem Anliegen gerecht zu werden, setzen die begleitenden Beratenden primär rhetorische Kniffe ein und drohen nicht direkt mit Sanktionen. Wer nicht als schlechte*r Klient*in gelesen werden möchte, sieht sich hier in der moralischen Pflicht, bereits den rhetorischen „Verkaufsargumenten“ (S. 171) zu folgen. Forciert werden diese subtilen Kniffe, indem die Beratenden auf allen Ebenen zum Fall erklärt werden, um den es sich in Form von Qualifizierungsmaßnahmen, aber auch durch Gesundheitskontrolle zu kümmern gelte.

Es handle sich damit um ein dezidiert unvollendetes neoliberales Projekt, denn es seien primär situative Zwänge, die der explizit sichtbaren Gewaltsamkeit des Rechts in Form von gemeinhin bekannten Sanktionen selbst zunächst überlegen sind. Explizit weiche Regierungstechnologien seien es, die vor allem auf die Selbststeuerung der Individuen setzen.

Die besprochene ethnographische Studie überzeugt durch ihre anschauliche, höchst detaillierte dichte und wohlstrukturierte Beschreibung. Insgesamt ließe sich an viele Stellen des überaus ergiebigen Materials mit weiterführenden gesellschafts- und kulturanalytischen Perspektiven vertiefend anknüpfen. Gewiss bedauerlich ist der Umstand, dass die Auswahl der konkret begleiteten Berater*innen auf einer Einteilung der Teamleiterin des ethnographierten Jobcenters basierte und es sich bei der Institution um „eine Art Vorzeige-Fall“ (S. 25) handelte. Auch wären an vielen Stellen intensivere Einblicke in die ausführlichen Feldtagebuchnotizen und persönlichen Reflexionen der Forscherin wünschenswert gewesen, um ihre Situiertheit im Geschehen genauer nachvollziehen zu können; so verwundert etwa der Umstand, die Klient*innen seien der Anwesenheit der Forscherin während der Beratungsgespräche grundsätzlich mit überwiegender Gleichgültigkeit begegnet, läge doch der Verdacht nahe, dass auch die Anwesenheit der Forscher*in selbst als Vertreterin einer

staatlichen Forschungseinrichtung einen situativen Zwang zur Folgsamkeit bestärken könnte. Ungeachtet dessen leistet Grimms Studie einen wichtigen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Bürokratie- und Arbeitskulturforschung, indem sie zentrale Einblicke in alltägliche Interaktionsmuster und die symbolische Ordnung einer behördlichen Instanz gibt und dabei auf vielen Ebenen alltägliche Praktiken der Stabilisierung und Manifestierung von Machtasymmetrien in prekarierten Lebenszusammenhängen demaskiert, wie es gemeinhin eben nur einer dichten Beschreibung wie dieser gelingen kann.

Felix Gaillinger, Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.17>

Martin Warnke / Anne Dippel

Tiefen der Täuschung. Computersimulation und Wirklichkeitserzeugung. Berlin: Matthes & Seitz 2022, 173 S. ISBN 978-3-7518-0334-2.

Die Kulturanthropologin Anne Dippel und der promovierte Physiker und Professor für Informatik und Digitale Medien Martin Warnke fragen in ihrem Buch *Tiefen der Täuschung* nach den epistemischen und praktischen Effekten der zunehmenden Nutzung von Computersimulationen in der Wissenschaft und anderen digitalen Kulturen. Das Buch ist im Rahmen der DFG-Kolleg-Forschergruppe *Medienkulturen der Computersimulation* entstanden, die an der Leuphana Universität Lüneburg angesiedelt ist. Vor dem Hintergrund der Coronapandemie, in der Simulationen des Infektionsgeschehens als Entscheidungsgrundlage für Abstandsregeln, Lockdowns und Demonstrationsregulierungen herangezogen wurden, konstatieren sie eine „schwere Krise der Wahrheit, die durch digitale Medien ausgelöst wurde“ (S. 32) und sich u. a. in Fake News, Populismus und Verschwörungstheorien äußert. Demgegenüber wollen sie Menschen „ermächtigen, in digitalen Kulturen erfolgreich wissenschaftlich ausgehandelte Weisen der Wirklichkeitserzeugung von betrügerischem Schwindel zu unterscheiden und so das Vertrauen in Expertinnen wiederzuerlangen“ (S. 131).

Die Studie präsentiert dazu eine historisch-ethnografische Rekonstruktion eines zentralen Experiments aus der Physik, um daran den technisch-medialen Wandel der Wissensproduktion, Theoriearbeit sowie methodischen Absicherung zu diskutieren, den sie nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in vielen anderen Feldern beobachten. Im Anschluss an klassische Arbeiten der Wissenschaftsforschung von Ludwik Fleck und Thomas Kuhn verstehen sie die Physik als ein Denkkollektiv, deren dominanter Denkstil der mathematisch gefassten, kausal denkenden theoretischen Physik durch Computersimulationen herausgefordert wird, die primär mit Korrelationen operieren. Ihr empirisches Fallbeispiel ist das quantenmechanische Doppelspaltexperiment, das 1801 erstmals durchgeführt wurde, um die Natur des Lichts zu

erforschen. Daran schlossen sich viele erkenntnistheoretische Debatten wie um den Welle-Teilchen-Dualismus an, die in der Gegenwart von Christel Michielsen und Hans de Raedt am Forschungszentrum Jülich mit Computersimulationen neu aufgegriffen und von den Autor*innen ethnografisch begleitet werden. Das Beispiel eignet sich hervorragend, um das grundlegende Argument zu verdeutlichen, dass Computersimulationen für Theoriearbeit benutzt werden können und mit ihnen ein epistemischer Paradigmenwechsel im Gange ist, der auf vielfältige Widerstände stößt und damit wiederum eine methodologische Absicherungsarbeit hervorbringt.

Die Haltung, die die Autor*innen angesichts der Verunsicherung durch digitale Medien entwickeln, bezeichnen sie als „operativen Realismus“, den sie im ersten Kapitel erläutern. Er schließt an die Neuen Materialismen und feministischen Science and Technology Studies von Donna Haraway und Karen Barad an und denkt Beobachter*innen und Medien als konstitutive Elemente von Relationen und Intra-Aktionen im Erkenntnisprozess mit.

Das Buch ist in vier Kapitel gegliedert: Nach der programmatischen Einleitung folgt im zweiten Kapitel eine dichte Beschreibung ihrer ethnografischen Feldforschung und eine Einführung in das Feld der Quantenphysik. Das dritte Kapitel analysiert den Medienwandel der physikalischen Wissensproduktion und deren blinde Flecken: Von der theoretischen Physik, die von Naturgesetzen und ersten Prinzipien ausgeht und mit Differentialgleichungen operiert, hin zu einem simulativen Verhältnis zur Natur anhand informatischer Regeln und Standardisierungsprozesse. Im vierten und letzten Kapitel „Sinn und Skepsis“ fragen die Autor*innen schließlich, wie mit Computersimulationen überhaupt versucht wird, Gewissheit zu erzeugen, obwohl damit nur ein „imitation game“ (Alan Turing) gespielt werden kann. Dazu gehen sie leider nur cursorisch auf den Vergleich von Simulationsmodellen, die Überprüfung der Reproduzierbarkeit und die Standardisierung von Softwarepaketen ein.

Den Autor*innen gelingt es sehr gut, ihre Forschungsaufenthalte und das Doppelspaltexperiment anschaulich und nachvollziehbar darzustellen. Auch die Entscheidung, ihre ethnografischen Beschreibungen als „kondensierte, pointierte Nacherzählungen“ (S. 34) wiederzugeben und diese gemeinsam mit den erforschten Physiker*innen zu überarbeiten, erscheint angemessen und konsequent. Allerdings wäre es durchaus wünschenswert gewesen, die von den Autor*innen selbst erwähnten generationellen, geschlechtlichen, disziplinären und hierarchischen Differenzen (S. 38) auch auszuführen, statt sie hinter dem kollektiven Wir unsichtbar zu machen.

Interessant und problematisch zugleich wird es bei der Frage der Reichweite der Diagnose des Buchs. Im engeren Sinne ist die Arbeit eine kleine wissenschaftsethnografische Studie, die die Marginalisierung der *computational physicists* und das medienvergessene, instrumentelle Computerverständnis innerhalb der Mainstream-Physik kritisiert. Die Autor*innen wollen darüber hinaus allerdings eine wesentlich breitere Diskussion über die „Gültigkeit alltäglicher Weltverhältnisse“ (S. 10) in der

Digitalisierung führen. Sie gehen davon aus, dass sich „die Beispiele aus der subatomaren Welt in unsere makroskopische Welt hochskalieren lassen“ (S. 33). Für eine überzeugende Argumentation wäre hier die vergleichende Analyse eines anderen Feldes notwendig gewesen, in dem Computersimulationen zum Einsatz kommen. Diese werden im vorliegenden Buch allerdings nur angedeutet und laden insofern zu weitergehender Forschung ein.

Es ist zu befürchten, dass das Buch keine große Rezeption erfahren wird, wenn es in der Physik ignoriert wird und das empirische Beispiel für die Kulturanthropologie zu weit weg vom Alltag der meisten Menschen ist. Zu wünschen wäre ihm allerdings das Gegenteil!

Andreas Möllenkamp, Hamburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.18>

Klaus Näumann/Gisela Probst-Effah (Hrsg.)

Musikethnologische Feldforschung. Historische und gegenwartsbezogene Perspektiven. Berlin: Logos 2021, 318 S. ISBN 978-3-8325-5327-2.

Der Band eröffnet zugleich die neue Schriftenreihe „Musikkulturen im Fokus“, herausgegeben von der Professur für Musikethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er basiert größtenteils auf Referaten einer Tagung aus dem Jahr 2016 und bezieht sich auf Forschungsfelder in Deutschland, Frankreich, Bosnien und Herzegowina, Russland, Iran, Angola, Tansania, Kamerun, Mexiko und Südostasien. Gerade diese geografische bzw. geopolitische Streuung sorgt für kulturelle Verfremdungseffekte, worüber auch die Bedeutung sozialer bzw. sozioökonomischer sowie situativer Herausforderungen für empirische Forschung betont wird. Dabei stellt das musikkulturelle Interesse besondere Herausforderungen, da nicht nur Gespräche, sondern auch musikalische Produktionen und musikbezogenes Verhalten Teil der Feldforschung sind. Dilemmata des Vorwissens werden ebenso behandelt wie die Gefahren selektiver Zugänge. Auch persönliche Betroffenheiten und Probleme im Feldkontakt treten nachvollziehbar hervor. Freilich bekommen nicht in jedem Beitrag die methodischen Fragen explizite Aufmerksamkeit, doch durchgehend werden Feldforschungen in relevanten Facetten behandelt, was den spannenden Band ertragreich abrundet.

Klaus Näumann eröffnet den Band engagiert und anregend mit grundsätzlichen Ausführungen zur Entwicklung musikethnologischer Empirie, deren Anfänge er spätestens in den 1830er Jahren sieht und in einem positiven Narrativ ins 20. Jahrhundert verfolgt sowie mit einem Plädoyer für „die unterschiedlichsten Formen des musikethnologischen Feldforschens“ beschließt. Entsprechend setzen sich die Autor*innen der Beiträge mit der musikethnologischen Feldforschung aus ganz unterschiedlichen Perspektiven auseinander. Ich eröffne den Reigen mit drei Beiträgen,

an denen diese Bandbreite besonders deutlich wird. Dies kann zwar als eine gewisse Schwäche des Bandes aufgrund der Inhomogenität seiner Feldforschungsthematik aufgefasst werden, andererseits sorgt jedoch gerade diese Streuung für den produktiven und ansprechenden Reiz dieses Bandes.

Bernhard Bleibinger berichtet in seinem musikwissenschaftlichen Beitrag über seine Empirie des Musikinstrumentenbaus in Ostafrika von einer unvorhergesehenen Möglichkeit der wissenschaftlichen Datenerhebung. Solchermaßen mit einem lokalen Meistertrommler in Kontakt gekommen, stellte er mittels eines mimetischen Lernprozesses und dem begleitenden gemeinsamen Musikspielen einige Musikinstrumente her, deren Produktionsprozess er ausführlich beschreibt, wobei er das spielerische Wesen und die soziale Dynamik dieser Herstellungsprozesse betont. – In ihrem kultursoziologisch orientierten Beitrag spürt *Astrid Reimers* der Bedeutung laienmusikalischer Aktivitäten für kleine Orte am positiven Beispiel Kaltenherberg in der Nordeifel mit 13 musikalisch aktiven Gruppen nach. Im Fokus stehen die Strategien zur Aufrechterhaltung der dortigen Vielfalt, die u.a. über dorfübergreifende Mitgliedschaften und Zusammenarbeit maßgeblich gestützt wird. Darin erkennt sie eine wichtige Perspektive, ohne die kleine Dörfer nicht diese Vielfalt vorweisen könnten – was jedenfalls nur jenseits peripherer ländlicher Räume gilt. – Und in der Form eines biografischen Rückblickes schildert *Gretel Schwörer-Kohl* Episoden ihrer empirischen Erlebnisse während ihrer musikethnologischen Feldforschungen in Südostasien ab den 1970er Jahren, allerdings ohne explizite Beschäftigung mit empirischen Methoden.

Innerhalb der heterogenen Anlagen und Perspektiven tritt die Differenz zwischen historiografischen Beiträgen und gegenwartsbezogenen bzw. auf eigener Empirie beruhenden Beiträgen hervor. Die vier historischen Beiträge des Bandes präsentieren eine anregende Vielfalt der Themen und Zugänge. *Michael Fischer* behandelt die Volkslied-Sammeltätigkeit von Louis Pink (1873–1940) in Lothringen, die von kulturkritischen und nationalen Impulsen getragen war. Dessen Feldforschungspraxis unterzieht er reflexiv einer intensiven Kritik. Sein solider Beitrag präsentiert einen lesenswerten Ansatz für eine kritisch-reflexive Analyse historischer Praktiken und Befunde. – Historische Überblicke über die Populärmusikforschung im Harz beiderseits der Grenze BRD/DDR von den 1950er bis in die wiedervereinigten 1990er Jahre (*Ernst Kiehl*) sowie in kritischem Zugriff über die musikologisch und musikgeschichtlich ausgerichtete Feldforschung in Russland ab ihrer staatlichen infrastrukturellen Unterstützung in den 1920er Jahren bis in die Gegenwart mit Exkursen zu ideologischen Ansätzen, der Aufnahmetechnik und Archiven mit Phono- und Videoaufnahmen (*Elena Shishkina*) geben instruktive Einblicke. Allerdings bleiben in beiden Fällen Ausführungen zum methodischen Vorgehen bei den Feldforschungen in Wandel der Zeit unterbelichtet. – Dies trifft ebenso zu für *Jasmina Talam*, die in Deutschland und Österreich lagernde historische Sammlungsbestände von Aufnah-

men kommerzieller Art sowie von Feldforschern zu traditioneller Populärmusik aus Bosnien und Herzegowina seit Anfang des 20. Jahrhunderts vorstellt und hinsichtlich ihrer musikalischen Besonderheit, konzeptioneller Implikationen bzw. genderspezifischer Öffnungen kritisch bewertet.

Auch die gegenwartsbezogenen bzw. auf eigener Empirie beruhenden Beiträge behandeln verschiedene Facetten empirischer Forschung und bereichern den Band mit methodisch und allgemein interessanten Ansätzen und Erkenntnissen. *Keivan Aghamohseni* legt mit seiner auf praxeologischer Konzeption beruhenden Studie zu Fußballsongs in Teheran nach der islamischen Revolution eine erhellende soziopolitische Analyse vor, die in der Kreation von mit Popmusik und islamistischen Parolen überformten religiösen Gesängen und Volksmusik eine staatspolitisch legitime Duldung von Gesang in Fußballstadien erschließt. – Ebenso spannend ist der methodisch bestens reflektierte Beitrag von *Sven Kirschlager*, der seine irritierenden Felderlebnisse in Mexiko bezüglich alltäglicher und obsessiver Hitler-Grüße und -Referenzen als Schlüssel zur dortigen Kultur interpretiert. Angewandt in *relajos* (Provokationen des Gegenübers mit Spitznamen, Doppeldeutigkeiten und schlüpfrigen Unterstellungen) und vergleichbar in Balladen, den sog. *corridos*, mit ihrer Begeisterung für männliche Gewaltakteure, kommt ein morbider *Machismo* zum Ausdruck, in dem sich die Perspektiven der Gesprächspartner auf die Gewaltexzesse und massiven Probleme ihres gesellschaftlichen Umfelds spiegeln. – Ihre Untersuchung des Märchenerzählens in Angola in einem Team aus fünf Personen konterkariert *Regine Allgayer-Kaufmann* nachvollziehbar mit Roland Girtlers Plädoyer zu einsamer Forschung sowie zu einer Einheit von Forschung und Bericht in seinem Buch „Methoden der Feldforschung“. Wie sie anhand der landestypischen, ungewohnt diffizilen und ritualisierten Schritte der Kontaktnahme und Kommunikation mit den Beforschten erläutert, war für sie die Teamarbeit unter örtlich und situativ wechselnden Bedingungen Garant eines erfolgreichen Erkenntnisprozesses.

In seiner methodisch und theoretisch dichten Reflexion seiner eigenen Empirie des *Milieu House/Techno* analysiert *Timor Kaul* in erfrischend transparenter Weise sein Bekanntwerden mit dem Musikstil, seinen induktiven Ansatz und Zugang zur Szene sowie in semiotischer Orientierung seine Decodierungsarbeit des milieuspezifischen Zeichenvorrats. Ihm geht es darum, in der Untersuchung musikbezogener Diskurse die subjektiven Perspektiven und Relevanzen zu rekonstruieren, was er exemplarisch anhand der kritischen Auswertung seiner Feldnoten und Interviewpraxis hoch anregend ausführt. – Die hier konzeptionell mitschwingenden ethischen Fragen prägen auch *Nepomuk Rivas* Studie zu Überlieferungstechniken Kameruner Kirchenmusiken. Dort wirft die postkoloniale Situation Herausforderungen für seine Feldforschung sowie Probleme für seine identitäre Positionierung auf, was er eingängig reflektiert. – Gleichfalls ethische Momente spielen in die forschungsstrategische Frage von Nähe und Distanz zwischen Forschenden und Befragten hinein, die Klaus

Näumann in einem weiteren Beitrag engagiert aufgreift. Dazu schildert er entsprechend Situationen bei seinen Forschungen in Trinidad und Polen und wägt ab, um abschließend grundsätzlich zu resümieren: Einerseits sei es erstrebenswert, sich einer Kultur bzw. den zu Beforschenden maximal anzunähern, mit ihnen musikalisch zu interagieren und sie dicht zu beobachten, doch andererseits sei eine gewisse Distanz bei Feldforschungen aus Respekt geboten sowie aus ethischen und anderen Gründen oftmals sogar notwendig.

Ein alles in allem empfehlenswerter Band, der mit seiner musikkulturellen Orientierung ein bereichernder Beitrag zum Publikationsfeld empirischer Methoden ist.

Manfred Seifert, Marburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.19>

Johannes Müske/Michael Fischer (Hrsg.)

Schlager erforschen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein populäres Phänomen. Münster, New York: Waxmann 2023, 237 S. ISBN 978-3-8309-9681-1.

Das Schlagerlied *Atemlos durch die Nacht* kennt jede:r, aber hören tut es angeblich niemand und gut finden, besonders in akademischen Kreisen, schon gleich gar keine:r. Derartige Phänomene aus der musikalischen Welt der Unterhaltung und damit auch der *guilty pleasures* beleuchtet der von Johannes Müske und Michael Fischer herausgegebene Sammelband. Er ist das Ergebnis eines Anfang 2020 unter gleichnamigem Titel abgehaltenen Workshops am Zentrum für Populäre Kultur und Musik der Universität Freiburg.

In seiner Einleitung, die den Forschungsgegenstand Schlager begrifflich fasst und wissenschaftlich einordnet, formuliert *Johannes Müske* als Ziel der Publikation, „den Schlager aus unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Perspektiven zu untersuchen, aktuelle Forschungsarbeiten zusammenzubringen und so zu einer stärkeren Beachtung des Themas beizutragen“ (S. 10). Dementsprechend gliedert sich der Band in vier unterschiedliche Bereiche (Ideologie und Politisierung; Klang und Performance; Musik und Markt; Mediale Inszenierung) und eröffnet ein breites interdisziplinäres Spektrum. Aus den insgesamt 14 Beiträgen wird im Folgenden je einer pro Themenbereich exemplarisch ausgewählt.

Im ersten Teil zeigen neben Beiträgen von *Kaspar Maase* zu zwei forschungstheoretischen Deutungsmustern gegenüber populärer Musik sowie einer historischen Perspektive auf Schlager in der DDR von *Michael Rauhut*, *Ella Detscher* und *Marie Kaltenbach* anhand ihrer Forschung zu den Fans von Andreas Gabalier einen ethnografischen Zugang zum Schlagerphänomen. Damit geben sie ein Beispiel, wie sich Forscher:innen mit und/oder gegen ihre eigenen Vorurteile gewinnbringend mit dem „Gegenwartsalltag der Vielen“ beschäftigen können. Ihr Ergebnis: In den re-

tropischen Gabalier-Texten finden Fans Legitimierungen für traditionelle, bewahrende Lebensgestaltung und sich in einer Gemeinschaft mit der „Sehnsucht nach dem besseren Früher“ wieder. Thematisch passend ergänzt wird diese Analyse durch den Beitrag *Maximilian Kreters*, der die Bedeutung des Schlagers für die Popularisierung des Rechtsrocks, beispielsweise durch Coverversionen, beleuchtet.

Der Frage, wie Schlager klingt, nähert sich im zweiten Teil *Alan von Keeken* aus der Perspektive der Phonomusikologie, die die „klangliche Gestaltung und ihre räumlich-sozialen Kontexte“ fokussiert. Damit öffnet er der Forschung eine Welt, die aufgrund schwieriger Quellenlage oft verschlossen bleibt: das Tonstudio. Anhand der Entstehung, beinahe ‚Erfindung‘ des unverwechselbaren Sounds von Wolfgang Petry zeichnet er schlüssig und spannend die entscheidende Bedeutung verschiedener ästhetischer Faktoren und deren Akteure, wie beispielsweise Produzent:innen, auf. Erst durch die Einführung der verzerrten E-Gitarre als Klangmarker gelang es, den „Petry-Party-Schlager“ (Lillie) zu etablieren – ein Beispiel, wie spezifische ‚Sounds‘ von Künstlern Gegenstand von Forschung sein können. Ergänzt wird dieser Blick auf Klang und Performance durch eine musikalische Analyse des Titels *Atemlos durch die Nacht* von *Otfried Büsing*, an die *Marina Forells* Auslotung der Rolle von Helene Fischer im Hinblick auf Postfeminismus zwischen Selbstermächtigung und Antifeminismus anhand einer Analyse vestimentärer Provokationen anschließt.

Zwei Beiträge, einer von *Martin Lücke* und jener von *Christian A. Müller*, nehmen im dritten Teil die wirtschaftshistorische bzw. musikwirtschaftliche Seite des Schlagers in den Fokus. Musikalische Anpassungen hinsichtlich des potenziellen Absatzmarktes zeichnet *Christina Richter-Ibáñez* anhand von *Schuld war nur der Bossa Nova*, gesungen 1963 von Manuela, nach. Dieses Cover dient ihr als Anschauungsmaterial, um mögliche Erkenntnisse der angewandten Translationswissenschaft zu demonstrieren. In der tabellarischen Analyse von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zur englischen und spanischen Version zeigen sich Charakteristika des deutschen Covers hinsichtlich Story, musikalischem Text und Interpretation. Dabei werden trotz großer Nähe zum Original länderspezifisch angepasste Vermarktungsstrategien, wie ein erfundener, exotisierender Akzent der Interpretin, herausgearbeitet.

Der letzte Bereich trägt einen medienwissenschaftlichen Blick auf Schlager bei, indem er ihn in den Zusammenhang mit anderen, bildhaften Medien stellt. *Maria Fuchs* zeigt darin anhand des Schlagers im Heimatfilm der 1930er Jahre die mediale Wandel- und Anpassungsfähigkeit sowie Fortwirkung verbundener Topoi derartiger Musikstücke bis in die Gegenwart auf. Am Beispiel des österreichischen Produzenten, Regisseurs und Schauspielers Luis Trenker verfolgt sie medienanalytisch die plurimediale Rezeptionsgeschichte des Liedes *Wir Kameraden der Berge*, gesungen im Film *Der Sohn der weißen Berge* (1930), bis zur aktuellen „Heimat- und Volksmusikpflege“ und zeigt so anschaulich den Mechanismus, wie Bilder von Landschaft,

hier der Alpen, mit entsprechenden audiovisuellen Medien inszeniert und dauerhaft erinnerungskulturell verknüpft werden.

Schließlich sind es folglich deutlich mehr als reine „kulturwissenschaftliche Perspektiven“, die der Sammelband vereint, sodass er eine große Breite an methodischen und disziplinären Zugängen zum Schlager eröffnet. Auch bietet er eine angenehme Balance aus historischen und gegenwartsanalytischen Forschungen. Allen Beiträgen ist neben der fundierten Darstellung der jeweiligen Forschungsgeschichte eines gemein: Beinahe alle Autor:innen verweisen auf Desiderate und ausstehende Forschungen. Und darin liegt auch die Stärke des Sammelbandes, denn hinein in diese wissenschaftliche Leere leistet er einen ersten Aufschlag zu hoffentlich weiterer Beschäftigung und gibt hierfür spannende Anreize und mögliche Richtungen, auch aus interdisziplinärer Perspektive. Es bleibt der EKW zu wünschen, dass sie mithilfe dieses Bandes auch die letzte Scheu vor vermeintlichem ‚Schund‘ überwunden hat und das Potenzial und die wissenschaftliche Daseinsberechtigung der Beschäftigung mit populärer Musik und ihren massenkulturellen Ausprägungen erkennt. „Eine systematische kulturwissenschaftliche Untersuchung des Schlagers steht bislang aus“ (S. 10), schreibt Müske einleitend, und nach der Lektüre des Sammelbandes lässt sich bilanzieren: Diese würde sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht wirklich sehr lohnen!

Jana Stadlbauer, Fürth/Eichstätt

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.20>

Julia Gehres

Fest, Event, Spektakel? Zur Inszenierung des venezianischen Karnevals im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Münster, New York: Waxmann 2021, 252 S. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 22; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-8309-4363-1.

Eine kulturwissenschaftliche Arbeit über den Karneval in Venedig zu schreiben ist in gewisser Weise ein risikoreiches Unterfangen. Denn einerseits liegt bereits eine Vielzahl empirischer oder historischer Arbeiten zu größeren Fest- und Brauchkomplexen (sowie deren Transformation in kulturelles Erbe) vor, die es unter anderem in Bezug auf Forschungslücken und Theorienangebote zu befragen gilt. Andererseits gehört die Brauch- und Festforschung in der Empirischen Kulturwissenschaft nicht gerade zu jenen Forschungsfeldern, denen Innovation, Relevanz oder kulturtheoretische Ambition nachgesagt wird. Dass die Auseinandersetzung mit einer lokalen Fest- oder Brauchkultur gleichwohl attraktiv ist und dass wichtige kulturwissenschaftliche Perspektiven hier eingelöst werden können, zeigt Julia Gehres in ihrer 2021 vorgelegten Studie zur Inszenierung des venezianischen Karnevals. Im Kern geht es der Auto-

rin darum, die Deutungsebenen des lokalen Karnevals und dessen kontinuierliche Transformation herauszuarbeiten. Dazu hat Julia Gehres eine Vielzahl eher kürzerer Interviews geführt, teilnehmend den venezianischen Karneval beobachtet und diverse andere Quellen in ihre Analyse integriert, die sich einerseits für Eventisierungsprozesse seit der Revitalisierung des Karnevals Ende der 1970er Jahre interessiert und die andererseits danach fragt, welche Rückschlüsse daraus auf größere gesellschaftliche Transformationsprozesse zu ziehen sind. Letzteres gelingt der Arbeit – um dies gleich vorwegzunehmen – nur partiell. Dafür hätte der heuristische Fokus der Arbeit umfassender sein müssen, dafür hätte der Ort selbst mit seinen sozialen, kulturpolitischen und ökonomischen Strukturen noch sehr viel stärker in den Blick genommen und mit den empirischen Befunden verzahnt werden müssen.

Julia Gehres' Arbeit ist eher klassisch aufgebaut: Sie setzt sich eingangs mit aus Sicht der Autorin relevanten Begriffen auseinander – Brauch, Fest, Ritual, Event, Spektakel –, referiert dann den Forschungsstand der volkskundlichen Karnevals- und Fastnachtsforschung und leitet im Anschluss auf die Stadt Venedig über. Ein größeres Kapitel rekonstruiert die Geschichte des venezianischen Karnevals, wobei die Autorin leider tendenziell nur Literatur referiert, diese aber nicht als Quelle selbst begreift. Die eigentliche Analyse ist im siebten Kapitel der Arbeit organisiert, dem ein Kapitel zum methodischen Vorgehen vorangestellt wird. Daraus ergibt sich eine gewisse Asymmetrie in der Arbeit, denn die Ergebnisse werden auf gerade einmal etwas mehr als 100 Seiten ausgebreitet (etwas unspezifisch überschrieben mit „Empirische Annäherungen“). Ein eigenes kürzeres Kapitel befasst sich vor dem Fazit schließlich noch mit Fragen der Eventisierung des Karnevals.

Die Ergebnisse der Empirie – dies ist nicht als Kritik zu verstehen – sind in großen Teilen wenig überraschend: Da ist das diskursive Ringen um den ‚authentischen‘, ‚richtigen‘, ‚angemessenen‘ Karneval, um die Rolle der Touristinnen und Touristen, die einerseits für lokale Wertschöpfungsketten (ökonomisch wie auf symbolischer Ebene) zentral sind, die aber andererseits beständige Aushandlungsprozesse über die Konsistenz des Karnevals am Laufen halten, und da ist die nostalgische Rückschau auf einen vergangenen und mitunter symbolisch und affektiv überhöhten Karneval, an dem noch alles in Ordnung schien. Der Karneval von Venedig wird damit zu einem Beispiel für jene kulturellen Abnutzungsprozesse traditioneller Kultur, welche aus Sicht lokaler Akteur*innen dem eigenen Erfolg zum Opfer fällt, die aber gleichwohl aus komplexen Motivationslagen und keineswegs nur aus Gründen der Traditionalität heraus weiter praktiziert wird. Überdeutlich arbeitet die Autorin die vielen kulturpessimistischen Stimmen heraus, die diese Transformation des lokalen Brauchs in ein touristisch vermarktbare Event beklagen. Gleichwohl kann Julia Gehres aber auch zeigen, wie vor Ort eine kreative und kritische Auseinandersetzung stattfindet: So wurde im Jahr 2010 etwa erstmals eine Ratte aus Pappmaché abgeseilt als Parodie auf den traditionellen Flug des Engels. Ausgelöst wurde in der

Folge eine kontroverse Diskussion über den symbolischen Gehalt der Ratte – als spezifisches Identifikationsangebot mit spezifischem kulturhistorischem Hintergrund oder als höchst problematisches Symbol im Kontext des touristischen Marketings.

Julia Gehres' Dissertationsschrift bietet wichtige Einblicke in lokale Interpretationsweisen des venezianischen Karnevals. Sie rekonstruiert die Geschichte eines lokalen Brauchs und das vielschichtige Ringen um dessen Deutung. Mitunter vermisst man bei der Interpretation der Deutung hingegen weiterführende Perspektiven, die sich etwa auch ergeben hätten, wenn die teilnehmende Beobachtung eine stärkere Gewichtung erhalten hätte. Einige Aspekte werden in der Interpretation übersehen, so etwa, wenn Herr und Frau U. bestimmte Formen der Kostümierung kritisieren und davon ausgehen, es seien (anders als Tourist*innen aus Deutschland) vor allem Tourist*innen aus Frankreich, die als „Tüllmonster“ (S. 190) auftreten würden. Sie würden sich selbst dagegen für stilvolle und historisch belegbare Kostümierungen aussprechen. Dies hingegen würde insbesondere durch eine „Französisierung der Postkarten“ (S. 191) konterkariert, auf denen vermehrt die von ihnen kritisierten schlecht Kostümierten abgebildet würden. Die Postkarten dienten dann in der Folge wiederum als Inspirationsquelle; und so ergebe sich schleichend ein Niedergang in der Qualität der Kostüme und Masken. Hier lassen sich nicht nur Fragen der Ästhetisierung und Aushandlungen des Ästhetischen rekonstruieren, sondern auch komplexe Blickregime und Identifikationsweisen.

Es ist ein wenig bedauerlich, dass Julia Gehres wichtige Fragen erst im Ausblick anspricht, die das Forschungsdesign der Arbeit hingegen bereichert hätten – so etwa der Aspekt der Generationalität, der des Vergleichs oder die Frage nach regionalen Spezifika. Auch scheint die bearbeitete Literatur mitunter etwas eingeschränkt – hier aber hätten sich noch weitere fruchtbare Perspektiven eröffnet wie etwa die Frage nach kultureller Aneignung oder kulturellem Eigentum, die Frage nach kulturpolitischen Entscheidungen oder nach Wertschöpfungslogiken. Auch zu den spezifischen Organisationsstrukturen, den ökonomischen Zwängen, den Einflussphären lokaler Cultural Broker und deren sozialen Infrastrukturen, Interessen und Kapitalien gibt die Arbeit vergleichsweise wenig Aufschluss. Ob die Fragebögen, die mit dem Ziel erstellt wurden, Einblicke in die touristische Perspektive zu erhalten, eine sinnvolle Ergänzung der Empirie darstellen, ließe sich sicherlich kontrovers diskutieren. Dem eigentlichen empirischen Kapitel hätten vorangestellte forschungsleitende Fragen (insbesondere auch in den Unterkapiteln) sicher gut getan, die dann auch weitere interpretative Räume in der Arbeit eröffnet hätten. Gleichwohl kann Julia Gehres deutlich herausarbeiten, welchen komplexen (und mitunter umstrittenen) Stellenwert sogenannte traditionelle Kultur in der Gegenwart einnimmt.

Markus Tauschek, Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.21>

Judith Schmidt

Kalkulierte Mobilität. Ökonomische und biographische Perspektiven auf Saisonarbeit. Frankfurt a. M., New York: Campus 2021, 281 S. (Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 20; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-5935-1448-2.

Die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeitskulturen nahm sowohl in Anbetracht der disziplinären Abgrenzung von der vorbelasteten bäuerlichen Volkskunde als auch mit Blick auf grundsätzliche technische und ökonomische Prozesse, die eine prozentual nur noch geringe Anzahl an in der Landwirtschaft tätigen Menschen bedingten, bis Anfang des 21. Jahrhunderts im Fach nur mehr eine marginale Rolle ein. Seit einigen Jahren ist nun wieder ein starkes Interesse am Themenfeld zu verzeichnen, das vor allem auf zahlreichen mit der agrarischen Produktion zusammenhängenden ökologischen und klimatischen Implikationen beruht. So befasste sich etwa jüngst Franziska Sperling mit Fragen der Energiepolitik im Kontext von Biogasanlagen, Sarah May führte in Freiburg ein öffentlichkeitswirksames Lehrforschungsprojekt zu Bioökonomie durch, an den Standorten Würzburg wird Landwirtschaft im Kontext von Multispecies-Beziehungen und in Regensburg v. a. in Verbindung mit Nahrungskulturforschung beleuchtet. Judith Schmidts Studie dockt an diese innerfachliche „Wiederentdeckung“ der Landwirtschaft an, erweitert sie aber durch hier noch kaum fokussierte Ebenen von Mobilität und erzählforscherische Perspektiven.

Für ihre an der Universität Mainz eingereichte Dissertation konzentriert sich die Autorin auf Saisonarbeit im Gemüse-, Obst- und Weinbau und analysiert dazu mithilfe einer akteurszentrierten Herangehensweise sowohl die Interviewaussagen von rumänischen Arbeitnehmer:innen wie auch ihrer landwirtschaftlichen Arbeitgeber. Judith Schmidt forscht dazu in erster Linie im Mainzer Umland des stark durch Sonderkulturen und damit auch Saisonarbeit geprägten Bundeslandes Rheinland-Pfalz, reist aber auch nach Rumänien, um ihre Interviewpartner:innen in deren Heimat befragen zu können. Dass sich dies als weit weniger ergiebig erweist als zuvor angedacht, ist nur eine von vielen Hürden, die Judith Schmidt im Verlauf ihrer Feldforschungen überwinden musste. So legt die Autorin umfassend und selbst für unser an Eigenreflexion sicherlich nicht armes Fach erfrischend schonungslos offen, weshalb sie ihren ursprünglich geplanten Fokus, nämlich ausschließlich die ansonsten im öffentlichen Diskurs kaum sichtbaren Saisonarbeitskräfte selbst zu beforschen, verändern musste: Erwiesen sich die eigentlich nur als Zugangsöffner gedachten Betriebsleiter zum einen als massive Gatekeeper, die den Kontakt zu den Angestellten häufig verwehrten, so waren zum anderen auch die rumänischen Arbeiter:innen nur wenig am Austausch mit der Forscherin interessiert bzw. ließen vereinbarte Termine immer wieder platzen – auch vor Ort in Rumänien. Dabei ist der Aufwand, den die Autorin für einen gelingenden Zugang unternahm, ohnehin bemerkenswert – um nicht auf die Anwesenheit von Übersetzer:innen angewiesen zu sein, erlernte sie parallel zur

Dissertation Rumänisch. Judith Schmidt reagiert letztlich anpassungsfähig – auch in Anbetracht der ihr als in Care-Aufgaben eingebundenen jungen Mutter überhaupt möglichen Flexibilität – und geht „an dieser Stelle den Kompromiss zwischen Ideal und Realität ein“ (S. 79). Ich erwähne dies als Rezensentin auch deshalb, weil die unter Kapitel 3 „Erfahren“ beschriebenen Probleme der Autorin mit dem Feld hier so ehrlich und gleichzeitig optimistisch als neu entstehende Chancen umrissen werden, dass es sicherlich dem/der ein oder anderen vor ähnlichen Herausforderungen stehenden Promovierenden zur Lektüre empfohlen werden kann.

Stark sind auch Schmidts Ausführungen zur Geschichte der Saisonarbeit sowie ihre Auseinandersetzungen mit theoretischen Hintergründen zu zirkulärer Migration, Pendelmigration etc., wobei sie sich aufgrund der hierdurch transparenter aufgegriffenen Handlungsfähigkeit der Akteur:innen im Rahmen der eigenen Studie letztlich für den Begriff der Erwerbsmobilität entscheidet. Die Ergebnisse ihrer Arbeit ordnet die Autorin mit Blick auf ihre beiden beforschten Gruppen bzw. deren an das Konzept von Mary Louise Pratt angelehnte „contact zones“ und überschreibt die Kapitel entsprechend mit „Bewirtschaften“, „Bearbeiten“, „Begegnen“ und „Verstehen“.

Als ungewöhnlicher, aber durchaus schlüssiger Weg erweist sich die Suche nach erzählforscherischen Motiven in den Befragungen der Landwirte. Schmidt erkennt diese als sogenannte „Kalkulationserzählungen“ und stellt den Faktor Wirtschaft damit zentral, was sie auch einleitend bereits durch ihre Einbettung der Studie in den Bereich der ökonomischen Anthropologie darlegt. Dabei gelingt es, den starken preislichen Druck, der sich bei den Kommensurationen der Gemüse- und Obstbauern innerhalb von ausschlaggebenden Cent-Beträgen bewegt, die Abhängigkeitsverhältnisse durch die Marktmacht des Lebensmitteleinzelhandels sowie die in Anbetracht dieser Problematiken entstandenen Herausforderungen durch die Erhöhung des Mindestlohnes ausführlich darzulegen. Zwar führt die Nummerierung der Landwirte im Gegensatz zur Nennung von anonymisierten Vornamen bei den Saisonarbeitskräften hier zu einer aus Sicht der Rezensentin nicht nötigen distanzierten Blickweise auf Erstere, dennoch schafft es die Autorin vor allem durch das Einbeziehen von Rahmenerzählungen, auch emotionale Gründe hervortreten zu lassen. So ist vor allem die Weitergabe der Höfe von Generation zu Generation das ausschlaggebende Motiv hinter den Wirtschaftsweisen der Landwirte und bedingt auch ihre Betrachtung der Saisonarbeiter:innen unter einer „Verwertungslogik“ (S. 135). Sehr passend sind hier auch die mithilfe agrarhistorischer bzw. -soziologischer Literatur erfolgten Ausführungen zum Idealbild des unternehmerischen Landwirtes. Allerdings muss an dieser Stelle kritisch angemerkt werden, dass die kaum erfolgte Reflexion der Interviewpartner zu ihrer gesellschaftlichen Stellung wohl auch auf dem Schwerpunkt der gestellten Fragen beruht und Schmidts Fazit „Wer viel verdient, steht gut da“ (S. 155) unter Einbezug neuerer Studien noch differenzierter angeordnet hätte werden können.

Für die Analyse der Aussagen ihrer rumänischen Interviewpartner:innen wählt Schmidt eine andere Herangehensweise: Hier werden exemplarische Biografien vorgestellt, die sowohl die Personen greifbar als auch die Heterogenität ihrer Bezüge zur Saisonarbeit deutlich machen. Die Autorin ordnet diese wiederum jeweils unter den drei Aspekten von Narrativ, Raum und Projekt. Dabei ergeben sich zwar einige Redundanzen, es wird aber auch bemerkenswert klar, dass die Befragten keineswegs nur einseitig von ihren Arbeitgebern abhängig sind, sondern durchaus selbst Kalkulationen vornehmen und ihre Handlungsmacht dadurch herausstellen, dass sie das „Projekt Saisonarbeit“ jederzeit beenden können, wenn sich dieses als zu wenig ergiebig erweist. Auch in diesem Kapitel sind die Rahmenerzählungen besonders interessant: Schmidt analysiert hier die Rolle der rumänischen Korruption, die von einigen Befragten als positive Vergleichsfolie herangezogene Sozialismus-Vergangenheit sowie pessimistische Blickweisen der Interviewpartner:innen auf ihr Heimatland. Dabei arbeitet sie vor allem die Motivation für Familie und Hausbau heraus, der sich als roter Faden und als „Träger des sozialen Status“ (S. 202) durch die Gespräche zieht.

Gerade dieser Aspekt des Aufstiegs spielt wiederum eine Rolle im Kapitel „Begegnen“, wenn etwa die befragten Landwirte mit Blick auf die durch die Saisonarbeit ermöglichten neuen Häuser und Autos ihrer rumänischen Arbeiter:innen Sozialneid erkennen lassen. Schlüssig bezieht Schmidt hier historische Perspektiven auf die Konstruktion von Osteuropa mit ein, das unter dem westlichen Blick kollektiv zum rückständigen Raum wird, was sich wiederum in den Bewertungen der Saisonarbeitskräfte durch die Landwirte spiegelt. Während die ehemals vornehmlich polnischen Arbeiter:innen so etwa als weniger fremd und verlässlicher gesehen werden, zeigt sich in der Einordnung der Rumän:innen eine weitaus größere Distanz. Gleichzeitig wird in den Gesprächen aber auch Bedauern über das Fernbleiben einzelner Saisonarbeiter:innen ausgedrückt, wobei entsprechende emotionale Bezüge stets hinter die im Material zentralen Kalkulationen zurücktreten, welche neben der Entlohnung auch das Können und die Sorgfalt der Angestellten miteinbeziehen.

In ihrem abschließenden Kapitel führt Judith Schmidt die Ergebnisse ihrer Arbeit zusammen und verweist hier nochmals auf den akteurszentrierten Fokus ihrer Studie, dessen nicht immer ganz überzeugende Stellung denn auch als einziger größerer Schwachpunkt der Studie gesehen werden kann. So sind die Analysekapitel immer wieder von etwas zu ausufernd geratenen theoretischen Reflexionen durchbrochen, die einerseits den Lesefluss erschweren, andererseits aber auch den eigentlich im Mittelpunkt stehenden Akteur:innen zu wenig Raum lassen. Dies ist sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass die Autorin – wie einleitend ausgeführt – weniger Interview- und Feldforschungsmaterial generieren konnte als eigentlich geplant. Dadurch erscheint die Arbeit aber auch an einigen Stellen etwas theoretisch aufgebläht und verliert durch die – gleichzeitig auch von beeindruckender theoreti-

scher Expertise der Autorin zeugende – zahlreichen Exkurse u. a. zu contact zones, doing generation, Projekt-Definitionen, livelihood-Strategien, erzählforscherischen Momenten etc. an Stringenz. Wo die Studie wiederum sehr stark ist, bildet sich tatsächlich in der Überschrift des letzten Kapitels „Verstehen“ ab: Nicht nur an dieser Stelle, sondern von Anfang bis Ende des Buches gelingt es Judith Schmidt konsequent, die Entscheidungen ihrer Akteursgruppen für die Lesenden nachvollziehbar zu machen und dabei weder in eigene Betroffenheit noch in ein distanzierendes Abarbeiten zu verfallen. Dank dieser Perspektive werden weder die Saisonarbeitskräfte innerhalb des durch ein klar benanntes Wohlstandsgefälle bedingten Systems als rein Ausgebeutete, sondern durchaus als selbstbewusste Individuen mit Empowerment-Strategien gezeichnet, noch werden die Landwirte einseitig beleuchtet. Mit ihrer Studie hat Judith Schmidt daher ein lesenswertes und für die Erweiterung von Agro-Food-Studies auf Mobilitäts-bezogene Fragestellungen zentrales Buch vorgelegt.

Barbara Wittmann, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.22>

Gerhard H. Hommer

Attraktionen der Straße. Eine Berliner Literaturgeschichte 1927–1932.
Göttingen: Wallstein 2021, 412 S. ISBN 978-3-8353-3985-9.

Eine „Berliner Literaturgeschichte“ der späten Weimarer Republik hat der Literaturwissenschaftler Gerhard Hommer vorgelegt, und es genügt die Lektüre weniger Seiten dieses Buches, um zu verstehen, warum diese Neuerscheinung auch aus der Perspektive einer historisch interessierten Empirischen Kulturwissenschaft höchst relevant ist. Diese Literaturgeschichte dreht sich nämlich um die Großstadtstraße – und damit um einen Sozialraum, der wie kaum ein anderer ein Schauplatz städtischen Alltagslebens war und ist. Die Art und Weise, wie Hommer die Straße als Schnittfläche von Diskursen und Praktiken, Figuren und Figurationen, Texten und Klängen liest, ist kulturwissenschaftlich im besten Sinne, was sich auch im transdisziplinären Zugriff des Autors auf Forschungsliteratur aus Literatur- und Geschichtswissenschaften, Soziologie und Historischer Erziehungswissenschaft, Cultural Studies und Empirischer Kulturwissenschaft abbildet. Die von Hommer zitierten Germanist*innen sind mehrheitlich für kulturwissenschaftliche Zugangsweisen bekannt – von Klaus-Michael Bogdal über Helmut Lethen bis zu Erhard Schütz; umgekehrt finden sich im Literaturverzeichnis erfreulich viele Referenzen aus unserem Fach, und zwar mit einer gewissen Tübinger Schlagseite: Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken, Carola Lipp, Sabine Kienitz und Joachim Schlör. Viel verdankt die Studie darüber hinaus den Arbeiten Rolf Lindners zur Stadt- und Jugendkultur zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, was auch für die kulturanalytische Herange-

hensweise insgesamt gilt: das Denken in Relationen und Konstellationen sowie eine dichte und sensible Quellenlektüre, die auch im vermeintlich Abgelegenen und Nebensächlichen so manches wichtige Indiz findet.

Für eine Dissertation ungewöhnlich, hält sich der Autor nicht lange mit einer deklaratorischen Einleitung, einem Theorie- oder Methodenkapitel auf. Stattdessen springt er mit dem Protagonisten aus Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* sofort ins volle Straßenleben hinein: „Ulrich steht am Fenster. Minutiös registriert er das Geschehen draußen auf der Straße: Autos, Trambahnen, Gesichter der Passanten“ (S. 9). Mit diesem Auftakt ist auch schon ein Leitmotiv der Studie angerissen: Sie handelt nämlich nicht nur von der Großstadtstraße, sondern mehr noch von der Praxis des Beobachtens: vom Blick, der im Sinne eines Rückspiegelungseffekts auf die Beobachter*innen zurückverweist. Dieser Blick ist für Hommer genuin bürgerlich: Literarische Techniken der Straßenbeschreibung und prominente Figuren der urbanen Observation wie der Flaneur werden auf ihren spezifischen sozialen Entstehungskontext zurückgeführt. Die Imagination der Straße ist für den Autor somit ein Schlüssel zur historischen Kulturanalyse des Bürgertums. Seinen Textkorpus aus Literatur, Publizistik und Theorie charakterisiert er mit einem ironischen Rückgriff auf die traditionelle Literaturgeschichtsschreibung als „Weimarer oder Berliner Straßenklassik“ (S. 11).

Schon im ersten Kapitel thematisiert die Studie systematisch den Zugriff bürgerlicher Ordnungsinstanzen auf das Straßenleben, die bis ins Kaiserreich zurückverfolgten Versuche zur „Domestizierung der Straße“ (S. 22). Hier scheint die Grundkonstellation der vorliegenden Straßengeschichte auf: die Straße als Gefahrenzone, die mit ihrem proletarischen Eigensinn die öffentliche Ordnung, mit ihren Verlockungen den psychischen Haushalt des bürgerlichen Ich durcheinanderbringt. Walter Benjamins *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* ist für dieses Problem ein Schlüsseltext, von dem die Studie auch reichlichen Gebrauch macht. Weitere naheliegende Kronzeugen dieser mentalitätsgeschichtlichen Konstellation sind Alfred Döblin, Franz Hessel, Siegfried Kracauer und Joseph Roth. Weibliche Stimmen kommen dagegen – ein Schwachpunkt der Arbeit – so gut wie überhaupt nicht vor; der Straßendiskurs, den Hommer entfaltet, ist absolut männlich dominiert. Die von der Kapitelüberschrift „Frauen gehen, Männer schauen zu“ (S. 88) benannte Blickstruktur wird daher leider auch vom Buch selbst reproduziert, auch wenn man entschuldigend vorbringen kann, dass es nicht ganz einfach ist, Texte zur Straßenkultur um 1930 zu finden, die von Frauen verfasst wurden. Etwas mehr als Irmgard Keun hätte es aber schon sein dürfen.

In seinem weiteren Argumentationsgang eröffnet das Buch zahlreiche originelle Themenfelder: Da ist beispielsweise der Abschnitt über „Erziehererzähler“, in dem Versuche zur Pädagogisierung der „wilden Cliques“ beschrieben werden und Ernst Haffners lange vergessener Roman *Blutsbrüder* mit Referenz auf Bourdieus *Die feinen Unterschiede* gelesen wird. Da ist der Abschnitt über „Textgebrauch auf der

Straße“, in dem deutlich wird, dass die moderne Massenpresse ohne die Straße nicht denkbar war. Und da ist das Kapitel „Hochmut nach dem Fall“, das es zustande bringt, die Theoriegiganten Adorno, Benjamin und Kracauer in der Diskussion um die Interpretation der Straße und den Stellenwert der Popularität auftreten zu lassen. Die ausführliche Thematisierung pädagogischer Konstellationen im Buch hat ihren Grund vielleicht nicht nur in der Sache selbst, sondern auch darin, dass der Autor laut Klappentext als Grundschullehrer (!) in Berlin arbeitet. Ein Abschnitt zur „Heimatkunde“ als einem „pädagogischen Großprojekt“ (S. 175) der Weimarer Republik überrascht jedenfalls mit hochinteressanten Einblicken in das emanzipatorische Verständnis von (Großstadt-)Heimat bei Autoren wie Franz Hessel oder Erich Kästner. Ge- und beschrieben ist all das in einer brillanten, nuancenreichen Sprache, die *Attraktionen der Straße* auch zu einem echten Denk- und Lesevergnügen macht.

Über das wenige Genannte hinaus enthält der Band auch zahlreiche Vignetten zum Straßenalltag der ausgehenden Weimarer Republik, macht bekannt mit Sandwagen und Milchlieferanten, Scherenschleifern und Kolporteurs, Jugendbanden und dem „Mann vom Bücherwagen“. Er könnte daher auch als alltagsgeschichtliche Fundgrube gelesen werden, wäre da nicht das durchgängig hohe Reflexionsniveau einer Kulturgeschichtsschreibung der Blickbeziehungen. So verstanden, ist die Straße nicht nur Schauplatz alltäglicher Praktiken, von Attraktionen, Kuriositäten und Konflikten, sondern ein Denk-Bild im Benjamin'schen Sinne, das dazu beiträgt, die Strukturen und das kulturelle Imaginäre einer Gesellschaft zu erhellen. Vielleicht schießt Hommer an manchen Stellen ein wenig über sein Ziel hinaus, liefert eine allzu elegante, allzu brillante und allzu literarische Literaturgeschichte. Vielleicht auch steckt er mit seinem Darstellungsverfahren dem etwas willkürlich gewählten Zeitraum 1927–1932 zu glanzvolle Lichter auf, die vergessen machen, dass es auch vorher und nachher ein signifikantes Straßenleben gab. Ein lesenswertes Buch ist *Attraktionen der Straße* aber allemal. Es bietet zahlreiche Anregungen zur dichten Beschreibung und analytischen Durchdringung öffentlicher Räume, die – gerade aufgrund ihrer Öffentlichkeit – zum Gegenstand vieler kontroverser Debatten geworden sind.

Jens Wietschorke, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.23>

Tabea Stirenberg

Scham, Schmerz, Hysterisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Menstruation als Alltagspraxis. München: Utz 2022, 102 S. (Münchener ethnographische Schriften, 36; zgl. München, Univ., Masterarb., 2020). ISBN 978-3-8316-4977-8.

Menstruation findet statt, konstatiert Tabea Stirenberg, und zwar überall dort, wo Menstruierende sind. Diese vermeintlich banale Feststellung findet sich in der Mitte

eines schmalen Bändchens, das eine beeindruckende Masterarbeit enthält, und zwar zu Beginn des 5. Kapitels, in dem die empirischen Ergebnisse präsentiert werden, die den Kern der Arbeit ausmachen. Das Material dazu wurde von Tabea Stirenberg in einer Zeit erhoben, die von der Coronapandemie bestimmt war und die den Zugang zu einem ohnehin komplexen Feld zusätzlich erschwerte. Über Facebook-Gruppen, in denen sich über den Umgang mit sogenannten Menstruationstassen ausgetauscht wird, gelang es der Autorin jedoch, Kontakt zu elf Frauen herzustellen, die bereit waren, sich online interviewen zu lassen.

Ausgangspunkt des Forschungsinteresses von Stirenberg war eine Studie von Plan International aus dem Jahr 2017, in der es nicht nur um die sogenannte Periodenarmut (damit ist gemeint, dass der Kauf von Periodenprodukten wie Binden oder Tampons nachweislich für jede vierte Frau in Deutschland eine große finanzielle Belastung darstellt) geht, sondern in der auch erneut deutlich wurde, wie stark die Periode für viele Menstruierende nach wie vor mit Scham besetzt ist. Und in diesem zweiten Aspekt liegt der Schwerpunkt der Arbeit von Stirenberg: im gesellschaftlichen Umgang mit der Periode und deren Auswirkungen auf die Menstruationspraxis.

Nachdem Ende der 1980er Jahre die „Wiederkehr des Körpers“ (Kamper/Wulf) postuliert und auch in unserem Fach eine volkskundliche Auseinandersetzung mit dem Körper (Jeggle 1981) bzw. eine verstärkte Perspektive auf den Körper (Kaschuba 1988) eingefordert wurden, blieb dieser Anspruch dennoch hinter den Erwartungen zurück. Auch das Thema Menstruation schien bis auf wenige Ausnahmen kein besonderes Forschungsinteresse hervorzurufen. Erst in den letzten Jahren sind vor allem im populärwissenschaftlichen Bereich zahlreiche Bücher erschienen, die danach streben, oftmals in aufklärerisch-aktivistischer Manier, die Periode und den Umgang mit ihr neu zu verhandeln und sich darüber hinaus für einen besseren Zugang zu Menstruationsprodukten weltweit zu engagieren.

Tabea Stirenberg präsentiert und reflektiert in ihrer Arbeit den kulturwissenschaftlichen Forschungsstand zu diesem Themenkomplex ausführlich, auch mit Blick in die jüngere Vergangenheit. Gegenwärtig scheint die Auseinandersetzung mit der Menstruation und deren gesellschaftlichen Implikationen vor allem zum Gegenstand von studentischen Abschlussarbeiten zu werden. Seit 2018 ist dazu einiges publiziert worden, wobei aktuelle Auseinandersetzungen mit Menstruationspraktiken und „Stimmen von Menstruierenden“ dabei eher unterrepräsentiert seien. Daher will Stirenberg mit ihrer Arbeit dazu beitragen, diese Forschungslücke zu schließen.

Zunächst setzt sie sich mit den sprachlichen Ausdrucksformen, die immer noch die Menstruation im Alltagsdiskurs vielfältig umschreiben, auseinander. Sie arbeitet heraus, dass die Adjektive „hygienisch und diskret“ weiterhin als Schlüsselbegriffe gelten und die damit einhergehenden Vorstellungen von dem Menstruationssekret als etwas „Schmutzigem“ und „Peinlichem“ nach wie vor den Umgang damit bestimmen. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Themenkomplex „Frau-Sein und Mens-

truation-Haben – Körper und Leib, sex und gender“. Darin wird die Menstruation als eine im Zusammenhang mit weiblicher Sexualität stehende Körperflüssigkeit problematisiert und stigmatisiert. Frau-Sein und Menstruieren werden als selbstverständlich miteinander verknüpft, wobei sich die Gleichsetzung von Frau-Sein und Menstruation-Haben als vorherrschend und persistent erweisen würde. Dies würde auch deutlich werden an dem Stellenwert der Abbruchblutung bei der Einnahme von hormonellen Antikonzeptiva. Dadurch werde eine monatliche Blutung suggeriert, die das Konzept von ‚Frau sein‘ und ‚Menstruation haben‘ unterstütze.

In dem zentralen und umfangreichsten Kapitel der Arbeit geht es dann um periodenspezifische Praktiken. Stirenberg beschreibt und analysiert nicht nur eindrücklich die mannigfachen Formen im Umgang mit dem Menstruationsblut und insbesondere dessen Verbergen mittels Periodenprodukten, sondern auch das Ertragen und Funktionieren-Müssen bei Regelschmerzen.

So bleibt am Ende des Bandes nicht nur die nicht allzu neue Erkenntnis, dass es nicht die Periode selbst ist, die die Frauen in ihrem Alltag einschränkt, sondern der gesellschaftliche Umgang damit und die damit verbundene Abwertung der Periode und der Menstruierenden selbst. In diesem Zusammenhang wird auch von den Interviewpartnerinnen wiederholt gefordert, die gesellschaftliche Sichtbarkeit und Aufklärung über Menstruationspraktiken zu verbessern und mehr darüber zu sprechen.

Insgesamt gibt der sorgfältig recherchierte Band mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis einen gelungenen Überblick über den Umgang mit der Menstruation heute. Er reflektiert den aktuellen Forschungsstand und regt zur weiteren Auseinandersetzung mit der Thematik an. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn in der Arbeit der Aspekt der Periodenarmut weiterführend aufgegriffen und vor dem Hintergrund der Materialanalyse bewertet worden wäre.

Sabine Zinn-Thomas, Stuttgart/Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.24>

Natalie Reiensch/Frauke Geyken/Cornelia Eisler/Thomas Overdick (Hrsg.)

Herkunft. Heimat. Heute. Zur Musealisierung von Heimatstuben und Heimatsammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*innen. Oldenburg:

Isensee Florian Verlag 2023, 256 S. (Schriftenreihe des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen e. V., 6). ISBN 978-3-7308-2025-4.

Der vorliegende Tagungsband enthält die Beiträge der Abschlussagung zum Umgang mit Heimatstuben und Heimatsammlungen in Niedersachsen und Bremen, die vom 21. bis 23. September 2022 stattfand. Organisiert wurde die Tagung vom Museumsverband Niedersachsen und Bremen zusammen mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Der Schwerpunkt lag bei der Ta-

gung auf der Frage, wie diese Stuben und Sammlungen musealisiert werden können, da sie vielerorten ihre Funktion als Gemeinschaftszentren verloren haben und sich durch das Sterben der Erlebnisgeneration die Erinnerung an Flucht und Vertreibung wandelt.

Bei Heimatstuben und Heimatsammlungen handelt es sich um Sammlungen und/oder Räume, die Menschen (wie sich im Band zeigt hauptsächlich Männer) angelegt haben, die aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches geflüchtet sind oder vertrieben wurden. Wie *Reinsch* in ihrer Zusammenfassung am Ende explizit festhält, zeigten sie meist eine idealisierte Vorstellung der ehemaligen Heimat, die noch stark von der NS-Ideologie geprägt war, und transportierten ein revisionistisches Weltbild. Eine Stärke des Bandes ist, dass er den Blick auf diese Stuben und Sammlungen neu fokussiert, sie aus der Schmutzdecke der Geschichtsschreibung holt und ihnen einen neuen, anderen Wert beimisst. Von der Politik waren sie zunächst als Integrations- und Befriedungsmaßnahme angedacht, dann entwickelten sie sich zu Erinnerungsorten und werden nun in den inhaltlichen Kontext von Migration, vor allem Zwangsmigration gesetzt.

Die Aufteilung des Buches entspricht der Tagung und bildet die vier verschiedenen Panels ab. Während sich die ersten beiden Panels auf Erfahrungsberichte zur Integration der Sammlungen und Stuben in lokalen und regionalen Kontexten, aber auch Landesmuseen konzentrierten, beschäftigen sich die Referent*innen im dritten Panel mit der Eingliederung von Heimatsammlungen in Dokumentationszentren für Flucht, Vertreibung und Integration. Im letzten Panel wird der Blick auf transnationale Kooperationen geworfen und damit der Vergleich auch zu außer-europäischer Erinnerungskultur aufgemacht.

Insgesamt sind die Beiträge sehr kurz gehalten (15 Beiträge auf 160 Seiten), und vor allem in Panel 1 und 2 sind sie von Praktiker*innen für Praktiker*innen geschrieben. Sie geben Einblicke in die verschiedensten Möglichkeiten, wie mit solchen Sammlungen umgegangen werden kann, von der Archivierung und Deponierung zur Überführung in bestehende Museumskonzepte bis hin zur Rückführung in das Herkunftsgebiet. Diese Teile sind eine dringende Leseempfehlung für alle Museumsmenschen, die sich mit dem Thema auseinandersetzen müssen. Hier erhalten sie viele Anregungen und vor allem auch Kontakte zu Kolleg*innen, die sich bereits erfolgreich mit dem Umgang mit dieser Art von Sammlungen beschäftigt haben.

Im dritten Panel versammeln sich Autor*innen von allen bedeutenden Dokumentationszentren für Migration in Deutschland, die sich mit Zwangsmigration von Deutschen beschäftigen, wie etwa das Museum Friedland, das Auswandererhaus in Bremerhaven oder das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung und Versöhnung in Berlin. Hier wird deutlich, wie Flucht und Vertreibung der 1940er Jahre von Wissenschaftler*innen im musealen Kontext neu gefasst wird, es wird aber auch beschrieben, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, vor allem dann, wenn es

um die Inszenierung geht. Bisherige Opfer-Inszenierungen sind heute nicht mehr tragbar, werden aber zum Teil von den Nachfahren erwartet.

Das vierte Panel umfasst Beispiele aus Brasilien, Russland, Polen und Tschechien. Im Gegensatz zu den anderen Panels kommen hier nicht die Macher*innen zu Wort, sondern der Umgang mit solchen Sammlungen wird von außen analysiert. Besonders die Beispiele aus Tschechien sind hier für deutsche Museumsmacher*innen von Interesse. Die anderen Projekte zeigen jedoch, wie die Konstruktion von historischer Identität auf unterschiedliche Weise auf Basis solcher Stuben und Sammlungen vollzogen werden kann.

Der Band schafft es, eine große Bandbreite des Umgangs mit Heimatstuben und -sammlungen abzubilden. Der kritische Blick auf dieselben kommt dabei etwas zu kurz, wird aber am Ende in der Zusammenfassung dann doch noch geschärft. Trotz vieler Redundanzen, da sich viele Projekte auch ähneln, ist das Buch ein gutes Kompendium für Museumsmacher*innen, die sich mit der Aufgabe konfrontiert sehen, eine Heimatstube oder -sammlung zu übernehmen, aufzulösen oder in einen anderen Zusammenhang zu überführen. Positiv fällt dabei auf, dass die Beispiele eben nicht nur aus Niedersachsen und Bremen stammen, sondern aus vielen Teilen der Republik. Der Blick über die Grenzen hinweg hätte inhaltlich stärker ausfallen können, auch wäre ein Beitrag wünschenswert gewesen, der innerhalb Deutschlands das Spektrum weitet und beispielsweise auf die Zentren schaut, die von Gastarbeiter*innen gegründet wurden und niemals diesen Schutz und die Aufmerksamkeit genossen haben, wie die Heimatstuben und -sammlungen der Geflüchteten und Vertriebenen.

Markus Speidel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.25>

Marc Meißner

Mit Pinsel und Farbe zwischen Kohle und Chemie. Bernhard Franke & Walter Dötsch: Maler, Grafiker und Pioniere des DDR-Volkskunstschaffens aus Bitterfeld. Königsbrunn: Theuerdank Verlag 2023, 187 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-945350-00-3.

Die hier vorgestellten professionellen Künstler und Laienschaffenden waren Dokumentaristen ihrer Zeit und Landschaft, der Bitterfelder Industrieregion. Damit bringt das Buch beachtenswerte Bausteine in die DDR-Kunst- und Kulturgeschichte, nicht zuletzt in die Regional- und Ortsgeschichte ein. Lange vor dem „Bitterfelder Weg“, vor den zentralen kulturpolitischen Konferenzen 1959 und 1964 in Bitterfeld, wurden mit der Errichtung von Werksvolkshochschulen und Kulturabteilungen Voraussetzungen für eine betriebliche Kulturarbeit geschaffen. Hinzu kam die Bereitschaft eines zunächst kleinen Kreises von Künstlern, zu denen Bernhard Franke (1922–

2004) und Walter Dötsch (1909–1987) gehörten, Verbindung mit den Betrieben aufzunehmen. Dafür gab es Ende der 1940er Jahre auf der Suche nach Lebenssinn und existenzieller Absicherung unterschiedliche Beweggründe der Künstler. Das Angebot von jährlich einem Waggon Deputatkohle bewog beispielsweise 1950 Bernhard Franke, den Laienzirkel im Braunkohlenwerk Bitterfeld anzuleiten. Für ihn wie für Walter Dötsch, der ab 1949 und 1950 die betriebliche Kulturarbeit in Wolfen und Bitterfeld unterstützte, bedeutete die Möglichkeit eines zusätzlichen materiellen oder Gelderwerbs eine bescheidene Chance und Anerkennung. Diese galt es allerdings auch gegenüber Skeptikern und Nihilisten in Künstlerkreisen zu verteidigen. Waren die künstlerischen Wege von Franke und Dötsch schließlich selbstbestimmt und enthusiastisch, so blieben sie von Ressentiments und Widersprüchen begleitet.

Dem Jahrzehnte währenden Wirken der beiden Künstler in der und für die Region, wie auch darüber hinaus, ist die vorliegende Publikation gewidmet. Der Autor kann sich auf einige bereits vorhandene kunstwissenschaftliche Arbeiten zu den Protagonisten, insbesondere des Kunsthistorikers Peter Michel, stützen. Meißners besonderes Verdienst ist es, umfangreiche archivalische Quellen erschlossen und Zeitzeugenaussagen eingeholt zu haben. Die Komplexität der Darstellung, die die Biografien und das künstlerische Schaffen der beiden Künstler wie die Vorstellung der von ihnen angeleiteten Betriebs-Zirkel des bildnerischen Volksschaffens in Wolfen und Bitterfeld beinhaltet, macht die Besonderheit der Publikation aus. Es wird ein Spezifikum künstlerischen Schaffens in der DDR, die Zusammenarbeit professioneller Künstler mit Amateuren der betrieblichen Praxis, als ein kreativer Prozess des Gebens und Nehmens dargestellt. Detailreich enthalten sind Angaben zu den Zirkelmitgliedern, Ausstellungen und Auszeichnungen, zu Auftragsvergaben und der finanziellen Förderung durch die Betriebe. Keineswegs unberücksichtigt bleibt dabei der Blick des Verfassers auf die Auswirkungen der ideologiebelasteten DDR-Kulturpolitik im Allgemeinen wie dirigistischer Herausforderungen auf Betriebsebene.

Die Publikation macht durchaus neugierig auf Leben und Werk der beiden Künstler sowie auf die Zirkelmitglieder und ihr nebenberufliches bildnerisches Schaffen. Bernhard Franke war nach Krieg und Gefangenschaft zunächst als Fotograf in seiner Geburtsstadt Bitterfeld tätig, nahm 1948 das Studium am „Institut für angewandte Künste – Werkstätten der Burg Giebichenstein“ auf, studierte u. a. in der Malklasse von Charles Crodel, der ihn besonders nachhaltig mit seinen Intentionen für baugebundene Kunst inspirierte. Doch Franke mußte wohl auch wegen der schwierigen finanziellen Situation der Familie das Studium abbrechen. Schließlich kam ihm das Angebot des Braunkohlenwerkes, die Anleitung von zwei betrieblichen Malgruppen zu übernehmen, entgegen. In einem späteren Interview erzählte er, es sei ihm damals nicht klar gewesen, daß er sich mit der Zusage Arbeit für ein ganzes Leben eingehandelt hatte. Er leitete 25 Jahre überaus erfolgreich seinen Zirkel für

bildnerisches Volksschaffen im VEB Farbenfabrik Wolfen bzw. im VEB Chemiekombinat Bitterfeld/Betriebsteil Wolfen. Als Freischaffender und mehrmals zusammen mit seinem Zirkel beteiligte er sich von 1953 bis 1977 an den DDR-Kunstaussstellungen in Dresden. Er erhielt für sein künstlerisches Werk und sein kunstpädagogisches Engagement wie für seine gesellschaftliche Tätigkeit, vor allem im Verband Bildender Künstler wie im Kulturbund der DDR, zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen gemeinsam mit Zirkelmitgliedern, den Kunstpreis des FDGB, den Nationalpreis der DDR und den Vaterländischen Verdienstorden.

Die vorliegende Publikation untersetzt die genannten Ehrungen mit Aufzeichnungen zu Frankes umfassendem künstlerischen Werk, zu Grafiken, Ölgemälden und großformatigen Tafelbildern mit Motiven der Region, der Tagebaue, des Betriebes und seiner Menschen wie zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der internationalen Solidarität.

Hervorgehoben wird zudem Frankes aktives Wirken in der „Werkstatt für angewandte Kunst und Umweltgestaltung“ im Chemiekombinat, der ersten betriebseigenen Kunstwerkstatt in der DDR. Mit der Privatisierung und Liquidation des Chemiekombinats nach der deutsch-deutschen Vereinigung musste die Werkstatt allerdings schließen. Die meisten der in der Kunstwerkstatt geschaffenen Arbeiten zählen seit dem Abriss der Betriebsteile oder nach vorgenommenen Renovierungsarbeiten zu den Verlusten der einst vorhandenen baugebundenen Kunst.

Ein Kapitel widmet der Verfasser Frankes Zirkel für bildnerisches Volksschaffen. Die Amateure, Betriebsangehörige unterschiedlicher Berufe, stehen mit ihren individuell wie gemeinsam geschaffenen Werken im Mittelpunkt der Abhandlung. Die Schaffung von Kollektivarbeiten, wie die grafischen Zyklen „Den Frauen unseres Werkes gewidmet“ oder „Die DDR – Unsere Heimat“, das Ergebnis einer Studienreise quer durch die Republik, besaß im Arbeitsprozess des Zirkels einen besonderen Stellenwert. 1979, als bereits der Grafiker Wolfgang Petrowsky die Leitung der Gruppe übernommen hatte, wurde gemeinsam mit dem Zirkel schreibender Arbeiter die Anthologie „Bitterfelder Erkundungen“ mit Beiträgen von Bernhard Franke und Walter Dötsch herausgegeben. Der Gedanken- und Erfahrungsaustausch beim Ringen um gültige Ausdrucks- und Darstellungsformen, besonders auch des auf Reisen im In- und Ausland gemeinsam Erlebten, wurde von den Zirkelmitgliedern außerordentlich geschätzt. Darauf konnten sie nach „Abwicklung“ der betrieblichen Kulturarbeit Anfang der 1990er Jahre nur schwer verzichten. Sie schlossen sich 1992 auf Vereinstebene zusammen.

Im zweiten Teil des Buches wird der Maler und Grafiker Walter Dötsch, der langjährige Mitstreiter Bernhard Frankes, vorgestellt. Walter Dötsch hatte 1929 sein Studium an der Kunstakademie Königsberg begonnen und es 1931 in Breslau an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe bei Oskar Schlemmer fortgesetzt. Bereits nach Schließung der Akademie 1932 mußte Dötsch sein Studium beenden

und war anschließend als Dekorationsmaler tätig. Vom Kriegsdienst blieb er aus gesundheitlichen Gründen verschont. Anfang 1945 trafen ihn die Kriegsfolgen hart. Er musste seine schlesische Heimat verlassen und kam schließlich in die mitteldeutsche Industrieprovinz Bitterfeld. Als Malergeselle tätig, hatte er bereits 1946 vom gewerkschaftlichen Aufruf zur Bildung eines Mal- und Zeichenkollektivs in der Filmfabrik Wolfen gehört. 1949 übernahm er einen Kreis interessierter Laien. In der Region waren die ersten Zirkel gegründet. Dötsch hielt Kontakt zur Kunstszene, beteiligte sich an den ersten Kunstausstellungen Sachsen-Anhalts und arbeitete eng mit seinem Künstlerkollegen Bernhard Franke zusammen. 1952 und 1953 übernahm Walter Dötsch auf der Grundlage von Freundschafts- und Werkverträgen mit dem Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld und der Filmfabrik Wolfen zwei weitere Malzirkel. Nicht zu Unrecht wurde er später als „Vater der Volkskunstbewegung des bildnerischen Schaffens“ betitelt. Bekannt wurde Dötsch jedoch vor allem durch sein Ölgemälde „Brigade Nicolai Mamai“, das Gruppenporträt einer Brigade der Aluminiumschmelze des Bitterfelder Kombinats. Ehrungen und Auszeichnungen schlossen sich hierfür wie für sein künstlerisches Lebenswerk und sein Engagement im Volkskunstschaffen an. Neben dem Kunstpreis des Betriebes erhielt er u. a. den Nationalpreis der DDR, mehrmals die Goldmedaille der Arbeiterfestspiele und den Vaterländischen Verdienstorden. Eingeschlossen in die Würdigungen waren seine mehrfach mit Zirkelmitgliedern geschaffenen Wandgestaltungen in betrieblichen bzw. örtlichen Räumlichkeiten, im Kulturpalast, in der Betriebsberufsschule, im Lehrlingswohnheim und anderenorts. Sein Postulat „Auch in Bitterfeld blühen Rosen“ (Titel einer Federzeichnung von 1984) blieb für ihn trotz aller bedrückenden Verhältnisse in der umweltbelasteten Industriestadt Lebenselixier.

Ausführlich wird im Folgenden über Dötschs Zirkel für bildnerisches Volksschaffen berichtet, den Malzirkel der Filmfabrik Wolfen und die Zirkel des Chemiekombinats Bitterfeld. Die Amateure beschäftigten sich neben der Malerei und Grafik mit Textilgestaltung, Keramik und Plastik. Ihre Kunstwerke, präsentiert in Ausstellungen des In- und Auslandes, gehörten zu den Spitzenleistungen des DDR-Laienschaffens. Noch kann an eine Vielzahl von Grafikfolgen, darunter an „Schrittmacher unseres Kombinats“ oder an „Dresden – Erlebnisse einer Brigade“ erinnert werden. Das Fundament der Leistungssteigerung war nicht zuletzt die Gliederung der Zirkel in Kinder- und Jugendgruppen sowie in Fortgeschrittenenzirkel. Zu den im Republikmaßstab gebotenen Möglichkeiten besonderer Qualifizierung gehörte die Spezialschulung für Leiter des künstlerischen Volksschaffens, die von einigen Zirkelmitgliedern wahrgenommen wurde. Zu ihnen zählte Lore Dimter. Die damals hauptberuflich als Teilkonstrukteurin beschäftigte Betriebsangehörige ist noch heute kreativ tätig und wird hoch geschätzt.

Dem „Bernhard-Franke-Förderverein e. V.“ sowie den seit den 1990er Jahren tätigen Nachfolgerevereinen „Kunstverein Malerei und Grafik Bitterfeld-Wolfen e. V.“

und „Kunstverein und Jugendkunstschule Kreativ Bitterfeld e.V.“ ist zu wünschen, dass die Würdigung der Wegbereiter bewahrt und die Tradition des Laienschaffens in der Region auch weiterhin fortgeführt werden kann.

Ute Mohrmann, Bad Saarow

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.26>

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Univ.-Prof. Dr. Heidrun Alzheimer,

Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Europäische Ethnologie, 96045 Bamberg,
heidrun.alzheimer@uni-bamberg.de

Lea Breitsprecher, M. A.,

Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstr. 15,
79100 Freiburg, lea.breitsprecher@ekw.uni-freiburg.de

Christiane Cantauw, M. A.,

Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen, Scharnhorststraße 100, 48151
Münster, christiane.cantauw@lwl.org

Prof. Dr. Moritz Ege,

Universität Zürich, ISEK – Populäre Kulturen, Affolternstr. 56, CH-8050 Zürich,
moritz.ege@uzh.ch

Prof. Dr. Lina Franken,

Universität Vechta, Kulturwissenschaften, Driverstr. 22, 49377 Vechta,
lina.franken@uni-vechta.de

Prof. Dr. Nina Gorgus,

Historisches Museum Frankfurt, Saalhof 11, 60311 Frankfurt am Main, Honorarprof.
an der Eberhard Karls Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische
Kulturwissenschaft, nina.gorgus@stadt-frankfurt.de

Maribel Graf, M.A.,

Eberhard Karls Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische
Kulturwissenschaft, Burgsteige 11, 72070 Tübingen,
maribel.graf@uni-tuebingen.de

Dörthe Gruttmann, M. A.,

Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen, Scharnhorststraße 100, 48151
Münster, doerthe.gruttmann@lwl.org

Dr. Christine Hämmerling,

Ohestr. 1e, 30169 Hannover, christine.haemmerling@uzh.ch

Hannah Kanz, M. A.,

Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstr. 15,
79100 Freiburg, hannah.kanz@ekw.uni-freiburg.de

Prof. i.R. Dr. Rolf Lindner,

Humboldt Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie,
Mohrenstr. 40–41, 10117 Berlin, rolf.lindner@hu-berlin.de

Dr. Sarah May,

Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstr. 15,
79100 Freiburg, sarah.may@ekw.uni-freiburg.de

Dr. Oliwia Murawska,

Universität Innsbruck, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische
Ethnologie, Fach Europäische Ethnologie, Innrain 52d, A-6020 Innsbruck,
oliwia.murawska@uibk.ac.at

Dr. Torsten Näser,

Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Kulturanthropologie/Europäische
Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen, tnaeser1@gwdg.de

Prof. Dr. Elisabeth Timm,

Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie, Scharnhorststr. 100, 48151 Münster,
elisabeth.timm@uni-muenster.de

Prof. Dr. Sonja Windmüller,

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Seminar für Europäische Ethnologie/
Volkskunde, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, windmueller@volkskunde.uni-kiel.de

Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft



www.waxmann.com/
reihe2196-9558

herausgegeben von Daniel Drascek, Helmut Groschwitz,
Bärbel Kleindorfer-Marx und Manuel Trummer

.....

Band 44



Ann-Kathrin Heiß
**Antikensehnsucht und
Lebenswirklichkeit –
Franz I., Graf zu Erbach-
Erbach (1754–1823)**
Adlige Inszenierung und
Selbstthematization in Krisen-
und Umbruchzeiten

2023, 342 Seiten, br., 44,90 €,
ISBN 978-3-8309-4640-3

Band 45



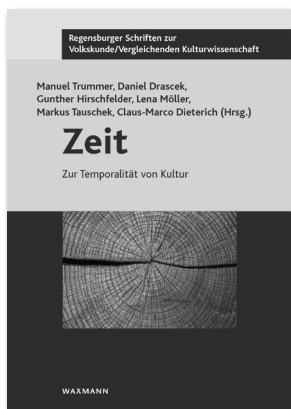
Robin von Taeuffenbach

Schmutz, Elend und Gewalt?

Das Mittelalter als
mediale Retrodystopie
in filmischen
Umsetzungen des
Shakespeare-Dramas
Henry V

2023, 116 Seiten, br., 27,90 €,
ISBN 978-3-8309-4687-8

Band 43



Manuel Trummer, Daniel
Drascek, Gunther Hirschfelder,
Lena Möller, Markus Tauschek,
Claus-Marco Dieterich (Hrsg.)

Zeit

Zur Temporalität
von Kultur

2023, 422 Seiten, br., 49,90 €,
ISBN 978-3-8309-4714-1

WAXMANN
www.waxmann.com
info@waxmann.com

Lina Franken

**Digitale
Methoden für
qualitative
Forschung**
Computationelle
Daten und Verfahren

2023, 284 Seiten, br., 22,90 €,
ISBN 978-3-8252-5947-1

WAXMANN
www.waxmann.com

utb.

www.utb-shop.de



Text Mining und Topic Modeling, Netzwerkanalyse, Sentiment Analyse, Visualisierungen oder digitales Annotieren: Computationelle Methoden sind auch in der qualitativen Forschung angekommen. Sie können Forschungsprozesse unterstützen und erweitern.

Der Band zeigt in verständlicher Form mit konkreten Lösungen auf, welche Verfahren für welche Analyse-schritte geeignet sind. Dafür werden auch Möglichkeiten der digitalen Datenerhebung sowie Grundkenntnisse der Digital Literacy vermittelt.

In einem Glossar sind hilfreiche nachnutzbare (open source) Software, Online-Portale und Daten-repositorien gebündelt. Übungsaufgaben ermöglichen die praktische Anwendung des Grundlagen-wissens. Studierende und Forschende können auf Basis des Bandes selbstständig digitale Daten und Verfahren zielgenau verstehen, anwenden und hinterfragen.